



Amalia Barboza / Markus Dauss (Hg.)

Konzept Campus

Transformationen des universitären Feldes

Konzept Campus

Transformationen des universitären Feldes



Konzept Campus

Transformationen des universitären Feldes

Herausgegeben von
Amalia Barboza und Markus Dauss



Atelier
de
Recherche



FORSCHUNGSZENTRUM
HISTORISCHE GEISTESWISSENSCHAFTEN
FRANKFURT HUMANITIES
RESEARCH CENTRE



FREUNDE
DER UNIVERSITÄT



UNIVERSITÄT
DES
SAARLANDES



GOETHE
UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN

kunstuniversitätlinz
Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 veröffentlicht.



FACHINFORMATIONSDIENST KUNST · FOTOGRAFIE · DESIGN

Publiziert bei arthistoricum.net, Universitätsbibliothek Heidelberg 2022.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf <https://www.arthistoricum.net> dauerhaft frei verfügbar (Open Access).
urn: urn:nbn:de:16-ahn-artbook-947-6
doi: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.947>

Text © 2022, Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Verfasser.

Umschlagillustration: Amalia Barboza
Abbildungen S. II, VII-XXIX, 261-283: Sprengung des AfE-Turmes,
Fotos: Eduardo Perez
Abbildungen S. 7, 163: Foto: Markus Dauss

ISBN 978-3-98501-055-4 (Hardcover)
ISBN 978-3-98501-054-7 (PDF)

SEMPER APERTUS

„Ich übergebe Ihnen heute ein Haus zum Gebrauch ...“

Ferdinand Kramer im Jahre 1960 bei der Übergabe des Philosophicums
der Goethe-Universität Frankfurt

























Inhalt

1 Vorwort

Amalia Barboza und Markus Dauss

Perspektiven der Wissenschaft

9 Einleitung: Bausteine zum Campus.

Zu den wissenschaftlichen Positionen des Bandes

Markus Dauss

15 Konzept Campus. Perspektiven, Probleme, Praktiken

Markus Dauss

43 *Community* und *communication*.

**Zur Planung der neuen englischen Universitäten
in den 1960er Jahren**

Stefan Muthesius

59 Von der Kaserne zum *academical village*.

**Politische und architektonische Konzepte
für die Universität des Saarlandes (1947/48–1964)**

Lil Helle Thomas

77 *Der Campus Bockenheim* in Frankfurt – ein ‚Wissensraum‘ für die Demokratie?

Bettina Marten und Markus Dauss

97 Positionsbestimmungen.

**Die Frankfurter Universitätsbauten
in der Architekturkritik 1950 bis 1964**

Helen Barr

111 Die Bauten des *Campus Westend* als ‚Corporate Architecture‘

Markus Dauss

139 The University as a Media Complex:

The United States after 1940

Reinhold Martin

151 Die Universität als Medienkomplex.

Die USA nach 1940 (deutsche Übersetzung)

Reinhold Martin

Perspektiven der Kunst

- 165 Einleitung: Künstlerische Strategien als transformative Wissenspraktiken. Zu den künstlerischen Positionen des Bandes**
Amalia Barboza
- 183 Der Campus als Architekturlandschaft, atmosphärischer Parcours und heterotopisches Kabinett**
Boris Sieverts
- 191 Resonanzen. Zwischen Träumen und Archetypen**
Amalia Barboza
- 203 *Terrain Vague*. Psychotektonisches Kampieren im offenen Campus**
Georg Winter
- 215 *Labor für Raumstrategien*. Ein kollaboratives Projekt zur Erforschung neuer Arbeits- und Sozialformen**
Iris Dzudzek und Jakob Sturm
- 223 Architekturen der Bildungsmoderne. Asynchrone Räume des Wissens**
Sabine Bitter und Helmut Weber
- 237 L'Université Paris 3. L'imaginaire bâti**
Tânia da Rocha Pitta
- 245 Die Universität Paris 3. Das gebaute Imaginäre (deutsche Übersetzung)**
Tânia da Rocha Pitta
- 255 Die Autor*innen**

Vorwort

1| Szene auf dem Campus
Westend der Goethe-Universität
Frankfurt am Main, im Spiegel:
RUW-(Recht- und Wirtschafts-
wissenschafts-)Gebäude, 2008,
Müller Reimann



Der Campus und seine Bebauung sind Paradebeispiele dafür, dass Architektur in ihrer täglichen Nutzung meist unaufmerksam und beiläufig wahrgenommen wird.¹ Dass dem nicht immer so sein muss, hat eine Tagung im Sommer 2016 in Frankfurt am Main gezeigt, deren Fokus universitäre Bauten und Räume waren (Abb. 1).

Der vorliegende Band vereint Beiträge dieser Veranstaltung, die Ergebnis einer Kooperation der Goethe-Universität mit der Universität des Saarlandes war. Wir, die Initiierenden des Treffens, hatten uns schon einige Jahre zuvor im Rahmen einer Studiengruppe am *Forschungszentrum Historische Geisteswissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt* mit der sozialen Bedeutung und Wirkung von Architekturen befasst.² In einer Zeit, in der die Goethe-Universität sich in einem massiven räumlichen Wandel befand, stellte sich uns mit Nachdruck die Frage, wie dieser Lehre und Forschung beeinflusst. Für die gemeinsame Suche nach Antworten luden wir Vertreter*innen³ aus unterschiedlichen humanwissenschaftlichen Disziplinen, aber auch Bildende Künstler*innen nach Frankfurt ein. Nicht nur *im Rahmen* der dortigen Räume, sondern auch *in Auseinandersetzung mit diesen* führte die Tagung diskursive Reflexionen und ästhetische Praktiken zusammen.

Niemand konnte damals, während unseres Austausches, die Corona-Pandemie vorausahnen, während der dieser Band fertig gestellt wurde. Ein Effekt der Krise ist, dass sich der Anblick ehemals belebter Orte grundlegend verändert hat. Das gilt gerade auch für Universitätscampusse: Die Umstellung auf videobasierte Lehrformate und Distanzkommunikation hat diese weitestgehend leergefegt. Die

1 Man kann diese Wahrnehmung als eine ‚zerstreute‘ beschreiben. Das Konzept der Zerstreuung wurde von Walter Benjamin konturiert, demzufolge sie einen entscheidenden medialen Parameter bei der Rezeption von Gebautem darstellt (Benjamin 2013, S. 137). Neuerdings dazu: Doll 2013.

2 <https://fzhg.org/studiengruppen/studiengruppen-ff5/architektonischer-affekt-und-gebaute-imagination> (10.01.2021).

3 Der Band verwendet geschlechtergerechte Sprache, wo es die historischen oder aktuellen Sachverhalte nicht verzerrt oder historische Bezeichnungen nicht verändert. Wo dies nicht eindeutig zu recherchieren ist, wird in der Regel der geschlechtergerechten Bezeichnung der Vorzug gegeben.

geringe Frequentierung, die die Digitallehre mit sich bringt, unterwirft die analogen Räume einem regelrechten Verfremdungseffekt. Die dort herrschende, ungewohnte Leere mag man als unheimlich, ja dystopisch wahrnehmen (entsprechende Sorgen sind sicherlich nicht unberechtigt) – man kann sie aber auch als Denkraum stiftend verstehen.⁴

Zweifellos sind universitäre Räume primär für die diskursive Interaktion geschaffen. Zugleich aber sind nicht nur kommunikativer Betrieb und didaktisches Miteinander zentraler Teil des institutionellen Selbstentwurfs von Universitäten, sondern auch Ruhe, Besinnung und Rückzug. Immer schon haben akademische Räume in der Nachfolge religiöser Klausur durch Weltabkehr oder -verzicht ein konzentriertes Lernen oder Forschen ermöglicht.

Die ursprüngliche Bedeutung von Campus (= *freies Feld*) benennt ja genau diese Koppelung von partieller Abwendung und entsprechendem Gewinn von Freiraum. In Letzterem konnten sich nicht nur experimentelle Formen des Denkens, sondern auch alternative Modelle des Zusammenlebens entfalten sowie neue Gruppierungen konstituieren. Möglicher Weise lässt das aktuelle Bild der von Personen befreiten Campusse diese auch wieder als *tabulae rasae* für gedankliche und soziale Neuentwürfe greifbar werden. Diese ideelle oder utopische Dimension war, ob man sie nun verteidigt, in Zweifel zieht oder kritisiert, immer schon Baustein universitärer Institutionalität – und Konsequenz der von ihr beanspruchten Freiheit.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass nun nicht mehr nur die jüngst erbauten Universitätsensembles an Idealstadtveduten der Renaissance erinnern (Abb. 2, 3 und 4) – auch diese zeigen oft (fast) menschenleere Räume –, sondern auch die entleerten Campusse älteren Datums, die meist der Spätmoderne entstammen und für den Massenbetrieb geschaffen wurden. Plötzlich scheint in ihnen zudem etwas von der konzeptuellen Leere auf, die häufig auch fotografischen Darstellungen von Bauten der klassischen Moderne zu eigen ist. Sozialreformerischen oder -utopischen Programmen verpflichtet, wurden diese meist als unbelebte Gehäuse inszeniert – als leere Container potenzieller Funktionen. Zwar mag diese ‚Evakuierung‘ symptomatisch für Defizite der Moderne sein, die wir heute mit technizistischem Idealismus verbinden. Aber zugleich fungiert die Leere nicht nur als reiner Selbstzweck, um die konzeptuelle oder visionäre Dimension der neu entworfenen, ‚puren‘ Räume zu unterstreichen; vielmehr kann sie auch, gerade aktuell, als Apell gelesen werden, diese mit neuen Formen des Lebens und der Interaktion zu füllen – als würde die Corona-Pandemie für einen Moment einen Wendepunkt (*Nepantla*) markieren, an dem die Möglichkeit von Veränderungen aufscheint.⁵

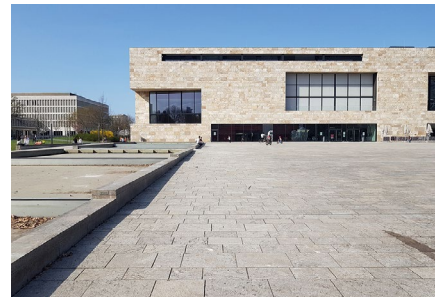
⁴ Im Sinne Aby Warburgs als durch Distanzierung vom Unmittelbaren gewonnener Reflexionsraum. Dazu: Tremml 2014.

⁵ Die Erfahrung von Wendepunkten in Krisensituationen wird von Gloria Anzaldúa (2009) mit dem Konzept *Nepantla* gefasst, das aus Zentralmexico

2| Idealstadt, ca. 1470, Piero della Francesca (oder Umkreis)



3| Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide



4| Campus Westend der Goethe Universität mit dem PEG- (Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-) Gebäude, 2013, Müller Reimann



Zu verhandeln ist dann, was das Konzept *Campus* in sozialer Hinsicht (noch) bedeuten kann und soll. Was wollen wir von diesem Konzept beibehalten, was weiterentwickeln?

Aber vom Handlungs- und Kommunikationsraum noch einmal zurück zum Denkraum. Die Ausnahmesituation der Menschenleere macht, wie generell Schnitte im Kontinuum von Nutzungsroutinen, das Vertraute sichtbar. Sie schärft die Aufmerksamkeit für das Konventionalisierte und bringt das habituell Angeeignete zu Bewusstsein. Das „beiläufige Bemerkte“ weicht dann einem „gespannten Aufmerken“ (Benjamin 2013, 137). Das gilt nicht nur für die aktuelle Corona-Zeit. Ähnliche Effekte zeitigte schon der ursprüngliche Anlass, auf die unsere Beschäftigung mit dem Raumtypus Campus als Forschungsgegenstand zurückging:



Im Jahre 2014 wurde in Frankfurt am Main der sog. AfE-Turm gesprengt (Abb. S. II / Frontispiz). Das Hochhaus, im Stil des Brutalismus gehalten, war 1972 als weithin sichtbare Markierung des *Campus Bockenheim* entstanden. Es beherbergte die Gesellschafts- und Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität und war ein Symbol ihrer institutionellen und zeitbedingt sozialen Bedeutung. Die spektakuläre Sprengung des Turmes besiegelte eine 2001 angelegene räumliche Verlagerung der Goethe-Universität vom *Campus Bockenheim* auf den *Campus Westend*. Der örtliche Transfer bedeutete nicht nur einen massiven Habitatwandel mit Folgen für den Umgang der Nutzer*innen mit dem Raum, sondern auch einen klaren Konzeptwechsel mit Konsequenzen für institutionelle Identitätsbestimmungen. Mit den im Westend bezogenen Architekturen kamen und kommen andere Typologien, Zeitschichten und Kontextbezüge zum Tragen als zuvor. Denn der Gründungsstandort der Frankfurter Universität, stets wichtig für Identitätsverortung und Eigengeschichtsschreibung, wurde aufgegeben. Im Westend hingegen wurde kein ‚freies Feld‘ besetzt, sondern ein architektonisch und räumlich vortrukturiertes Terrain. Dort etablierte sich eine stärker nach innen und auch elitärer orientierte Universität. Sie trat an Stelle einer offenen und öffentlichen Universität, die sich dem benachbarten Stadtteil Bockenheim und dessen Alltagsleben auch räumlich zuwandte – ein Paradigmenwechsel!

Dieser architektonische und kulturelle Cut veranlasste nicht nur uns, sondern auch viele andere Lehrende, sich bewusster mit ihren räumlichen Arbeitsbedingungen zu befassen und dabei auch grundlegende Fragen zu stellen: Welchen Einfluss können Räume und Campus-Anlagen ausüben, welchen Einflüssen unterliegen sie selbst? Wie lassen sich diese Räume und deren tägliche Nutzung analysieren? Inwieweit gelingt es, mit neuen architektonischen und urbanen Konzepten andere Lehr- und Studien-Kulturen zu ermöglichen? Gibt

(*Nahuatl*) stammt. Es bezeichnet einen dynamischen Zustand des Dazwischen, des Sich-in-einem-Grenzgebiet-Befindens, in dem Akteur*innen in Reaktion auf eine neue Situationen Veränderungsstrategien entwerfen und anwenden.

es Möglichkeiten, trotz der Dominanz eines bestimmten architektonischen Rahmens, kritische Perspektiven oder subversive Strategien zu entwickeln? Welche Möglichkeiten bieten künstlerische und soziale Interventionen, um experimentell über die Macht der Räume zu reflektieren? Können sie eventuell dazu anstiften, andere Pfade als die vorgegebenen oder ausgetretenen zu beschreiten?

Ausgelotet worden sind entsprechende Spielräume seit einigen Jahren z. B. im Umkreis der Hochschule der Bildenden Künste Saar sowie auch auf dem Campus der Universität des Saarlandes (Abb. 5 und 6). Hier fanden subversive Interventionen Artikulationsraum, aber auch Reibungspotential vor. Auf der Tagung vom Sommer 2016 waren zentrale Akteur*innen präsent und vermittelten anschaulich ihre Konzepte. Ihnen entsprechen künstlerische Blicke und Eingriffe an anderen Orten, gerade an solchen, die durch massive Umstellungen geprägt sind. Wie sich dort kritische oder von den offiziellen Lesarten abweichende Lektüren etablieren lassen, wurde ebenfalls deutlich: Vorgestellt wurden künstlerische Positionen, die unterschiedliche universitäre Räume in Europa wie den USA kritisch erforschen oder deren dominante Muster und offiziell präsentierten Narrative durchkreuzen. Die Spannweite ihrer Verfahrensweisen ist breit: Sie beginnt beim Finden neuer Wege über den Campus, führt über das Verabreichen bewusstseinsverändernder ‚Infusionen‘ und endet bei Foto-Wand-Installation bzw. Intervention *in situ*. Diese Praktiken und Präsentationen schieben sich zwischen die eng verzahnten institutionellen Logiken und deren räumliche oder bauliche Übersetzung. Sie versuchen, gewohnte Wahrnehmungen zu destabilisieren und Zäsuren im räumlichen und zeitlichen Kontinuum zu akzentuieren.

Speziell die Verfahren ‚künstlerischer Forschung‘ versuchen, aus dem Gesichtsfeld Ausgeblendetes oder intentional Verdecktes wieder sicht- und kritisierbar zu machen. Dafür gräbt sich diese Art der Recherche investigativ oder explorativ in institutionelle Bestände, räumliche Muster oder subjektive Verhaltensweisen ein. Wenn sie gelingen oder fündig werden, vermögen ästhetische Praktiken also das ‚Feld‘ (= *Campus*) wieder zu öffnen – für von hier verbannte Träume, ausgeblendete Imaginationen oder nicht vorgesehene Aneignungsweisen, jenseits jeder Festlegung. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, welcher Einhegungsversuche und Funktionalisierungen seitens der Institution *Universität*, Ihrer Angehörigen oder Nutzer*innen sie sich dabei erwehren müssen und können.

Der Campus ist als institutionelles Konzept wie Sozialmodell ein umkämpfter Raum: Er kann divergierende Aus- bzw. Umgestaltungen erfahren und ganz unterschiedlich besetzt werden. Ziel der Tagung und dieses Bandes war bzw. ist es, die Vielfalt von Möglichkeiten an aktuellen wie historischen Beispielen aufzuzeigen wie zu reflektieren. Der Blick auf die Geschichte wie Gegenwart des Campus macht auch die Spielräume erahnbar, die wir als tägliche Nutzer*innen haben, um uns diese institutionellen Räume anzueignen, zu beleben – und zu transformieren. Instruktiv ist dabei nicht nur der Blick auf baulichen

5| Modulhaus für Flüchtlinge in der Handwerkergerasse im Weltkulturerbe Völklinger Hütte, Dependance der HBK Saar, 2015



6| Aufbau einer Jurte mit Boris Pietsch am Tag der offenen Tür, Universität des Saarlandes, 2013



**7+8| Plakate der Tagung,
Goethe-Universität Frankfurt
am Main, 2016**



Realisierungen und räumlichen Formen, sondern auch die Analyse von historischen Dokumenten, programmatischen Reden sowie kritischen (– teils verstummten –) Stimmen. Anspruch kann es bei all dem natürlich nicht sein, eine vollständige Bestandsaufnahme zu liefern. Der Campus ist ein zu weites Feld, um ihn in seiner ganzen gestalterischen Bandbreite bzw. historischen Tiefe erschöpfend vermessen zu können. Zu beleuchten sind lediglich ausgewählte, zeitdiagnostisch signifikante wie historisch markante Facetten eines sehr langlebigen Konzeptes. Langlebig, blickt es doch schon rein begrifflich auf eine bald dreihundertjährige Historie zurück – seine gestalterische Genealogie kann ja sogar noch weiter zurückverfolgt werden – und wird vermutlich auch den neueren Digitalisierungstendenzen noch länger die bauliche Front bieten.

Die Schwerpunkte der in diesem Band versammelten Beiträge werden in zwei gesonderten Einführungen summarisch vorgestellt, entsprechend dem zweiteiligen Aufbau der Tagung. Die erste macht mit den multiplen Perspektiven der Wissenschaft vertraut, kritisch auf ihr eigenes Arbeitsumfeld und damit die räumlichen Bedingungen ihrer eigenen Produktion zu schauen. Die zweite präsentiert die Vorgehensweisen der Kunst, sich auf oder zu Campussen zu positionieren, deren Strukturen künstlerisch und performativ zu erforschen oder deren Mythen zu dekonstruieren.

Dank

Gastgeber der damaligen Tagung war das Kunstgeschichtliche Institut der Goethe-Universität. Unterstützt haben die Veranstaltung *das Forschungszentrum Historische Geisteswissenschaften an der Goethe Universität*, die *Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität* und die Fachrichtung Kunst- und Kulturwissenschaft der Universität des Saarlandes. Bereichert haben das Treffen aber auch alle Teilnehmer*innen, die uns an den sehr warmen Sommertagen des Juli 2016 bei unserer Auseinandersetzung mit dem Campus begleitet haben.

Wir danken Eduardo Perez für die Fotos von der Sprengung des AfE-Turmes und Rainer Hartz für die Fotos des Saarbrücker Campus, die für die Plakate der Tagung verwendet wurden (Abb. 7 und 8). Dank gebührt auch Victoria Frenzel (Berlin) und Jasmin Roth (Frankfurt) für redaktionelle Überarbeitungen und übersetzerische Tätigkeiten.

Literatur

- Anzaldúa, Gloria: Let Us Be the Healing of the Wound. In: Ana-Louise Keating (Hg.): The Gloria Anzaldúa Reader, Durham 2009, S. 303–317
- Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Dritte Fassung). In: ders.: Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Bd. 16: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, hg. von Burkhardt Lindner, Berlin 2013, S. 96–141
- Doll, Martin: Architekturwahrnehmung im Gebrauch Haptische Rezeption, Propriozeption und ‚beiläufiges Bemerkten‘. In: Sabine Ammon u. a. (Hg.): Architektur im Gebrauch gebaute Umwelt als Lebenswelt, Berlin 2018, S. 122–137
- Trembl, Martin u. a. (Hg.): Warburgs Denkraum. Formen, Motive, Materialien, München 2014

Abbildungen

- Abb. 1 Szene auf dem Campus Westend der Goethe-Universität Frankfurt am Main, im Spiegel: RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäude, 2008, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 2 Idealstadt, ca. 1470, Piero della Francesca (oder Umkreis). Tempera auf Holz, 66,4×238,5 cm, Urbino, Galleria Nazionale delle Marche, https://de.wikipedia.org/wiki/Idealstadt#/media/Datei:Formerly_Piero_della_Francesca_-_Ideal_City_-_Galleria_Nazionale_delle_Marche_Urbino_2.jpg (22.02.2021)
- Abb. 3 Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss
- Abb. 4 Campus Westend der Goethe Universität mit dem PEG-(Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-)Gebäude, 2013, Müller Reimann, und dem Präsidial-Gebäude, 2013, dies., Foto: Markus Dauss
- Abb. 5 Modulhaus für Flüchtlinge in der Handwerker-gasse im Weltkulturerbe Völklinger Hütte, Dependance der HBK Saar, Foto: Georg Winter
- Abb. 6 Aufbau einer Jurte mit Boris Pietsch am Tag der offenen Tür, Universität des Saarlandes, 2013, Foto: Amalia Barboza
- Abb. 7+8 Plakate der Tagung, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2016

Perspektiven der Wissenschaft



Einleitung: Bausteine zum Campus. Zu den wissenschaftlichen Positionen des Bandes

Der Campus ist einerseits ein spezifisch definierter Raumtypus, andererseits ein weites Feld. Es kann nur, um im Bilde zu bleiben, mit Hilfe unterschiedlicher *tools* bestellt werden, und um es zu vermessen, sind unterschiedliche Blickpunkte einzunehmen. Beides versuchen die in diesem Band versammelten Beiträge. Sie schauen auf markante Beispiele für Campusse nicht nur aus im engen Sinne architekturhistorischen Perspektiven – mit ihrem klassisch Fokus auf dem Objektbestand, seiner Entwurfs- bzw. Baugeschichte –, sondern auch aus denjenigen von Raum- und Stadtplanung. Sie analysieren politische Programme, institutionelle Selbstentwürfe, ideologische Aufladungen und kritische Wahrnehmungen. Bedacht werden auch räumliche und diskursive Kontexte sowie mediale Dimensionen des Gebauten – etwa Bezüge zur Sprache, zur Bildlichkeit wie auch zu den Apparaten moderner Informationsverarbeitung. So kann, das ist die Hoffnung, ein zumindest loser Eindruck von der Komplexität des Konzeptes *Campus* vermittelt werden. Ein Gesamtbild hingegen liegt weit außerhalb der vom Band angestrebten Reichweite. Gerade beim Campus gilt: Das, was sich jenseits des Horizontes verbirgt, erstreckt sich viel weiter als das Überschaubare und Erfasste.

Der *Wissenschafts*-Teil des Band wird – nach einer Einführung in Facetten von Campus-Konzepten von Markus Dauss – mit einem Blick auf die britische Insel eröffnet, Wiege der *college*-Kultur. Stefan Muthesius widmet sich der Frage, wie dort in den sog. *New Universities* nicht nur die autochthone *college*-Typologie, sondern auch die der als amerikanisch geltenden Campus-Universität verarbeitet wurde. Diese Institute entstanden in den 1960er Jahren als Manifeste des englischen Wohlfahrtsstaates. Dabei ging es nicht nur um taugliche Strukturen für eine ungekannte Masse an Studierenden, sondern auch um eine symbolische Transformation der althehrwürdigen, ja elitären *Oxbridge*-Tradition – die den demokratischen Leitideen der Gemeinschaftsstiftung und Kommunikation angepasst wurde. Letztere sollten in den sieben neuen Universitäten mit architektonischen Mitteln der Ensembleplanung angeregt werden, sich aber doch auch

in informellem Rahmen frei und spontan entfalten. Verbindende Wege mit Schnittstellen und Begegnungspunkten galten dabei als Mittel, die traditionelle Isolation von *colleges* zu durchbrechen und nun strukturiert auf die erforderlichen Dimensionen eines Campus zu öffnen. Zugleich wurden die neuen Anlagen auch mit Schlüsselbegriffen der visionären Stadtplanung der Zeit belegt, etwa *cluster* oder *megastructure*. Emanzipatorische Aufladung und großmaßstäblicher Zugriff galten dabei als komplementär – eine heute so nicht mehr gültige Gleichung.

Lil Helle Thomas betrachtet die architektonischen und raumplanerischen Konzepte, mit denen in den 1950er Jahren für die 1948 gegründete Universität des Saarlandes über 4 km vom Saarbrücker Zentrum entfernt ein Campus erstellt wurde. Mit der im damals politisch teilautonomen und ökonomisch eng mit Frankreich verflochtenen Saarland gegründeten Hochschule liegt ein interessanter Sonderfall vor: Zu behausen war eine akademische Institution, die, eng an den westlichen Nachbarn gebunden, einen dezidiert europäischen Anspruch zu vertreten hatte. Wie ließ sich vor diesem Hintergrund mit dem übernommenen Bestand von Kasernen aus der NS-Zeit umgehen? Inwieweit standen die Ausbauprogramme der Nachkriegszeit im Zeichen der Absetzung davon? Nahm in ihnen wirklich, wie als Anspruch im Hintergrund stehend, das zeitbedingte Dogma ‚demokratischen‘ Bauens Gestalt an? Und wie nachhaltig waren Intention und Konzepte, aus dem Saarbrücker Campus buchstäblich einen ‚europäischen Hochschulraum‘ *in nuce* zu machen? Nicht zuletzt ist auch zu fragen, was das für die heutige Positionierung der Universität im *Saar-Lor-Lux*-Gebiet bedeutet.

Die drei folgenden Beiträge widmen sich den jüngeren Umstellungen in Frankfurt am Main, die Mitauslöser für unsere Beschäftigung mit Campuskonzepten waren.

Bettina Marten und Markus Dauss untersuchen den Campus als architektonisch gefassten Sozialraum („Soziotop“), der auf die Tradierung und vor allem Transmission von Wissen angelegt ist. Ihr Beispiel ist dabei eben die Frankfurter Universitätsarchitektur der Nachkriegszeit, deren Nutzung in absehbarer Zeit enden wird. Der Re-Emigrant Ferdinand Kramer hatte die Bauten ab 1952 im Stadtteil Bockenheim, dem Standort der Universität Frankfurt seit ihrer Gründung, erstellt. Ein Gebot dabei war, sich spezifisch vom repräsentativen ‚Wissenschaftsschloss‘ des historistischen Jügelhauses, Keimzelle der Universität, wie auch allgemein vom NS-Monumentalismus abzusetzen. Im Gegensatz dazu verfolgte der Universitätsbaudirektor bei seinen Campusplanungen und Instituten wie Zentraleinrichtungen dezidiert ‚moderne‘ Leitbegriffe: Ganz oben standen Flexibilität, Variabilität und Multifunktionalität. Sie galten nicht nur als Werte einer funktional determinierten Architektur. Vielmehr sollten sie auch als Träger eines demokratisierenden Effektes fungieren, den eine durch Leichtigkeit und Offenheit stimulierende Lernumgebung zu erzielen hatte. An diesem Beispiel, die Institution *Universität* und ihre Räume

weniger statisch, sondern dynamisch aufzufassen, lässt sich zudem ein entscheidender Kulturtransfer aufzeigen: Kramer orientierte sich am Konzept des amerikanischen Campus, auch wenn er vom anfangs diskutierten Vorschlag abrückte, den Campus auf einen peripheren Standort zu verlegen. Ein konkretes Vorbild war das vom Emigranten Mies van der Rohe geschaffene Ensemble für das *Illinois Institute of Technology* (IIT), eine Inkunabel des modernen Hochschulbaus in der Peripherie von Chicago. Der IIT-Campus war landschaftlich geöffnet (auf die *Plains*), zugleich aber als Reproduktion des urbanistischen Rasters der umgebenden Metropole angelegt wie auch auf deren Strukturen bezogen. Bei der Transposition dieses Modells auf den etablierten Frankfurter Standort hatte Kramer sich auf limitierte räumliche Ressourcen einzustellen. Er fand dabei u. a. zu einer Hochhauslösung – einer der auffallendsten, aber nur begrenzt nachhaltigen Erweiterungen der Typologie des Hochschulbaus.

Der Beitrag von Helen Barr wendet den Blick von den Planungen und Realisierungen hin auf deren Wahrnehmung. Sie analysiert also den von Marten und Dauss vorgestellten Campus als einen mentalen wie auch sprachlich verfassten Plot. Barr zeigt in ihrer Lektüre der Diskurse der 1950er und 1960er Jahre, wie der Frankfurter Nachkriegs-Campus in der damaligen Architekturkritik und -publizistik gesehen wurde. Dabei wird über zentrale Begrifflichkeiten die Einbindung in die zeitgenössischen, häufig polemischen Debatten um die Konzepte des Wiederaufbaus im Nachkriegsdeutschland anschaulich. Rationalität und Uniformität – als Kramers Bauten zugeschriebene Größen – werden dabei bereits kritisch hin- und her gewendet. Vor allem artikuliert sich aber, mal mehr, mal weniger manifest, dass auch im Hochschulbau die damalige jüngere Vergangenheit Deutschlands als eine Art historische Schwelle präsent ist. Die NS-Zeit wird dabei im Hinblick auf Kontinuitäten wie Zäsuren, sowohl retrospektiv wie prospektiv, beäugt, wodurch sich eigentlich schon ein komplexes Bild von architektonischer Moderne abzeichnet. Es findet seine Entsprechung in einer vielfältigen, häufig doppelt codierten Sprache der damaligen Akteur*innen und Diskutant*innen.

Auch Markus Dauss untersucht Bauten der Universität Frankfurt, und zwar das Ensemble, das nach 2001 sukzessive auf dem *Campus Westend* entstanden ist. Er liest es als *corporate architecture* einer Hochschule, die sich architektonisch wie vor allem medial-kommunikativ neu entwirft. In den begleitenden Diskursen wurde nicht nur institutionell, sondern auch im Hinblick auf die räumliche Artikulation der Bezug zu amerikanischen Campus-Universitäten bzw. zum Prestigemodell der *Ivy-League*-Universitäten hergestellt – ein rhetorischer Shortcut, der in vielem mehr Ausdruck von Wünschen als Realitäten ist. Die Ironie besteht darin, dass zeitgleich zum Ausbau des Standorts im Westend der gestalterisch tatsächlich amerikanisch inspirierte *Campus Bockenheim*, wie von Marten und Dauss gezeigt, nicht nur physisch, sondern auch als symbolische Referenz verfällt. Zudem ist seine Überschreibung mit einem ‚Kultur-Campus‘-Konzept bereits seit 2003

bzw. 2010 programmiert. Im Westend hingegen dominiert stattdessen eine viel beschworene Anknüpfung an das IG-Farben-Gebäude Hans Poelzigs (1928–31), das seit der Jahrtausendwende umgenutzt wird. In das Design der Unternehmenszentrale waren zwar auch amerikanische Vorbilder eingeflossen, allerdings solche aus dem Verwaltungsbau. Aber gerade dann, wenn man die Ausbautranchen in den Grünzonen des Westends nicht nur mit dem Nachkriegscampus in Bockenheim, sondern auch mit dem umgenutzten *historischen* Monument am Standort abgleicht, fallen signifikante Unterschiede ins Auge. Deren Bedeutung aber wird wiederum dann klar, wenn man den Wandel des urbanen Kontextes mit betrachtet: Die Konnotation des ‚hochwertig‘ konnotierten Stadtteils Westends ist eine ganz andere als diejenige Bockenheims, was dem Selbstentwurf der Goethe-Universität als ‚Bürgeruniversität‘ eine spezielle Note verleiht.

Der Beitrag von Reinhold Martin verlässt den europäischen Orbit: Er fokussiert amerikanische Campusse ab dem Zweiten Weltkrieg, also Räume, deren Entstehung ungefähr zeitgleich mit dem Frankfurter Campus in Bockenheim ansetzt. Martin hat dabei die Diffusion des *Campus*-Begriffes im Blick: In den USA benennt *Campus* schon seit den 1940er Jahren auch die Ensembles, in denen unternehmerisch oder sogar militärisch verwertbares Wissen hergestellt wird. Unter dem Schlagwort der *multiversity* versuchten forschungsstarke Universitäten nun, in Analogie zu diversifizierten ‚Multis‘, *joint-ventures* mit entsprechenden Akteur*innen herzustellen. Sie entwarfen als Schnittstelle Forschungs-Campusse, an denen häufig auch Menschen und Maschinen interagierten. Auch für Unternehmen selbst wurde im gleichen Zeitraum die Ressource *Wissen* strategisch immer relevanter – zentraler als die Verfügung über physische Kräfte. Folglich lehnten sie sich bei der Gestaltung von *Environments*, an denen moderne Wissensarbeiter tätig werden sollten, an etablierte Campus-Modelle an. Sie optimierten sie aber zugleich unter den Gesichtspunkten neuer Techniken der maschinellen Informationsverarbeitung, aber auch der Arbeitsergonomie, um ihrem Personal ein produktives Umfeld zur Verfügung zu stellen. Martin betrachtet daher nicht allein die Architektur, sondern den Verbund architektonisch gestalteter Räume, Umgebungen, Apparate und Menschen als integrierte Medienkomplexe. In ihnen steht ein von vielen Mühen befreiter, vernetzter Wissensarbeiter im Zentrum – zumindest scheinbar befreit, denn er lässt sich zugleich als purer Annex dieser Komplexe betrachten und ist weiterhin an Weisungen gebunden, ja muss sogar fragwürdige Programme exekutieren; Martin zeigt dies an der Atomforschung oder der chemischen Industrie. Selbst als pfleglich, ‚human‘, behandelte Ressource bleibt der moderne Wissensarbeiter letztlich austauschbar. Das verbindet ihn mit seinem absoluten Gegenbild, dem depravierten Industriearbeiter, der Anlagen und Infrastrukturen am Laufen hält oder an subalternen Stellen in Medienkomplexen seinen *Maintenance*-Dienst tut. Martin untersucht, wie Campus-Architekturen an der Produktion entsprechender

Dialektiken und Asymmetrien – darunter auch Genderhierarchien – beteiligt und damit in die Sündenfälle der Moderne verstrickt sind. Vor dem Hintergrund von Martins Ausführungen bekommt die rhetorisch beschworene Adaption des amerikanischen Campusmodells im Westend (vgl. Beitrag Dauss) eine zusätzliche Brisanz.

Martins Aufsatz ist in der englischen Originalversion und in deutscher Übersetzung enthalten.

Konzept Campus. Perspektiven, Probleme, Praktiken

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit dem Universitätscampus, einem institutionellen Raumkonzept. Ein Campus umfasst nicht nur Bauten für die jeweilige Hochschule, sondern auch ihren Zwischen- und Umland, der ebenfalls die Institution *Universität* definiert. Will man Gebäude und Umland in ihrem Zusammenspiel analysieren, sind zwei unterschiedliche Dimensionen zu unterscheiden: Einerseits folgt die Implementierung von Hochschulbauten jeweils individuellen lokalen Mustern (Mikroebene), andererseits ist jeder Campus Teil einer globalen Typologie (Makroebene). Die universelle Ebene der *universitas* wird schon in der frühneuzeitlichen Rede von der Gelehrtenrepublik (*respublica litteraria*) evoziert (Füssel 2016), ist aber auch noch in der modernen vom *global village* der Universitäten präsent (Lipsky 2001: 46). Einzelne Universitätscampusse mit ihren speziellen, lokalen Eigenschaften aktualisieren insofern stets auch eine universelle Typologie.¹ Letztere kann prinzipiell entweder als ideales, kooperierendes Superkollektiv mit utopischen Zügen oder

¹ Zu reflektieren wäre dabei eigentlich historisch-kritisch die eurozentrische Schlagseite des Universalismus. Zwar ist es wohl vertretbar, die Institution *Universität*, auch wenn über antike Vorläufer in Afrika und Asien nachgedacht werden sollte (University 2020), als ein Produkt des europäischen Mittelalters (Fisch 2008, S. 7) zu verstehen – das sich ab der Neuzeit global verbreitet hat. Aber gerade die historischen Mechanismen dieser Extension, Teil der europäischen Expansion, wären dabei eigentlich sorgsamer mit zu bedenken und zu hinterfragen als bisher. Zu erfassen wären dabei auch die Adaptionen des institutionellen Konzeptes an diverse nationale, lokale etc. Kontexte und seine daraus resultierenden Anreicherungen. Nur so ließen sich im Sinne einer postkolonialen Analyse transkulturelle Prozesse mit ihre Hin- und Herflüssen umfassend rekonstruieren. (Methodisch anregend dazu: Osterhammel 2009, S. 13–22; Koolhaas, 2014, dort vor allem der Ansatz des *Absorbing Modernity 1914–2014*; konkrete Ansätze zu Beleuchtung von Universität und Kolonialismus in: Eckert 2004; zu einer transnationalen Universitätsgeschichte, die Prozesse zwischen Europa, Nord- und Südamerika rekonstruiert in: Bungert/Lerg 2015). Auch unser Band beschränkt sich im Wesentlichen auf die Vermittlungsdynamiken des Konzepts *Universitätscampus* zwischen Europa und (Nord-)Amerika. Damit kann er dem eigentlich gebotenen umfassend-kritischen Anspruch nicht wirklich gerecht werden.

als internationaler Konkurrenzraum konzipiert werden – historisch haben sich beide Deutungen meist in unterschiedlichen Gemengelagen durchdrungen.

Bei universitären Räumen, obgleich translokal- oder national vernetzt, ist die universelle Ebene allerdings nicht so stark ausgeprägt wie etwa bei der katholischen Kirche, dem Masterfall von allumfassender Institutionalität überhaupt (Von Moos 2001: 301–320).² Denn bei der Entstehungs- oder Gründungsgeschichte von Universitäten waren nicht nur klerikale Akteur*innen, sondern auch weltliche Machthaber*innen wie Stadt- oder Territorialstaaten mit ihren Ansprüchen räumlicher Demarkation und örtlicher Durchdringung ihrer Hoheitsgebietes involviert (Neugebauer 2015: XVIII.).³ Auch die spannungsvoll darauf bezogene, traditionell hohe institutionelle Autonomie von Universitäten, der Idee der akademischen Freiheit geschuldet (Classen 1981), hat lokale Eigenkulturen befördert, die nicht in einer globalen Dimension aufgehen. Daher ist *Campus* immer im Singular und Plural gleichzeitig zu denken, um sowohl die konkrete Verortung als auch die universelle Spannweite universitärer Raumkonzepte abzubilden.

Welche Motive gibt es überhaupt sich mit diesen zu befassen? Und in welchen Kontexten findet diese Beschäftigung statt? Zunächst entspricht das Nachdenken über die Orte akademischer Erkenntnisbildung dem grundsätzlichen Gebot wissenschaftlicher Selbstreflexion und -transparenz und befördert damit eine aufgeklärte Wissenschaftspraxis. Gerade jüngere Wissenschaften wie Wissenssoziologie und Kulturwissenschaften haben ja entsprechende Perspektiven im Rahmen des modernen Disziplinenkanons institutionalisiert (Schütze 2012): Die Wissenssoziologie hat eine Metaebene eröffnet, um auf die gesellschaftliche und systemische Bedingtheit bei der Produktion von Wissen zu reflektieren. Die Kulturwissenschaften hingegen haben den Blick eher auf die medialen, materiellen wie auch räumlichen Modi der Erkenntnisbildung gelenkt (Bachmann-Medick 2006). Auch die Kunst- und Architekturgeschichte wendet seit einiger Zeit den Blick auf das Naheliegendste, aber lange bzw. häufig Ausgeblendet: auf die räumlichen Rahmen und Gehäuse, in denen sich Wissenschaft strukturell und performativ verortet – und ihre Historie (nur ein Beispiel: Hoppe-Sailer/Jöchner/Schmitz 2015).

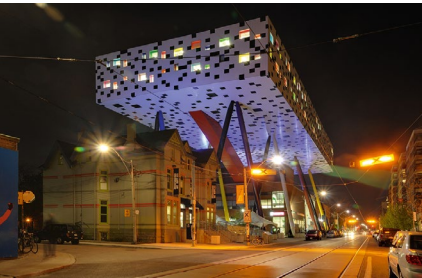
Angeregt haben dürfte diese Fokusbildung auch eine jüngere bzw. aktuelle Entwicklung des Bestandes. Gerade in den letzten anderthalb bis zwei Dekaden hat der Hochschulaus- und -neubau eine beachtliche, ja häufig sogar spektakuläre Entwicklung durchgemacht (Coulson/Roberts/Taylor 2015: 10).⁴ Im Rahmen des gouvernementalen

² Soziologische Raumtheoretiker wie Georg Simmel haben von der Kirche als einem nicht nur überräumlichen, sondern sogar unräumlichen Konzept gesprochen: (Simmel 1908, S. 619).

³ Dort auch reiche bibliographische Angaben zum Thema Universität und Staat (sowie Kirche) (Schwerpunkt *Frühe Neuzeit*).

⁴ Hier ist die Rede von einem regelrechten „*building race*“.

1| Sharp Centre for Design,
Ontario College of Art and
Design, Toronto (ON), 2004,
Will Alsop, Robbie / Young
and Wright Architects



Neoliberalismus und des von ihm entfachten Wettkampfes um Ressourcen – allen voran um die zentrale der Aufmerksamkeit – haben Universitäten ihre Campusse mit medientauglichen *iconic buildings* aufgerüstet. Gemeint sind von globalen Stararchitekt*innen⁵ geschaffene, aufmerksamkeitsheischende Hüllen, häufig für die universitätseigenen institutionellen ‚Leuchttürme‘ (Exzellenzcluster, Sonderforschungsbereiche etc.) entworfen (Abb. 1).⁶ Durch ihre hohe Medientauglichkeit produzieren diese Bauten weit zirkulierende Bilder (Jencks 2005), ganz im Dienste des *corporate imaging*,⁷ und fungieren zugleich als skulpturale Markierungen von institutionellen Standorten.⁸ Sie substituieren damit die Funktion von Kunstwerken auf Campussen. Deren vornehmliche Rolle war es ja zumeist gewesen, institutionelle Identität zu stärken, indem sie an die universitäre Eigengeschichte erinnerten, nobilitierend oder belebend wirkten oder die Defizite der architektonischen Struktur zu kompensieren hatten.⁹ Diese affirmative Aufgabe wird nun nicht mehr (nur) von Skulpturen und Installationen übernommen, sondern wieder von der sich künstlerisch und expressiv gebärdenden Architektur selbst. Vor allem treten sie an die Stelle von funktional programmierten Strukturen, die auf das Rationalitätsgebot der Moderne verpflichtet waren. Die spektakulären Bauten sind besser als diese aufmerksamkeitsökonomisch wie kulturell kapitalisierbar.¹⁰ Diese Akkumulation kognitiven und kulturellen Kapitals entspricht einem allgemeinen Turn der Kulturalisierung

5 Zu nennen sind u.a. Peter Eisenman, Frank O. Gehry, Zaha Hadid, Rem Koolhaas und I. M. Pei. Dazu: McNeil 2009.

6 Die Abbildung zeigt das *Sharp Centre for Design* des *Ontario College of Art and Design* (2004), an dem die angestrebte *landmark*-Funktion und Abstrahlungswirkung mustergültig deutlich wird: 26 m über den Boden erhebt sich ein Quader, der auf 12 polychromen, schlanken Stützen ruht – ein regelrechtes *Topping* der altehrwürdigen Campus-Architektur, buchstäblich auf einem ganz neuen Level.

7 Eine Einführung dazu – aus Sicht der pragmatisch orientierten strategischen Unternehmensführung: Glöckler 1995, S. 153–194.

8 Als *Standorte* seien hier dezidiert nicht-lokale Orte verstanden, an denen sich institutionelle oder wirtschaftliche Akteure in einer Kommunikations- oder Marktumgebung positionieren – die heute häufig global gedacht wird.

9 Die frühesten Kunstwerke auf Campussen sind skulpturale Porträt-Galerien (Büsten) der an den jeweiligen Universitäten tätigen wissenschaftlicher Heroen – analog den *heroes-of-virtue*-Tempeln im englischen Landschaftsgarten, der eine wichtige Bezugsfolie für den stets auch landschaftlich geprägten Raumtypus *Campus* war (Bismarck 2001, S. 60–71). Ziel war es also immer schon, Prestige von institutioneller Architektur auf einen hochkünstlerisch bespielten Umraum zu übertragen und *vice versa*. Das gilt sogar noch für die modernistischen Megastrukturen und modularen Großensembles, ab den 1960er und 1970er Jahren für den Massenuniversitätsbetrieb geschaffen: Dort hatten Kunstwerke, trotz aller Bandbreite der Positionen, meist doch die Funktion, den ‚rationalen‘ Charakter der Ensembles zu kompensieren. Einen Überblick über die Vielfalt der Bezüge zwischen moderner Skulptur auf dem Campus und wissenschaftlicher Institution bzw. ihren Räumen gibt am Beispiel der Universität des Saarlandes: Wagner 2005.

10 Zur Aufmerksamkeit als knappe Ressource, beehrtem Einkommen, ökonomischem Kapital und sozialer Währung zugleich: Franck 2005 und 2015.

(Jameson 1991). Sie ist Teil einer nachmodernen Umcodierung von ökonomischen in ‚weichere‘ Machtformen (*soft power*) in neoliberal bestimmten Systemen.¹¹ Auch deshalb ist der Trend zu *iconic buildings* nicht nur der Hochschularchitektur zu eigen, sondern der gesamten Szene von *corporate architecture*. Insbesondere Bauten für imagebewusste Unternehmen werden zugleich als bildlich und skulptural projektiert.¹² Hierin besteht nicht die einzige, aber wohl die auffälligste Analogie, die zwischen Unternehmen und Universitäten gestiftet – und immer stärker ausgebaut – wird. Hochschulen kopieren auf breiter Front *corporate-identity-* und *-communication-*Konzepte der wirtschaftlichen Akteur*innen, die sich gerade mit entsprechend funktionalisierten Bauten als Träger eines kulturellen und sozialen Kapitals sowie zugleich als freigebige Mäzene inszenieren.

Auch der Blick auf aktuelle Sprachpraktiken unterstreicht den Eindruck, dass Konvergenzen zwischen *corporate* und *academic culture* angestrebt werden. Denn der Begriff *Campus* erfährt eine signifikante Weitung: Standorte von Unternehmen, bevorzugt solche des Dienstleistungs- oder Beratungssektors, nennen sich heute verstärkt so.¹³ Der *Campus* gilt als ein positives Raumkonzept. Der Begriff erfährt eine aussagekräftige Weitung auf Standorte, an denen sich Unternehmen, an ebenso ‚markanten‘ wie ‚vernetzten‘ Räumen interessiert, aufstellen. Dabei spielt die Tatsache eine nachgeordnete Rolle, ob die bauliche Morphologie dieser *headquarter* überhaupt der rhetorisch evozierten Typologie entspricht.¹⁴ Vor allem die globalen Giganten der Technikbranche lassen sich, in einem ganz anderen Maßstab als im aktuellen Hochschulbau möglich, im *Silicon Valley* von Stararchitekten ausgedehnte, *Campus* genannte, Hauptquartiere erstellen (Kleilein

11 Zum primär außenpolitisch geprägten Konzept der *soft power*, das auch auf nicht zwischenstaatliche soziale Machtformen bezogen werden darf: Siedschlag 1997, S. 170f.

12 Dazu liegen mittlerweile auch einige analytisch oder historisch argumentierende Studien vor, die meist durch eine gewisse Nähe zur strategischen Unternehmensführung oder zum Marketing geprägt sind: Schröder 2015; Müller-Rees 2006; Vonseele 2012. Akteure des Kultursektors selbst, vor allem solche, die sich als *global player* aufzustellen bestrebt sind, kopieren derartige Markenbildungsstrategien teils sehr offensiv. Eines der markantesten Beispiele dafür ist das *Guggenheim-Museum* Bilbao von Frank O. Gehry, mit dem die New Yorker Stiftung ein Paradigma für die Globalisierung kultureller Institutionen etabliert hat (Solomon R. Guggenheim Museum 1997; Hoffmann 2010; Hofmann 2011).

13 Ein Beispiel dafür der *Novartis Campus* in Basel, für den Vittorio Magnago Lampugnani den Masterplan lieferte – und seinen Entwurf, angeblich ein Wiedergänger bewährter Modelle der Stadtplanung, selbst in einem Sammelband vorstellen durfte: Lampugnani 2018.

14 Es seien zwei beliebige, aber repräsentative Beispiele aus Deutschland genannt: 1. der *Hörn Campus* auf einer ehemaligen Hafenbrache in der Innenstadt von Kiel, der Unternehmensflächen am Wasser, im Rahmen typischer Konversions- und Aufwertungsprozesse, anbietet 2. der technoide und doch landschaftsbezogene *Campus Kronberg* am exklusiven Taunussüdhang, von Beratungsfirmen genutzt, der durch Architektur und Lage Rationalität wie Anpassungsfähigkeit zugleich kommuniziert.

2| Apple Park (früher: Apple Campus 2), Cupertino (CA), 2017, Norman Foster



2017). Ihre bauliche Typologie gibt allerdings nicht, zumindest nicht in der Außererscheinung, primär einen akademischen Charakter zu erkennen. Vielmehr geht es dabei häufig darum, vermittels einer *bricolage*-artigen Architektursprache die informelle Lässigkeit und den betonten, spielerischen Nonkonformismus von Garagen-Startups in die eigentlich durchprofessionalisierte Welt arrivierter global player zu transportieren. Klar abzulesen ist das an Frank O. Gehrys *Facebook-Campus* in Menlo Park (CA) von 2015. Andere Unternehmens-‘Campusse’ stellen sich zudem in die Tradition des klassischen Utopismus und präsentieren sich als dessen technikeuphorisches Update, indem sie bauliche Visionen einer besseren – und zumeist hermetisch abgeschirmten – Neuen Welt präsentieren. Dies wird am deutlichsten bei Norman Fosters *Apple Park* (früher *Apple Campus 2*) in Cupertino (CA) von 2017 (Abb. 2).¹⁵

Durch das *branding* als *Campus* aber sollen die mit diesem akademischen Konzept verbundenen positiven institutionellen Eigenschaften auf Konzepte unternehmerischer Organisation bzw. Kommunikation übertragen werden, allen voran auf die vermutete innovative Performance der hier ansässigen (vermeintlich) hochproduktiven Querdenker. Grundsätzlich spielt auch der exklusive wie nobilitierende Traditionsaspekt bei der Benennung von Unternehmensstandorten als *Campus* eine gewisse Rolle. Dabei verheißen vor allem die mit dieser Raumform verbundenen Praktiken des elitären Rückzugs Prestige.¹⁶ Von der konzentrationssteigernden Absonderung verspricht man sich aber auch konkrete performative Benefits: Gefördert sollen auf dem Unternehmens-Campus die kreative Verdichtung sowie, flankierend, die inspirierende Kommunikation verschiedener Departments, die nun synergetisch interagieren sollen.

Alle diese symbolischen Konnotationen wie organisationellen Mehrwerte werden über den Einsatz des Labels *Campus* in die ökonomische Sphäre übertragen. Die mit dieser Etikettierung verbundenen Absichten lassen sich besonders plastisch bei der Innenraumgestaltung unternehmerischer und zunehmend auch universitärer Campusse beobachten: Erstere evozieren häufig, auch das ließe sich am *Facebook-Campus* zeigen, mit ihren offenen Raumkonzepten und ihren differenzierten Ebenen (*split levels*) den als offen und liberal geltenden Freiraum *Universitätscampus* – mehr als das sie dessen einzelne Architekturen zitierten. Sie kombinieren diese Anleihe zudem mit der

¹⁵ Man muss das allerdings nicht als ‚unakademische‘ Hybris deuten, sondern kann hierin auch eine Schnittstelle zu universitären Raumkonzepten erkennen. Wir gehen unten noch darauf ein, dass auch Campusentwürfe häufig ideale, vielleicht sogar utopische Gemeinschaften imaginieren.

¹⁶ Im Hintergrund steht der Rückzug von *corporate headquarters* in den USA der Nachkriegszeit, eine Folge der Deindustrialisierung und Verlagerung des wirtschaftlichen Schwerpunktes in den *high-tech*- und Dienstleistungssektor, der nicht mehr an die alten Industriezentren gebunden war; *think tanks* und *office parks* konnten nun in den elysischen Gefilden von *suburbia* platziert werden – wo auch die gut ausgebildeten Angestellten dieser Firmen residierten. Dazu: Aoki 1993, S. 773 f.

pragmatischen, unpräzisen Anmutung von Seminar- oder Gruppenarbeitsräumen (*workshop*-Charakter) oder des Forschungslabors. Viele integrieren sogar noch Angebote für ‚typische‘ Freizeitpraktiken zumeist jüngerer, ‚urbaner‘ Menschen – ein klares Kennzeichen neoliberaler Arbeitszusammenhänge mit ‚Projektcharakter‘ (Han 2014: 9) (Abb. 3). Dieser Prozess wirkt natürlich auch auf den Entwurf von Campussen im engeren Sinne zurück: Universitäre Arbeitsräume präsentieren sich, etwa aus Bibliotheken ausgekoppelte Gruppenbesprechungsräume oder selbst Entspannungszonen (Abb. 4), immer mehr in ‚professionellem‘ Gewand. *Boardroom* oder *Lounge* oder ähnliche Bezeichnungen sind nun auch hier geläufig. Es sind übrigens die gleichen Erwartungen an die Synergien zwischen der ökonomischen und akademischen Sphäre, die auch in *Creative-City*- oder *-Quarter*-Diskursen zum Tragen kommen.¹⁷ Bei der Ersterschließung von diesen der Ansiedlung der Kreativindustrie dienenden Viertel wird häufig gezielt auch auf Studierende als ‚Pioniere‘ gesetzt: Sie sollen vernachlässigte und brachliegende Quartiere zunächst ‚hochwohnen‘ (und eben nicht herunterwohnen) – das darf bei Diskussionen über die sog. Wissensgesellschaft und ihre ökonomische Hintergrundideologie nicht übersehen werden (Oßenbrügge/Vogelpohl 2010: 89).

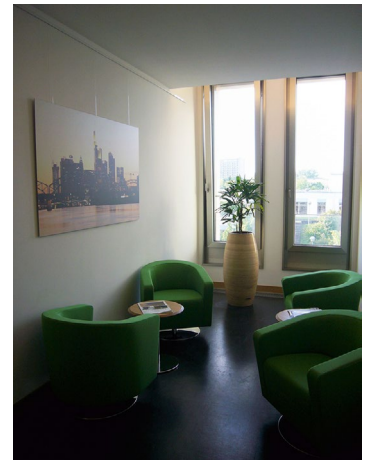
Amerikanische Universitäten nutzen die Diffusion des Campus-Begriffs über die universitäre Sphäre hinaus übrigens selbst ganz bewusst: Sie legen um den Campus im engeren Sinne einen Gürtel von *Start-Up*- oder *Spin-Off*-Unternehmen.¹⁸ So kann der drohende Abfluss von Knowhow verhindert und dieses wieder auf dem Konto der Mutterinstitution mit symbolischem oder ökonomischem Kapital verbucht werden. Mit dieser Wieder-Eingemeindung von Ausgründungen nutzen diese Universitäten geschickt die Erkenntnisse von *corporate-identity* oder *-architecture*-Konzepten – akademischer und unternehmerischer Campus werden strategisch zu einer Art Dachmarke gekoppelt, hinter der sich faktisch die differenzierte Struktur einer ‚*Multiversity*‘ verbirgt.¹⁹

Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Zirkulation wie die Vieldeutigkeit des Konzeptes *Campus* kein Novum der Gegenwart ist, nur ist die Intensität dieser Dynamik in der Gegenwart sicherlich eine andere als in der Geschichte. Auch die Historie stand allerdings schon im Zeichen der Transposition: Zum ersten Mal überhaupt kam der Begriff *Campus* beim Transfer der europäischen Universitätsidee bzw. der angelsächsischen *College*-Idee auf den nordamerikanischen

3| Cafeteria des Facebook-Headquarter, Menlo Park (CA), 2015, Frank O. Gehry



4| Entspannungszone im RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäude, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann



17 Einen Überblick über die Theoriebildung und Forschungen zu ‚*Creative Cities*‘ bietet: Andersson/Mellander 2011. Am Band beteiligt ist auch der Schöpfer des ‚*Creative-Class*‘-Paradigmas, Richard Florida (S. 56–71).

18 Zum institutionellen und räumlichen Zusammenspiel von wirtschaftlicher Innovation und universitärer Forschung: Florida 2005, S. 143–154.

19 Gemeint ist damit eine diversifizierte Struktur von universitären Forschungsinstitutionen, die sich (auch) unternehmerisch gebärden oder eng mit kommerziellen Akteuren kooperieren. Siehe dazu den Artikel von Reinhold Martin in diesem Band.

Kontinent zum Einsatz. Gekennzeichnet wurde damit erstmals das Ensemble des 1746 gegründeten *College of New Jersey* (Haar 2011: XX) (*Princeton* gebannt ab 1896) (Abb. 5). *Campus* meinte schon hier nicht nur die Gebäude, sondern eben auch die umgebenden oder verbindenden Freiflächen, den *yard* (anderweitig auch *field* genannt). Anders als bei den europäischen Kollegien- und Stadtuniversitäten (Ruegg 1996: 165–169) und deren amerikanischen Nachahmern wie Yale machte sich dabei eine antiurbane Tendenz geltend. Sie sollte eine starke Linie der amerikanischen Hochschulgeschichte bleiben, auch wenn es grob vereinfachend wäre, fast 400 Jahre Entwicklung in dieser Erzählung aufgehen zu lassen (Lipsky 2001: 47–49). Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam das Campuskonzept begrifflich wie phänomenal nach Europa – Musterbeispiel eines transkulturellen Austausches, ja Wechselspiels von Export und Reimport. Hintergrund waren die Zerstörungen der Bausubstanz vieler europäischer, vor allem deutscher, Traditionsinstitutionen, die häufig noch in die Innenstädte eingestreut waren. Verstärkend kam der Zug zur Suburbanisierung hinzu, der auch die Hochschulstandorte erfasste. Hier überlagerten sich Anregungen durch das amerikanische Campus-Modell, verbreitet etwa in den begeisterten Berichten von Fulbright-Stipendiaten,²⁰ mit einer von der Automobilisierung getragenen Dezentralisierung. Im Hintergrund wirkten in Deutschland übrigens auch im späten Nationalsozialismus entwickelte Konzepte der Auflockerung des städtischen Raumes fort, die vom sog. Wiederaufbaustab für die zerstörten Städte lanciert worden waren, der auf die Flächenbombardements reagierte.²¹ In diese komplexe Matrix ist es einzuordnen, wenn Nachkriegscampusse nun von exilierten Architekten realisiert wurden, die auf den europäischen Kontinent zurückgekehrt waren (so z. B. in Frankfurt am Main) (Hansen 2001).

Schon in diesem Sinne ist das Konzept *Campus* selbst ein (trans-)kultureller Grenzgänger. Das gilt aber auch noch in einer anderen, zunächst vielleicht paradox erscheinenden Hinsicht: der des emphatischen Naturbezugs des amerikanischen Campuskonzepts. Er ist nicht im Sinne einer kruden Natürlichkeit zu verstehen, sondern als programmatisch hergestelltes kulturelles Modell. Es wurde lediglich der Referenzrahmen des *Campus* von ‚urban‘ auf ‚rural‘ umgestellt. Thomas Jefferson sprach die von ihm 1819 gegründete *University of Virginia*, in ihrer Balance von axialer Zentralität und offener Streuung

²⁰ Zur Rezeption des amerikanischen Campus-Konzeptes im Deutschland der Nachkriegszeit: Paulus 2010, v. a. S. 483–502. Hier erfährt man Zentrales, gerade auch durch direkt eingebundene Zeitstimmen, über die dabei debattierten Kernparameter der geplanten Adaption des Campus-Modells an die Realitäten der europäischen Städte – wie Lage, Größe, Ausmaß der Wohnfunktion etc. Beleuchtet wird auch das damit angestrebte neue Gemeinschaftsideal, welches stets vor dem Hintergrund der NS-Zeit diskutiert wurde.

²¹ Zu den gleitenden Übergängen und latenten Kontinuitäten, die allerdings auch eine langsame Öffnung auf ein gewandeltes Politik- und Gesellschaftsverständnis beinhalteten: Durth/Sigel 2009, S. 376–385, 447–450.

5| Nassau Hall („Aula Nassovica“),
College of New Jersey,
Princeton (NJ), Robert Smith
u. a., Kupferstich, ca. 1760

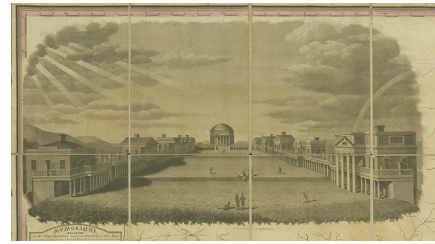


eine Inkunabel der Universitätsbaugeschichte, als *academic village*, eben als ein Dorf, nicht aber als Stadt an (Wilson/Lasala/Sherwood 2009; Lasala 2019) (Abb. 6). Dennoch ist mit dem entsprechenden Campus urbar gemachte, besiedelte Natur gemeint, die einem *landscaping* unterzogen wird. Die von Jefferson konzipierte Anlage integriert bewusst die landschaftsräumliche Umgebung – ja bezieht sie in ihre Gestaltung ein. Damit wendet sie sich vom alteuropäischen Modell des geschlossenen Klosters/Kollegs ab, auch wenn sie sich um eine zentrale, pantheonartige Bibliotheksrotunde organisiert und sichtbar eingeeht ist. Etabliert war mit dem in der ‚Natur‘ gelegenen ‚Dorf‘ ein in der amerikanischen Hochschulgeschichte immer wieder beschworener Topos, der später auch bei europäischen Projekten zum Tragen kam (etwa bei der Gründung von ‚Studentendörfern‘; Abb. 7) – eine faszinierende Volte der Geschichte von Raumtypen.²²

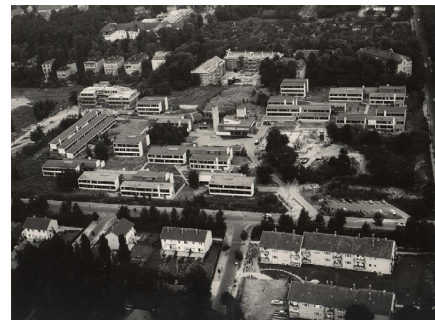
Im Motiv der Kultivierung der Natur nimmt nicht zuletzt auch ein neues Gesellschaftsmodell verräumlichte Gestalt an. Auch dafür wurde das Konzept *Campus* mobilisiert, eben weil es nicht nur ein freies Feld oder wildes Stück Land meint. Vielmehr bezeichnet es im Gegensatz zu dem komplementären Begriffen *ager* (=Feld) oder *regio* (=Gegend/Landschaft) einen kultivierten Raum mit dezidiert sozialer Dimension. Im Extremfall lässt sich *Campus* auch als öffentlicher Platz lesen, wie schon beim römischen *Campus Martius* bezeugt (Richardson 1992: 65–67). Dieser kollektive Versammlungsort war zwar jenseits, aber doch in Nähe zur antiken Stadtgrenze (*pomerium*) gelegen (Abb. 8), mithin also eigentlich eine Extension des urbanen Raumes.²³ Auch in der beginnenden Moderne fungiert *Campus* als räumliche wie soziale Übergangsfigur: Die Imagination einer ländlichen, aber kultivierten Enklave ist eine zentrale Projektionen der sich selbst entwerfenden bürgerlichen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts. Diese spiegelt sich dort rousseauistisch in ihr Gegenbild, in die Natur als ihr Anderes. Die bürgerliche Gesellschaft nahm die Natur als Fundament für ihr emanzipatorisches, naturrechtlich begründetes Sozialmodell in Dienst. Die amerikanischen Universitätsgründer – allen voran Jefferson – verschärften diesen im Europa der Aufklärung etablierten Naturbezug noch zur Nationalmythologie und versahen ihn mit einem kollektiven Aufbruchspathos (Lipsky 2001: 48). Dabei transponierten sie das europäische Modell in die Weite eines sukzessive zu erschließenden Raumes, der ein großes Versprechen für eine bessere Zukunft und Gesellschaft enthielt (Kornhauser 2007: 27.).

Im europäischen Rahmen wurde ebenfalls diese Aufladung mobilisiert, wenn auch in abgeschwächter Form und phasenverschoben – nämlich dort, wo die Verlagerung von Hochschulstandorten an die oder jenseits der Stadtränder angedacht wurde. Das gilt etwa schon

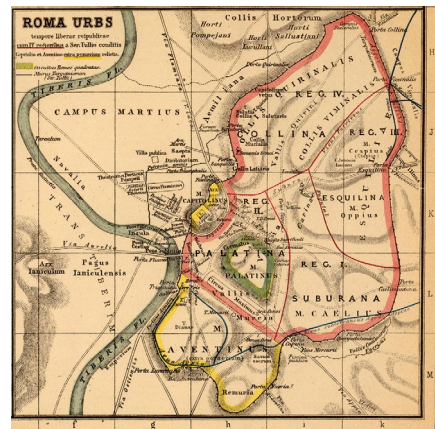
6| University of Virginia, 1826, Kupferstich von Benjamin Tanner



7| Studentendorf Schlachtensee, Berlin, 1960, Hermann Fehling, Daniel Gogel, Peter Pfankuch



8| Roma urbs ab Augusti Imp. tempore cum muris ab Aureliano et Honorio, 1903



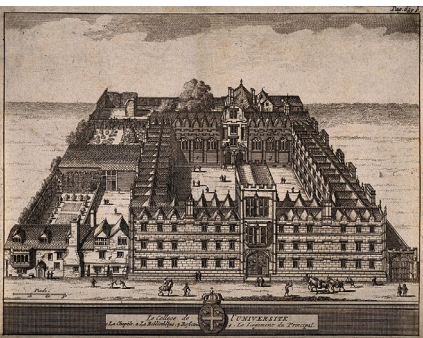
²² Etwa beim Studentendorf Schlachtensee in Berlin: Zünder 1989; Klack 2015, S. 377–430.

²³ Zumindest bis zur Errichtung der Aurelianischen Stadtmauer (271–279 n. Chr.).

9| Domäne Dahlem, 2019



10| University College, Oxford,
Richard Maude u. a., Luft-
perspektive mit Legende und
Maßstab



11| Die Rotunda auf dem Lawn
der University of Virginia,
Charlottesville (VA), 1826/1898,
Thomas Jefferson u. a.



für Pläne vom Ende des 19. Jahrhunderts, die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität aus dem Stadtzentrum heraus auf den Grund der königlichen Domäne Dahlem (Abb. 9) zu verlegen. Zwar sollte damals so noch ein ‚deutsches Oxford‘ gegründet werden (Villen, Rost und Silberlauben 1993: 7–12; Henning/Kazemi 2009) – man evizierte also zunächst einen alteuropäischen Mythos. Aber es ist bezeichnend, dass diese nach 1900 nur partiell realisierte Vision umfassend erst nach dem Zweiten Weltkrieg, nun unter dezidiert amerikanischer Ägide, umgesetzt wurde (Schilling 2011 / Nolte 2018 / Paulus 2010: 171–203). Man sieht also, dass der Campus eine Art Grenzform darstellt, deren Performance stets zwei Seiten (Alte/Neue Welt, Stadt/Land usw.) in sich enthält.

Eng damit verbunden sind auch weitere Pole, zwischen denen das Raumkonzept *Campus* aufgespannt ist, allen voran die von Offenheit und Geschlossenheit, von Bewegung und Stasis. Je nach institutionellem Selbstverständnis, aber auch nach soziohistorischem Kontext koppeln sich Universitäten aus ihrem umgebenden gesellschaftlichen und räumlichen Kontext aus oder beziehen sich positiv, ja emphatisch auf ihn – beide Varianten sind im Modell *Campus* enthalten und sogar miteinander kombinierbar.²⁴ Relevant ist dabei auch, welche Umgebung, gerade bei Neugründungen, aufgesucht wird und wie diese selbst beschaffen ist. Neben der internen Disposition ist also auch der Kontextcharakter bedeutend.

Die Rede von ‚Polen‘ impliziert ein weites Feld dazwischen: Viele scheinbar typologisch klare Fälle offenbaren bei näherem Blick eine komplexe Beschaffenheit, was Geschlossen- und Offenheit angeht. So führt das klassische *college*-Modell prinzipiell die Reklusion der klösterlichen Institution fort. Es ist in der Regel auf einen oder mehrere zentrale, allseitig umbaute Innenhöfe zentriert (Abb. 10) – Wiedergänger des Kreuzganges. Zugleich aber steht es damit auch in der Tradition des *city-courts*, des aus dem Hauptzusammenhang der Stadt bzw. der Straße zurückgezogenen, aber eben doch urbanen Innenhofs (Richardson/Lawson 2018: 14 f.; Richardson/Bournnell/Harpur 2019: 139). Wenn einzelne, semiautonome *college*-Bauten auch noch zu Clustern zusammengestellt werden, vermitteln Freiflächen, als Grünanlagen angelegt, Übergänge zwischen ihnen – eine seit dem 13. Jahrhundert in Oxford praktizierte Strategie. Hier ist der Weg zum veritablen Campus nicht mehr so weit, weil sich bereits eine offene Struktur artikuliert.

Ein idealtypischer Campus gibt sich zumeist explizit als Form mit offener *Binnenorganisation* zu erkennen – die sich zugleich als kultivierte Zone von der Umgebung abgrenzt. Die Flächen des internen *lawns* stiften dabei multiple Bezüge zwischen den Sitzen

²⁴ Bei Umnutzung von lokalen Bestandsgebäuden wie in Dahlem kann auch der spezifische Charakter der in Dienst genommenen Immobilien (geschlossen oder offen, ja verstreut) einen starken Einfluss in die eine oder andere Richtung ausüben.

unterschiedlicher Universitätsinstitute respektive akademischer Disziplinen, schaffen aber auch zugleich Kohärenz (Bismarck 2001: 66). Eine weit verbreitete Möglichkeit, die interne Struktur aufzulockern ist es, Ensembles im Pavillonsystem anzulegen, wie mustergültig an der schon genannten *University of Virginia* studiert werden kann (Abb. 6). Die Bausteine die neopalladianischen Anlage sind dezentral gestreut, aber hufeisenförmig eben auch um einen mittigen *lawn* gelagert (Köster 1990: 28–37). So wird die Dimension der Zentrifugalität ins Verhältnis zur Zentralität gesetzt. Gestärkt wird letztere auch durch die Bibliotheks-Rotunde (Abb. 11), diesen palladianischen Wiedergänger des Pantheons (Lasala 1988), das einen Superlativ antiker Tempelarchitektur darstellt und als ‚Auge‘ der Welt konzipiert war. In der Bibliotheks-Rotunde nun nimmt sogar die Metapher eines steuernden *brains* Gestalt an, einer bis heute immer wieder bei ‚Wissensarchitekturen‘ beschworenen, zerebralen Variante institutioneller Körpermetaphorik (Abb. 12, 13).²⁵ Zusammengehalten wird das Ensemble aber auch durch Arkaden zwischen den einzelnen, leicht variierten Pavillons, ein offenes und ‚peripatetisches‘ Motiv (Abb. 14). Vor allem erinnert es an die Bauform der griechischen *Stoa* und die damit verbundene Bewegung von Akteuren, die in der philosophischen Debatte befindlich sind.²⁶ Die Monumentalität des akademischen Zentrums – hier des Wissensspeichers als Gravitationszentrum der Institution – wird also an Performanz gekoppelt.

Intro- und Extrovertiertheit, Stasis und Dynamik werden also sorgsam austariert. Das bestimmt auch noch moderne Campusse, so anders die an sie gestellten Anforderungen auch sein mögen. Anschaulich wird das etwa in der Nachkriegszeit, als das amerikanische Campus-Konzept nicht in der suburbanen Zone der europäischen Stadt (wie ursprünglich geplant), sondern vielmehr auch in Zentrums- oder zumindest Zentrumsrandlage realisiert wurde: Das lässt sich beispielhaft beim Nachkriegscampus der Universität Frankfurt (1952–64) beobachten – die Folge sind hier geringere Abstände zum urbanen Kontext, eine stärkere Integration von Bestandsbauten, aber auch eine generell höhere Verdichtung (Hansen 2001) (Abb. 15, 16).²⁷

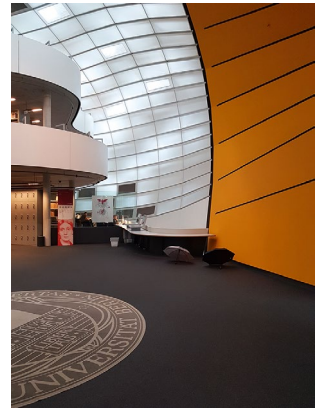
Natürlich gibt es auch anders gelagerte Fälle, ja Extremformulierungen von Dezentralität wie den Streucampus der Freien Universität Berlin, in einem seit dem späten Kaiserreich (s. o.) erschlossenen suburbanen Bereich gelegen. Er ist ein Produkt der politischen Systemkonkurrenz der Nachkriegszeit sowie des Verlusts des Standortes *Mitte* an den Gegenspieler der Westmächte, die Sowjetunion. Aber gerade dieses Beispiel beweist, dass auch der räumliche *sprawl*

²⁵ Ein Beispiel dafür ist Norman Fosters Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin von 2005 (Foster u. a. 2011).

²⁶ Eine genaue Rekonstruktion peripatetischer Räume der Antike aus archäologischer Perspektive: Hoepfner 2018, v. a. S. 65–73.

²⁷ Hansen 2001; siehe hierzu auch den Beitrag von Bettina Marten und Markus Dauss in diesem Band.

12 + 13| Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin, 2005, Norman Foster



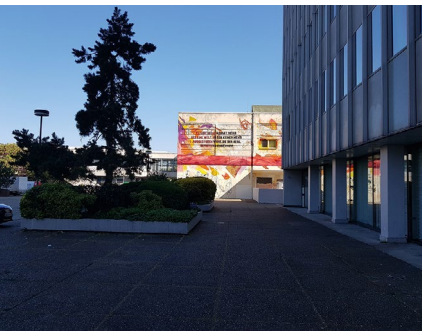
14| The Lawn, University of Virginia, Charlottesville (VA), 1817–19 Thomas Jefferson u. a.



15| Sozialzentrum/Neue Mensa,
Campus Bockenheim der
Goethe-Universität Frankfurt am
Main, 1968, Heinrich Nitschke



16| Alte Mensa („Labsaal“) und
Juridicum, Campus Bockenheim
der Goethe-Universität
Frankfurt am Main, 1963/1972,
Ferdinand Kramer, Heinrich
Nitschke



17| Rostlaube der Freien
Universität Berlin, 1973,
Georges Candilis, Alexis Josic,
Shadrach Woods



zu einer Art Alleinstellungsmerkmal mit hoher Prägnanz werden kann. Zwar wurden auch hier immer wieder strukturelle Zentrierungsversuche unternommen, dem Wunsch nach mehr Geschlossenheit und Markanz entsprechend (Abb. 17), so etwa in Form der 1973 fertig gestellten sog. Rostlaube, die allerdings selbst ein clusterartiges Raumgefüge darstellte (Villen, Rost- und Silberlauben 1993: 35–48). Schließlich aber konnte gerade auch der ‚Notlösung‘ mit ihren langen Wegen durch die suburbane Siedlung nicht nur ein idyllischer Charakter, sondern auch ein identitätsstiftender Effekt zugesprochen werden (Nolte 2018). Der ursprüngliche Standortnachteil verwandelte sich so in einen Vorteil, auch wenn es nach der Wiedervereinigung mit dem Wegfall der Systemgrenze zu einer neuen, direkten Konkurrenz zwischen (ehemaliger) Ost-(Humboldt-Universität) und Westinstitution kommen sollte, innerhalb derer der Freien Universität die Repositionierung nicht eben leichtfiel. Aber die von den Amerikanern oder aus dem Leerstand übernommenen Dahlemer Villen der Jahrhundertwende oder des frühen 20. Jahrhunderts (Abb. 18) konnten und können passabel nutzbar gemacht werden: Oft beherbergen sie die seit Längerem strategisch wichtigen Dritt-mittelclusterbildungen und Sonderforschungsbereiche. Ursprünglich Provisorien für die beengten Institute, können sie nun zu einem symbolisch wertvollen Prestigemodell avancieren (Ladwig-Winters 2015: 8). Zudem kommt hier, im Berliner Südwesten, dem Stadtteil mit seinem locker-gehobenen Charakter sowieso eine besondere Note zum Klingen: die des Idyllischen. Sie ist sonst zumeist dem Exklavenmodell des Campus auf bzw. mit der grünen Wiese zu eigen und kann in besonders favorablen Gefilden sogar zu einer paradiesischen Anmutung (etwa beim Campus der *Stanford University*) gesteigert werden (Turner 2006) (Abb. 19).

Erneut wird deutlich, dass das Verhältnis des universitären Sonderraums zum Kontext *Stadt*, entscheidend ist – was wiederum nicht frei von Spannungen und Paradoxien ist. Alteuropäische Universitäten sind traditionell urbane Phänomene und haben häufig quartiergestaltende Funktionen übernommen. Das fast schon mythische *quartier latin* in Paris, synekdochisch als *université* der *cité* auf dem anderen Seine-Ufer gegenüberstehend, ist nur das bekannteste Beispiel dafür (Gady 1998). Allerdings war gerade in Deutschland *historisch* die dezentrale Verteilung der traditionellen Stadtuniversität in diverse urbane Zonen vorherrschend. Mit dieser Verstreuung konnte ein Sichtbarkeits- und Ablesbarkeitsdefizit verbunden sein. Erstmals geändert haben das erst die Neubau- und Erweiterungstranchen für die exponentiell gesteigerten Bedürfnisse der (bildungs-)bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Nicht unwesentlichen Anteil daran hatten die im Aufstieg befindlichen Technischen Universitäten, die sich vom Primat der Geisteswissenschaften emanzipierten (Ruegg 2004: 488–508). Die neu erstellten Bauensembles für diese Instrumente der sozialen Mobilität wurden dementsprechend häufig bereits jenseits der altehrwürdigen

Kernstadt angesiedelt.²⁸ Bei ihrer architektonischen wie räumlichen Konzeption war zumeist weniger das angelsächsische Campuskonzept als das Modell des durch Parkflächen gefassten Schlosses verbindlich²⁹ – nun eben zu einem ‚Wissenschaftsschloss‘ transformiert (Lippert 2003) (Abb. 20). Allerdings wurden auch diese exzentrischen Ensembles häufig bald wieder zu ‚Stadtschlössern‘. Denn sie wurden schnell vom Wachstum der Großstadt wie auch ihres eigenen Raumangebotes (Abb. 21) eingeholt und büßten damit auch wieder etwas von ihrer solitären Privilegierung ein.

Das alteuropäische Problem mangelnder Markanz kannte der neuweltliche Campus, in der Regel ja eine idealtypische Gründung auf der grünen Wiese eigentlich nicht, trotz aller internen Auflockerung (dazu und zum Folgenden: Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004: 36–42). Gerade aufgrund seines klaren Raumkonzepts wurde er später (s. o.) auch in Europa viel kopiert, wobei vor allem seine scharf konturierten Kanten zur Umgebung/Stadt beschworen wurden. Generell kehrt die Stadt aber auch bei diesen stärker abgegrenzten bzw. autonomen Campussen mit starkem Selbstbezug wieder. Das wird beim genaueren Blick auf das real vielfältige, nicht immer im Idealtypischen aufgehende Verhältnis zur Stadt klar, das sich im Laufe der historischen Entwicklung auch in den USA empirisch herausgebildet hat: Neben das Modell der Stadtflucht tritt das einer relativen Assimilation an die umgebende Stadt, mit vielen Übergangs- und Mischtypen zwischen Ab- und Zuwendung (Lipsky 2001: 47f.).³⁰ Gerade in den Vereinigten Staaten haben mächtige Universitäten nicht nur eine Rolle als ‚Stadtbaustein‘, sondern auch als Motor der Stadt(teil)-Entwicklung gespielt (Abb. 22).³¹ Viele amerikanische Campusuniversitäten konnten zu Kristallisationskernen von Urbanisierungs- oder Viertelbildungsprozessen im suburbanen Bereich werden. Voraussetzung der letztgenannten Dynamik ist zumeist eine metaphorische Selbstidentifikation der amerikanischen Universität *selbst* als Stadt, nicht nur als Stadtteil. Schon Ende des 19. Jahrhunderts ging man auch in den USA bezeichnender Weise nicht mehr nur vom *academic village*, sondern auch schon der *city of learning* aus (Müller 2001: 121).

Etlche Faktoren sprechen dafür, dass dieses Konzept nicht nur Hybris, sondern auch durch reale Parameter gedeckt ist: Viele Campusse großer amerikanische Staats- und vor allem Stiftungsuniversitäten bieten nicht nur klassische urbane Funktionen wie Wohnen, Arbeiten, Freizeit, Dienstleistungen, Infrastruktur und sogar

²⁸ Gezeigt werden kann das an der 1879 gegründeten Königlich Technischen Hochschule Berlin, die einen Standort westlich des Tiergartens auf Charlottenburger Stadtgebiet fand (Bollé 1994).

²⁹ Zur allmählichen, sich vom zunächst verbindlichen Industrie- und Kasernenbau zunehmend emanzipierenden Entwicklung im Preußen nach der Reichsgründung: Brachmann u. a. 1999.

³⁰ Zu den Tendenzen speziell in der Nachkriegszeit: Muthesius 2000, S. 11–58.

³¹ Zu dieser aktiven Rolle als Norm auch für den Campusbau in Europa: Fusi 2016, S. 6f.

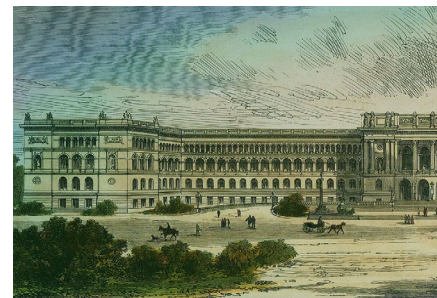
18| Villa in der Dahlemer Arminallee, 1930er Jahre, saniert von Arnold und Gladisch Architekten



19| Haupteingang der Stanford University (CA), 1905, Frederick Law Olmsted, Charles Coolidge



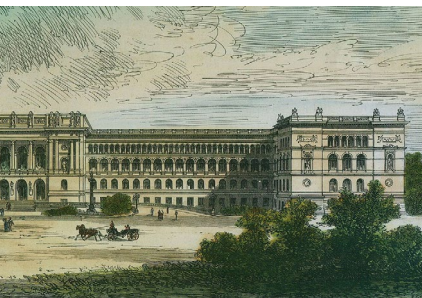
20| Die Königlich Technische Hochschule zu Berlin, 1884, Richard Lucae, Friedrich Hitzig, Julius Carl Raschdorf, Stich von 1885 nach einer Zeichnung von Gottlob Theuerkauf



21| Modell des Campus der Technischen Universität Berlin



22| Luftaufnahme des Hauptcampus des MIT (Massachusetts Institute of Technology), Cambridge (MA)



polizeiliche Kontrolle. Vielmehr erfüllen sie auch zentrale abstraktere Parameter des Urbanen wie Dichte, Diversität, Dynamik und Komplexität (Coulson/Roberts/Taylor 2015: 56–59). Das ist ein Unterschied zu europäischen Adaptionen des Campuskonzepts, bei denen schon die Wohnnutzung traditionell viel schwächer ausgeprägt ist bzw. ganz wegfällt – und damit auch Folgefunktionen.³² Daraus resultiert ein oft recht abgeklärtes Verhältnis zum rein auf die Lehrfunktion reduzierten ‚Dienstleister‘ Universität; lange Pendelstrecken zwischen Wohn- und Studienort werden in Kauf genommen, so dass man häufig kaum noch von lebensweltlich bestimmenden Universitätsbiotopen sprechen kann. Und doch: Auch bei europäischen Universitäten ist eine der am häufigsten zur Selbstbeschreibung vertretenen Metaphern die der Stadt.³³ Damit ist übrigens, sowohl in den USA wie auch in Europa, nicht automatisch ein emphatischer Bezug zur *realen* städtischen Umgebung gemeint. Vielmehr kann manchmal auch eine relative Ab- oder Ausgrenzung impliziert sein, im Sinne von Universitäten als *better cities*³⁴ – das war oben mit *Spannungen* und *Paradoxien* angesprochen.³⁵

Gerade die Methode des modularen Entwerfens, die schon die *University of Virginia* bestimmt, weist in zwei Richtungen. Mit dieser Art des Entwerfens kann man einerseits eine landschaftliche Wirkung hervorrufen, ja selbst landschaftsräumliche Organisation bewerkstelligen, andererseits durch Verdichtung, Schichtung und Massierung Charakteristika moderner Urbanität simulieren. Beide kommen gerade bei modular aufgebauten Campusuniversitäten der Moderne zum Tragen, die auf der grünen Wiese aus dem Geiste des Konstruktivismus entstanden sind (Erben 2015). Selbst massive Ensembles aus der Hochphase der modularen Konzepte wie die ab 1964 am Rande Bochums neu erbaute Ruhr-Universität (Abb. 23) sind nicht nur abstrakten technokratischen Totalitätsphantasmen entsprungen. Vielmehr sind sie beiden Metaphoriken, der urbanen wie

³² Dennoch wird auch im Europa der Nachkriegszeit immer wieder die Stadtmetapher bemüht, wenn es um universitäre (Aus-)Bauprogramme geht. Beispielsweise verkörpert auch die sog. Rostlaube, als strukturelles Zentralcluster der Freien Universität Berlin entworfen (1967–73), zeitgebundene Vorstellungen von Urbanität. Gerade damit wurde sie als Kompensation der vorherrschenden Streuung sowie auch als Abgrenzung zum ‚bürgerlichen‘ Stadtteil Dahlem angelegt (Freigang 2018).

³³ Zur Übertragung dieses aus dem amerikanischen Campus-Konzept abgeleiteten Anspruchs auf Deutschland: Paulus 2010, S. 488 f.

³⁴ Damit greife ich ein planerisches Schlagwort der 1940er Jahre auf (Asher 1942).

³⁵ Fusi (2019) prägt für diese Spannweite der Möglichkeiten an Kontextbezug, aber auch an sozialen Nutzungen und damit an Raumtypen den Begriff *Multiple Campus*. Ob damit allerdings ein Mehrwert gegenüber dem einfachen Campusbegriff gegeben ist, wäre allerdings zu diskutieren. Reinholds Martins ähnlich klingender *Multiversity*-Begriff (siehe den Aufsatz in diesem Band) ist historisch spezifischer gefasst.

ruralen, zugleich verpflichtet.³⁶ Deshalb kann man sie auch als Teil von Strategien der Landesplanung beschreiben – in infrastruktureller, soziodemographischer, bildungs- oder überhaupt raumpolitischer Hinsicht (Celebi 2017). In ihre Gestalt eingegangen sind die jeweils zeittypischen Debatten über die Funktionen von *Stadt*, über die Trends zur Suburbanisierung, Dezentralisierung, Zwischenstadtbildung oder Stärkung der Zentren. Verhandelt wird im Kern der schillernde Begriff der Urbanität. Auch das lernt man gerade am Beispiel der explizit nicht nur für Bochum, sondern für das gesamte Ruhrgebiet geschaffenen Universität, konzipiert also für einen Raum, der selbst eine im steten Umbruch befindliche Stadt-Landschaft ohne klassische Urbanität ist (Siebel 1994: 5). Die Spannung zwischen städtischen und landschaftlichem Charakter tritt übrigens dann besonders deutlich hervor, wenn man die Zeitachse bzw. Nutzungsrhythmen berücksichtigt. Tagsüber können Mega-Ensembles wie die Ruhr-Universität als belebt-urban wahrgenommen werden, aber des nachts sind sie als menschleere Landschaften zu erleben.

Einen eindrücklichen Kommentar zu diesem Changieren zwischen Stadt und Landschaft liefert noch ein rezentes Gebäude, das auf einem schon seit den frühen 1970er Jahren nach modularen Prinzipien ausgebauten Campus realisiert wurde: das 2010 eröffnete *Rolex Learning Center* des japanischen Büros SANAA auf dem Gelände der *École Polytechnique Fédérale de Lausanne* (Abb. 24, 25) (Schittich 2013: 12f.). Denn hier wird im gewellten Bodenprofil des multifunktionalen Bauwerks, das man als Reformulierung modularen Ensemblebaus mit den Mitteln der freien Formfindung und des Digitalentwurfs deuten kann, programmatisch eine Art bewegtes Landschaftsrelief simuliert. Zugleich wird mit den im Gebäude zusammengeführten Funktionen eine Metapher des Campus als Stadt evoziert.

Zuspitzend könnte man die Verzahnung von urbanem Raum und ‚ruralem‘ bzw. suburbanem Campus auch als eine heterotopische Konstellation beschreiben (so auch schon: Bismarck 2001: 66; Fusi 2019: 15). Zugrunde zu legen ist die Definition Michel Foucaults von *Heterotopie* als Verschachtelung von aneinandergrenzenden, häufig aber gegensätzlich beschaffenen Räumen, vor allem derjenigen von Institutionen und ihren Kontexten (Foucault 2005: 7–22). Sie begeben sich so in eine Art Spiegelungs-, aber zugleich auch Inversionsverhältnis. So können paradoxe, mehrdeutige Räume entstehen. Diese vermögen auch den jeweiligen Gegenpart ihres eigentlichen Programmes zu enthalten und sich damit zugleich zu ver- und entorten. Mit einem heterotopisch eingestellten Blick lassen sich entsprechend andere Ordnungen im Bestehenden erkennen oder denken als die manifesten, dominanten. Seit den 1970er Jahren haben skulpturale Objekte oder Installationen, die auf Campussen situiert sind, dieses Verhältnis unter dem dualen Begriff von *non-/site* oder (*non-*)

³⁶ Siehe dazu und zum Folgenden die informativen Beiträge in Hoppe-Sailer/Jöchner/Schmitz 2015.

23| Luftaufnahme der Ruhr-Universität Bochum, 1968–84, Hentrich, Petschnigg & Partner



24| Rolex Learning Center der École Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL), 2010, SANAA



25| Rolex Learning Center der École Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL), 2010, SANAA



26| Body of Knowledge, 2010,
Jaume Plensa



27| Rotunde des IG-Farben-Gebäudes, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main)



28| Gebäude auf dem Campus der Leuphana (Universität Lüneburg) (ehemalige Scharnhorst-Kaserne)



environments thematisiert – und sich gerade damit als *site-specific* verortet (Bismarck 2001: 68–71). Von der Bürde des rein Repräsentativen oder sogar Dekorativen entlastet, spiegeln sie nun kritisch oder subversiv das Campus-Kontext-Verhältnis.³⁷ Meist, gerade in den letzten zwei Dekaden, wurde dieses für jede Institution, auch die universitäre, konstitutive Changieren zwischen Selbst- und Fremdbezug aber affirmativ gewendet. Leitend waren dabei Schlagworte wie *Synergie* oder der ‚win-win-Situation‘ (Kühne-Hörmann/Müller-Esterl 2011: 16, 27). Dabei steht nicht die Reflexion von Selbstdifferenz und Alterität im Vordergrund, sondern die Stärkung von visuell, verkörperter Identität (Abb. 26). Im Idealfall ‚befruchtet‘ eine starke Institution mit klar lesbarer *corporate architecture*, so die dabei leitende Idee, einen Stadtraum, der selbst über viele Ressourcen verfügt und diese wiederum in die Institution Universität fließen lässt.

Diesem Wunsch, typisch für das *corporate thinking* der Gegenwart, stehen allerdings häufig auch symbolische Hürden entgegen. Vielfach nämlich sind Universitätsbauten ursprünglich gar nicht für die institutionelle Nutzung durch Hochschulen entworfen worden. Häufig liegen Umnutzungen, etwa von Kasernen, Unternehmenssitzen oder Fabriken (Abb. 27, 28), vor, die auch symbolische Umcodierungen erforderlich machen. Zwar können Transformationen von Relikten der industriellen Ära für postindustrielle Zwecke heute teils einen eigenen *Hipness*-Wert geltend machen. Dennoch: Der Makel eines unidealen Kompromisses oder der Notlösung ist nicht immer leicht zu tilgen – zumal diese Konstellation bereits durch eine eigene Historie als suboptimal eingeschliffen ist. Waren doch provisorische oder improvisiert anmutende Umnutzungen schon in der Frühen Neuzeit eine weit verbreitete Praxis: In Ermangelung von Ressourcen oder politischem Willen installierte man Universitäten häufig in übernommenen kirchlichen oder klösterlichen, teils auch in städtischen Gebäuden (Ruegg 1996: 166). Entsprechend lang ist die historische Liste der Klagen über die baulichen Zustände; gebaut wurde schon während der frühmodernen Gründungswelle von Universitäten stets unter äußerstem Druck, nicht nur *last minute*, sondern meist um fünf nach zwölf.

Eine erneute Welle der Aneignung von Bestandsbauten lässt sich gerade bei Neugründungen im Deutschland der Nachkriegszeit beobachten: Man griff nicht nur auf Villen, sondern auffallend gerne auch auf Kasernenbauten zurück, um die unter alliierter Ägide wieder oder auch neu gegründete Institutionen zu beherbergen (so die Universität Mainz oder die Universität des Saarlandes) (Kita u. a. 2008/ Krebs 2002) (Abb. 29). Der Trend lebte nach der Wiedervereinigung und dem Abzug der amerikanischen Truppen bzw. der Bundeswehrverkleinerung wieder auf (Universität Lüneburg) (Kirschner/Pries 2016) (Abb. 28). Denn erneut wurden viele militärische Objekte nun

³⁷ Evident ist das an den im Außenraum der FU Berlin in den 1980er Jahren realisierten Objekten, Installationen und Interventionen (Ullmann 1988).

frei. Ein massives symbolisches Problem stellte dabei die Herkunft der Ensembles aus der nationalsozialistischen Epoche dar, deren militaristisches wie inhumanes Regime sie (zu) eindeutig repräsentierten. Wie war dieses Erbe zu neutralisieren, zu entschärfen, ja umzucodieren? Konnte es mit einer neuen symbolischen Aufladung versehen werden – ohne geschichtsvergessen zu agieren? Wie war ein Übergang aus der räumlich-architektonischen Artikulation eines martialischen Disziplinarsystem in eines der wissenschaftlichen Disziplinen zu bewerkstelligen? Dafür waren subtile Konzepte zu erarbeiten. Sie besaßen nicht nur lokale Tragweite, sondern wurden stets auch am Anspruch der bundesrepublikanischen Vergangenheitspolitik gemessen.

Strukturell analog, wenn auch doch different verhält sich die Aneignungen von Industrie- oder Verwaltungsbauten. Greifbar wird das etwa bei der Umnutzung der ehemaligen Zentrale der IG-Farben im Westend von Frankfurt am Main aus der Weimarer Zeit – 2001 von der Goethe-Universität bezogen (Abb. 30).³⁸ Hier bestand die Belastung des Komplexes, eigentlich für einen zivilen, sich global aufstellenden Konzern entworfen, primär in einer institutionellen Verstrickung. Zwar wies auch die Architektursprache selbst ebenfalls diskutabile Anmutungen auf. Aber in der Hauptsache ging es um die Beteiligung der IG-Farben an der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft sowie am rassistischen Massenmord in der NS-Zeit (Abelshausen 2002/Jeffreys 2011). Die anschließende Nutzung des Ensembles durch die Europazentrale der US-Streitkräfte brachte zudem eine militärische Komponente ein. Sie bedeutete allerdings bereits zugleich eine erste ‚heilsame‘ Um- oder Rückcodierung, verkörperte sie doch die Westbindung und damit Re-Integration in den Club der Völker der ‚freien Welt‘. Dennoch waren auch hier Debatten darüber an der Tagesordnung, ob das Ensemble für eine universitäre Nutzung geeignet sei und wie es symbolisch freigestellt werden könnte. Bei Konversionen, auch das wurde hier deutlich, werden zudem vorher weitgehend der Öffentlichkeit entzogene Flächen wieder dem Stadtraum angegliedert, müssen ‚aufgeschlossen‘ und sorgsam reintegriert werden.

Neben ihrem Vergangenheitsbezug stellt sich bei Umnutzungen das Problem der typologischen Bezüge in verschärfter Form. Schon bei *college*- oder Universitätsneubauten hatte es ja stets eine Rolle gespielt, wenn es darum gegangen war, die Angemessenheit an die Bauaufgabe zu kommunizieren, ja eine eigene Charakteristik zu präsentieren: Die dafür angeeigneten typologischen Referenzen waren, wie wir teils schon gesehen haben, Kloster bzw. Tempel, städtischer Hof, *Country House* bis hin zu Palazzo/Schloss – häufig kreativ vermischt. Bei neueren Umnutzungen nun geht es weniger um lose Übertragungen, sondern um buchstäbliche Anverwandlungen

³⁸ Siehe dazu und zum Folgenden den Beitrag von Markus Dauss in diesem Band.

29| Saarbrücken, ehemalige Below-Kaserne, 1938, Peter Görgen



30| IG-Farben-Gebäude, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitzling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main)



der vorgefundenen Typologie(n) – die manchmal ihrerseits bereits gesammelt waren. Beim Frankfurter IG-Farben-Haus etwa besteht die Vorgabe in einem modernen, rationalistischen Industrieschloss. Diese Typologie selbst ist angereichert mit Bezügen zur älteren Verteidigungsarchitektur. Im Ergebnis entsteht daraus ein expressiver Solitär – ein starker Akzent im Hinblick auf die spätere Aneignung. Denn der monumentale Unternehmenssitz war bzw. ist räumlich wie symbolisch nicht eben einfach durch eine Bildungsinstitution zu bespielen. Welche typologischen Kontinuitäten akzentuiert oder welche Brechungen hergestellt werden, ist, so kann man hier erkennen, institutionensymbolisch sehr beredsam.

Aussagekräftig ist es generell auch, welche historisch-typologischen Referenzen bei Ausbautranchen hergestellt werden, die wiederum auf Umnutzungen folgen. Man kann sie zunächst auf letztere beziehen, dann aber auf die in der Nachkriegszeit *neu* erbauten Hochschulensembles, die explizit für neue quantitative Anforderungen und reformerische Ziele konzipiert wurden. (In Frankfurt etwa erlaubt der lokale Bestand beides). Avancieren diese häufig zu lange vernachlässigten Bauten der (Spät-)Moderne nun gleichsam zu musealen *youngtimern*, über deren Historie und Schutzwürdigkeit man, etwa im Rahmen von Jubiläen oder im Zuge der Neubewertung von Strömungen wie dem Brutalismus,³⁹ als Teil der jüngeren Zeitgeschichte reflektiert – und deren symbolisches wie funktionales Veraltet-Sein man zugleich diskutiert? Können Sie gegebenenfalls eine eigene Aura geltend machen, als wichtige symbolische Imprägnierung etwa gegen Abrisspläne? Oder sind sie, z. B. nach umfassenden Standortverlegungen, einfach im Rahmen urbanistischer ‚Flurbereinigungen‘ zu tilgen?

Mit dem Begriff der Aura ist eine weitere zentrale Ebene berührt. Sie grundiert die Universitätsentwicklung und im Sinne einer Art ‚Abstrahlung‘ auch die Historie ihrer Räume und Architekturen. Gemeint ist die der (Quasi-)Sakralität und Weihe. Diese ist stets in institutionellen Kontexten von Bedeutung.⁴⁰ Bei der Universität ist sie seit ihrer Emanzipation aus kirchlicher Oberhoheit von gesteigerter Relevanz.⁴¹ Bei der Architektur der mittelalterlichen Kollegien liegt das sofort auf der Hand. Stehen sie doch in einem direkten typologischen Ableitungsverhältnis zum institutionellen wie räumlichen

31| Chapelle de la Sorbonne,
Paris (Université de Paris IV),
1642, Jacques Lemercier



39 Man kann ihm etwa die Bochumer Universitätsbauten, aber auch die der Universität Regensburg (1964–78) zuordnen, um hier nur die markantesten und klarsten Beispiele zu nennen.

40 Vorländer 2004, S. 181 (dort auch im Zusammenhang mit Auratisierung). Überhaupt wird in diesem Band der Gedanke von Sakralisierungen des Institutionellen mehrfach vertreten und entwickelt.

41 Es gilt selbst dort, wo sie auf republikanisch-laizistische Kontexte verpflichtet wird. So ist etwa selbst in die von der Dritten Republik, stark an der Säkularisierung der Bildung interessiert, erbaute *Nouvelle Sorbonne* Jacques Le Merciers altehrwürdige Universitätskapelle aus Richelieus Zeiten (Abb. 31) inkorporiert worden – obwohl zeitgleich heftige Debatten um die Institution des Hochschulgottesdienstes tobten (Rivé 1987).

Modell des Klosters mit Kreuzgang (Bild) und Klosterkirche (Bild), die zu *court* und *chapel* werden. Ähnlich evident ist es bei den repräsentativen Jesuitenkollegien des 17. und 18. Jahrhunderts (Ruegg 1996: 168), die zwar bereits staatstragend-säkular auftraten, dabei aber doch noch typologische Anklänge an das spätmittelalterliche Kolleg- und Klosterbauwesen aufweisen (Scheibel 1999). Als prestigesteigernde Dimension scheint Sakralität überdeutlich auch noch in der historischen Baukultur und den dort gängigen Pathosformeln auf. Selbst die umfassenden institutionellen Neuentwürfe der Moderne sind nur scheinbar davon bereinigt. Das ist etwa an Mies tempelartiger *Crown Hall* (1956) auf dem IIT-Campus in Chicago ersichtlich (Abb. 32), aber auch an Le Corbusiers *Carpenter Center for the Visual Arts* (1963) an der *Harvard University* mit seinen Reprisen von Turm und Apsis (Abb. 33) – letztere allerdings hier in eine schwebende Version transformiert. Auch lassen sich die stark präsenten prozessualen Elemente des Le-Corbusier-Baus nicht nur als Tribut an den modernen Kult der Bewegung, sondern auch als Sakralreminiszenzen mit historischer Tiefe lesen, über die sich die institutionelle Würde steigern lässt.⁴²

Wie sich das Schwergewicht institutioneller Raumformen geltend macht, kann man auch an der Typologie der englischen *New Universities* der Nachkriegszeit demonstrieren.⁴³ Diese Dokumente der aufbruchsfreudigen 1960er Jahre schwingen in ihrer Grundstruktur zwischen den Polen *campus* und *college* hin- und her. Selbst in der Hochschularchitektur der Gegenwart, wie Christian de Portzamparc Entwurf für dem Campus der *Nouvelle Sorbonne* im 12. Arrondissement von Paris (Fertigstellung geplant für 2022), wird mitunter eine sakrale, klösterliche Aura evoziert⁴⁴ – und damit dem Ensemble eine Dimension der Idealität untergeschoben. Gemäß der damit aufgestellten Gleichung werden im Konvent respektive Campus auf begrenztem Raum Lehren/Forschen, Wohnen und Gemeinschaftsleben ‚Ausgewählter‘ zusammengeführt und dort auf eine neue kollektive Stufe gehoben (Muthesius 2000: 4). Die institutionelle Idee einer vorbildlichen Vergemeinschaftung wird dabei teils mit räumlichen Visionen der Idealstadt zusammengeführt, teils sogar mit futuristisch bzw. utopisch anmutenden Konzepten überformt (Ruegg 1996: 166; Pellew/Taylor 2020) – ein durch die Historie von Campusentwürfen durchlaufender Strang (s. o.).

Diese elitäre Anmutung und hochgestimmte Aura lädt den Campus mit einer Vielzahl von kulturellen Imaginationen auf – ein hier abschließend evozierter Aspekt, da schon auf einer Metaebene angesiedelt. Die am Campus beheimatete Mikrogemeinschaft ist vielfach zum Gegenstand von Narrationen und Fiktionen geworden

⁴² Damit lassen sich natürlich auch Asymmetrien, Exklusionen und Unterdrückungen verdecken. Die *University of Virginia* mit ihrer noblen Rotunde etwa wurde unter Einsatz von Sklaven errichtet wie die ersten fünf Dekaden ihres Bestehens auch unter deren Ausbeutung betrieben (McInnis/Nelson 2019).

⁴³ Siehe dazu den Beitrag von Stefan Muthesius in diesem Band.

⁴⁴ Siehe dazu den Beitrag von Tânia da Rocha Pitta in diesem Band.

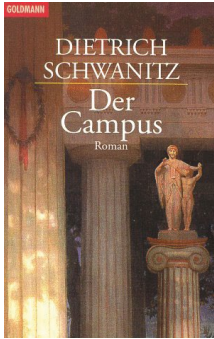
32| Crown Hall, Illinois Institute of Technology (IIT), Chicago (IL), 1956, Ludwig Mies van der Rohe



33| The Carpenter Center for the Visual Arts at Harvard University, Cambridge (MA), 1962, Le Corbusier



**34| Dietrich Schwanitz,
Der Campus, München 2005
(Cover)**



(Abb. 34), die mit spektakulären *insights* aufwarten. Ähnliches ließe sich zwar auch über Sondergemeinschaften wie die altherwürdige Kirche oder auch – am anderen Ende der Skala (!) – kriminelle Vereinigungen sagen, die ebenfalls faszinierende Welten für Literaten oder Drehbuchautoren abgeben. Anders als diese prinzipiell über-räumlichen Organisationen (s. o.) verfügt die Universität mit dem Campus aber über einen klar delimitierten Handlungsraum. Entsprechend viele Romane (Schwanitz 1996)⁴⁵ als auch zahllose Filme wählen daher den Campus nicht nur als Setting, sondern schreiben seine Mythologie als institutioneller Sonderraum fort. Sie erzählen, wie spätadoleszente Soziodynamiken hier auf verschrobene akademische Mikrokulturen treffen. Oder sie thematisieren, wie exklusiv anmutende Rituale mit asymmetrischen Geschlechterverhältnissen verschränkt sind – um nur einen kleinen Ausschnitt der Narrative zu benennen. Der Campus wird in diesen Plots als heteretopisches Kabinett und obskurer Arkanraum, als schillerndes Faszinosum wie soziologische Petrischale konzipiert.⁴⁶ Und die ihn definierende Architektur, wie auch immer sie beschaffen sein mag, präsentiert sich dabei meist als eine gut medialisierbare, ideale Bühne. Die Institutionalität der Universität umfasst in diesem Sinne nicht nur Architektur, sondern entwirft auch entsprechende Plots und Sets, deren Suggestivkraft man sich nur schwer entziehen kann.

Quellen

- Asher, Charles Stern: *Better Cities. Building America*, Washington D.C. 1942
Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin 1908

Literatur

- Abelshauser, Werner: *Die BASF. Eine Unternehmensgeschichte*, München 2002
Andersson, David Emmanuel/Mellander, Charlotta (Hg.): *Handbook of Creative Cities*, Cheltenham 2011
Aoki, Keith: *Race, Space, and Place. The Relation Between Architectural Modernism, Post-Modernism, Urban Planning,*

⁴⁵ Der universitäre Raum ist Titel wie Schauplatz des umstrittenen Romans, der in den 1990er Jahren mit seiner mehr oder weniger geglückten Satire auf Unibetrieb und Geschlechterverhältnisse Furore gemacht hat.

⁴⁶ Der *Campus-Knigge* (Vec 2008) ein humoristischer ‚Ratgeber‘, bietet eine Art kulturellen Wegweiser durch das soziale Heterotop *Campus*.

- and Gentrification. In: Fordham Urban Law Journal, Vol. 20 (1992/93), No. 4 (1993), S. 699–829
- Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek 2006
- Bismarck, Beatrice von: Bedeutungsproduktion im Zwischenraum. Kunst auf dem Campus. In: Christian Philipp Müller (Hg.): Branding the Campus. Kunst, Architektur, Design, Identitätspolitik, Lüneburg 2001, S. 44–59, S. 60–71
- Bollé, Michael (Hg.): Der Campus. Ein Architekturführer, Berlin 1994
- Brachmann, Christoph u. a.: Die Gründung der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg und ihre Anlage am ‚Knie‘. In: ders.,/Robert Suckale (Hg.): Die Technische Universität Berlin und ihre Bauten. Ein Rundgang durch zwei Jahrhunderte Architektur- und Hochschulgeschichte, Berlin 1999, S. 39–76
- Bungert, Heike/Lerg, Charlotte (Hg.): Jahrbuch für Universitätsgeschichte 18 (2015) (Transnationale Universitätsgeschichte)
- Celebi, Timocin: Die weißen Flecken auf der Hochschulkarte und regionale Neuordnungsversuche durch das nordrhein-westfälische Gesamthochschulkonzept in den 1960er und 1970er Jahren. In: Geschichte und Region, Jg. 26 (2017), Nr. 2, S. 92–114
- Classen, Peter: Zur Geschichte der ‚Akademischen Freiheit‘, vornehmlich im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift, Bd. 232, Heft 3 (Juni 1981), S. 529–553
- Dame, Frederick William: Jean-Jacques Rousseau in American Literature. Traces, Influence, Transformation 1760 – 1860, Frankfurt a. M. 1996
- Das Solomon R. Guggenheim Museum, hg. von der Salomon R. Guggenheim Foundation, New York (NY) 1997
- Dauss, Markus/Rehberg, Karl-Siegbert: Gebaute Raumsymbolik. Die ‚Architektur der Gesellschaft‘ aus der Sicht der Institutionenanalyse. In: Joachim Fischer/Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie, Bielefeld 2009, S. 109–136
- Durth, Werner/Sigel, Paul: Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels, Berlin 2009
- Eckert, Andreas (Hg.): Jahrbuch für Universitätsgeschichte 7 (2004) (Universitäten und Kolonialismus)
- Elbe, Judith/Wilhelm, Martin/Goldschmidt, Julia: Der Campus. Zur Zukunft deutscher Hochschulräume im internationalen Vergleich, Darmstadt 2004
- Erben, Dietrich: Konstruktivismus in Architektur, Politik und Wissenschaft. In: Richard Hoppe-Sailer/Cornelia Jöchner/Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 47–58
- Fisch, Stefan: Geschichte der europäischen Universität. Von Bologna nach Bologna, München 2008
- Florida, Richard: Cities and the Creative Class, New York (NY)/London 2005

- Foster, Norman u. a.: Free University of Berlin, München 2011
- Foucault, Michel: Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge, Frankfurt a. M. 2005
- Franck, Georg: Mentaler Kapitalismus. Eine politische Ökonomie des Geldes, München/Wien 2005
- Franck, Georg: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München 2015
- Freitag, Christian: Ein Spaziergang durch die Zeit. In: Wissenschaftsmagazin fundiert (9/2018), o. S.
- Fusi, Paolo (Hg.): Stadtcampus. Zwischen Enklave und Agora, Hamburg 2016
- Fusi, Paolo: Multiple Campus. Szenarien für die Universität der Zukunft, Berlin 2019
- Füssel, Marian: Einleitung. In: Aufklärung, Bd. 26 (2014) (*Gelehrtenrepublik*), S. 5–16
- Gady, Alexandre: La Montagne Sainte-Geneviève et le Quartier Latin. Guide historique et architectural, Paris 1998
- Glöckler, Thomas: Strategische Erfolgspotentiale durch Corporate Identity. Aufbau und Nutzung, Wiesbaden 1995
- Haar, Sharon: The City as Campus. Urbanism and Higher Education in Chicago, Minneapolis (MN) 2011
- Han, Byung-Chul: Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken, Frankfurt a. M. 2014
- Hansen, Astrid: Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers, Weimar 2001
- Henning, Eckart/Kazemi, Marion: Dahlem – Domäne der Wissenschaft. Ein Spaziergang zu den Berliner Instituten der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft im ‚deutschen Oxford‘, Berlin 2009
- Hoepfner, Wolfram: Philosophenwege, Konstanz 2018
- Hoffmann, Hilmar: Das Guggenheim Prinzip, Köln 1999
- Hofmann, Martin Ludwig/König, Katharina (Hg.): Der Gehry-Effekt. Eine Architektursoziologische Studie über das MARTa Herford, München 2011
- Jameson, Fredric: Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism, Durham (NC) 1991
- Jeffreys, Diarmuid: Weltkonzern und Kartell. Das zerstörerische Werk der IG Farben, München 2011
- Jencks, Charles: The Iconic Building. The Power of Enigma, London 2005
- Kirschner, Ursula/Pries, Martin (Hg.): Architektur Campus Leuphana, Lüneburg 2016 (<http://opus.uni-lueneburg.de/opus/volltexte/2016/14406/>; 05.03.2020)
- Kita, Birgit u. a. (Hg.): Von der Flak-Kaserne zum Glashaus. Mainzer Universitätsarchitektur 1938–1998 (Beiträge zur Geschichte der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Neue Folge, Band 6), Mainz 2008

- Klack, Gunnar: Gebaute Landschaften. Fehling + Gogel und die organische Architektur. Landschaft und Bewegung als Natur-Narrative, Bielefeld 2015
- Kleilein, Doris: Die Campus-Architektur der IT-Riesen. In: Bauwelt 26/2017, S. 43–65
- Koolhaas, Rem: Fundamentals. 14th International Architecture Exhibition, La Biennale Di Venezia/14. Mostra Internazionale di Architettura, Venedig 2014
- Körbe, Nina: Architektur zwischen Kunst und Kommerz. Das Guggenheim Museum in Bilbao von Frank O. Gehry, Frankfurt a. M. 2010
- Kornhauser, Elizabeth Mankin: Daniel Wadsworth und Elizabeth Hart Jarvis Colt. Zwei Sammler amerikanischer Landschaftskunst im 19. Jahrhundert. In: dies. u. a. (Hg.): Neue Welt. Die Erfindung der amerikanischen Malerei (Ausst. Kat. Bucerius Kunst Forum Hamburg/Staatsgalerie Stuttgart), München 2007, S. 26–40
- Köster, Baldur: Palladio in Amerika. Die Kontinuität klassizistischen Bauens in den USA, München 1990, S. 28–37
- Krebs, Gerhild: Universität des Saarlandes. In: Rainer Hudemann unter Mitarbeit von Marcus Hahn, Gerhild Krebs und Johannes Großmann (Hg.): Stätten grenzüberschreitender Erinnerung – Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. und 20. Jahrhundert (Lieux de la mémoire transfrontalière – Traces et réseaux dans l'espace Sarre-Lor-Lux aux 19^e et 20^e siècles), Saarbrücken 2002/2009 (CD-ROM)
- Kühne-Hörmann, Eva/Müller-Esterl, Werner: Zielvereinbarung zwischen dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst und der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. für den Zeitraum 2011–2015, Wiesbaden 2011
- Ladwig-Winters, Simone: Großes Haus für kleine Fächer. Von der Villenkultur zum Campus der Freien Universität Berlin, Berlin 2015
- Lampugnani, Vittorio Magnago: Stadt als Projekt – oder die Moderne als Antike. In: Andreas Beyer (Hg.), Die Präsenz der Antike in der Architektur, Berlin 2018, S. 178–199
- Lasala, Joseph Michael: Comparative Analysis. Thomas Jefferson's Rotunda and the Pantheon in Rome. In: Virginia Studio Record 1 (Herbst 1988), S. 84–87
- Lasala, Joseph Michael: From Academy to Academic Village. Thomas Jefferson's Architectural Design for Public Education. In: John A. Ragosta/Peter S. Onuf, Andrew J. O'Shaughnessy (Hg.): The Founding of Thomas Jefferson's University, Charlottesville (VA) 2019
- Lippert, Hans-Georg: Schlösser für die Wissenschaft. Deutsche Hochschulbauten im 19. Jahrhundert. In: Jean-Michel Leniaud u. a. (Hg.): Institutions, services publics et architecture, XVIII^e-XX^e siècle, Paris 2003, S. 103–117

- Lipsky, Florence: Campus und Stadt. Auf dem Weg zur Identität der Universität. In: Christian Philipp Müller (Hg.): Branding the Campus. Kunst, Architektur, Design, Identitätspolitik, Lüneburg 2001, S. 44–59
- McInnis, Maurie Dee/Nelson, Louis P.: Educated in Tyranny. Slavery at Thomas Jefferson's University, Charlottesville (VA)/London 2019
- McNeill, Donald: The Global Architect. Firms, Fame, and Urban Form, New York (NY)/London 2009
- Müller, Christian Philipp: Der Campus als Kunstwerk. In: ders.: Branding the Campus. Kunst, Architektur, Design, Identitätspolitik, Lüneburg 2001, S. 118–137
- Müller-Rees, Vanessa: Haute Architecture. Ein Untersuchung der Baustrategie der Marke *cartier* und der Corporate Architecture von Luxusmodemarken seit 1990, München/Berlin 2006
- Muthesius, Stefan: The Postwar University. Utopianist Campus and College, New Haven (CT)/London 2000
- Neugebauer, Wolfgang: Einleitung. In: Kulturstaat und Bürgergesellschaft im Spiegel der Tätigkeit des preußischen Kultusministeriums – Fallstudien, hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter Leitung von Wolfgang Neugebauer, Berlin 2015, S. IX-XXIX
- Nolte, Paul: Spuren der Freien Universität. Weggabelungen, Umbrüche und Kontinuitäten von 1948 bis heute. In: Wissenschaftsmagazin fundiert (9/2018), o. S.
- Oßenbrügge, Jürgen/Vogelpohl, Anne: Entgrenzte Zeiten – begrenzte Räume: Stadt(teil)entwicklung in raum-zeitlicher Perspektive. In: Ulrich Mückenberger/Dieter Läßle/Jürgen Ossenbrügge (Hg.): Zeiten und Räume der Stadt. Theorie und Praxis, Leverkusen-Opladen 2010, S. 65–88
- Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 13–22
- Paulus, Stefan: Vorbild USA? Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945–1976, München 2010
- Pellew, Jill/Taylor, Miles (Hg.): Utopian Universities. A Global History of the New Campuses of the 1960s, London 2020
- Philippe Rivé (Hg.): La Sorbonne et sa reconstruction, Lyon 1987
- Richardson, Lawrence: A New Topographical Dictionary of Ancient Rome, Baltimore/London 1992
- Richardson, Tim/Clive Bournsnel/Harpur, Marcus: Cambridge College Gardens, London 2019
- Richardson, Tim/Lawson, Andrew: Oxford College Gardens, London 2018
- Ruegg, Walter (Hg.): Geschichte der Universität in Europa, Bd II. Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800), München 1996
- Ruegg, Walter (Hg.): Geschichte der Universität in Europa, Bd. III, Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800–1945), München 2004

- Scheibel, Wolfgang W.: Kollegienbauten unter Kurfürst Maximilian I. von Bayern, Phil. Diss., Marburg 1999
- Schilling, Martina: Freie Universität Berlin. Ein Architekturführer zu den Hochschulbauten, Berlin 2011, S. 7–9
- Schittich, Christian: Erschließungsräume. Inszenierte Wege und innovative Grundrisskonzepte, Berlin 2013
- Schröder, Till: Corporate Architecture. Identität durch Architektur, Münster 2015
- Schützeichel, Rainer: Wissenssoziologie. In: Sabine Maasen (Hg.): Handbuch Wissenssoziologie, Wiesbaden 2012, S. 17–26
- Schwanitz, Dietrich: Der Campus, München 1996
- Siebel, Walter: Was macht eine Stadt urban? Zur Stadtkultur und Stadtentwicklung, Oldenburg 1994
- Siedschlag, Alexander: Neorealismus, Neoliberalismus und post-internationale Politik, Opladen 1997
- Turner, Paul V.: Stanford Campus. It's Place in History. In: Richard Joncas / David J. Neuman / Paul V. Turner: Stanford University, New York (NY) 2006
- Ullmann, Gerhard (Hg.): Kunst an der FU Berlin. Skulpturenhöfe und Landschaft, Berlin 1988
- ,Universität'. In: Encyclopaedia Britannica online (<https://www.britannica.com/topic/university>; 28.08.2020)
- Vec, Milos u. a. (Hg.): Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten, München 2008
- Villen, Rost- und Silberlauben. Baugeschichtliche Spaziergänge über den Campus der Freien Universität Berlin, Berlin 1993
- Von Moos, Peter: Die mittelalterliche Kirche als ‚Anstalt‘ und ‚Himmelreich‘ auf Erden. In: Gert Melville (Hg.): Institutionalität und Symbolisierung, Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart, Köln/ Berlin 2001, S. 293–340
- Vonseelen, Tanja: Von Erdbeeren und Wolkenkratzern. Corporate Architecture – Begründung, Geschichte und Ausprägung einer architektonischen Imagestrategie, Oberhausen 2012
- Vorländer, Hans: Verfassungsgeschichten. Über die Kontinuierung des konstitutionellen Moments In: Gert Melville / Karl-Siebert Rehberg (Hg.): Gründungsmythen – Genealogien – Memorialzeichen. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität, Köln 2004, S. 177–186
- Wagner, Christoph: Kunst auf dem Campus. In: Campus. Die Universitätszeitschrift / Universität des Saarlandes, Bd. 35 (2005), Nr. 1, S. 8–17
- Wilson, Richard Guy / Lasala, Joseph M. / Sherwood, Patricia C.: Thomas Jefferson's Academical Village. The Creation of an Architectural Masterpiece, Charlottesville 2009
- Zünder, Ralf: Studentendorf Schlachtensee 1959–1989, Berlin 1989

Abbildungen

- Abb. 1 Sharp Centre for Design, Ontario College of Art and Design, Toronto (ON), 2004, Will Alsop, Robbie/Young and Wright Architects, Foto: Taxiarchos228, Technical Assistance: Niabot, CC BY 3.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>>, via Wikimedia Commons, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Toronto_-_ON_-_Ontario_College_of_Art_%26_Design.jpg (02.03.2021)
- Abb. 2 Apple Park (früher: Apple Campus 2), Cupertino (CA), 2017, Norman Foster, Foto: Steve Proehl, Foster and Partners
- Abb. 3 Cafeteria des Facebook-Headquarter, Menlo Park (CA), 2015, Frank O. Gehry, Foto: picture alliance/dpa/Facebook
- Abb. 4 Entspannungszone im RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäude, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 5 Nassau Hall („Aula Nassovica“), College of New Jersey, Princeton (NJ), Robert Smith u.a., Kupferstich, Künstler und Stecher unbekannt, Illustration gegenüber der Seite 104 des New American Magazine, No. XXVII (März 1760), Woodbridge (NJ), https://blogs.princeton.edu/notabilia/wp-content/uploads/sites/18/2012/10/Ex_0901_525_Nassau_Hall.lrg_.jpg (23.08.2021)
- Abb. 6 University of Virginia, 1826, Kupferstich von Benjamin Tanner, Ausschnitt aus der Map of Virginia von Herman Böye, Charlottesville (VA), University of Virginia, Albert and Shirley Small Special Collections Library, <https://smallnotes.library.virginia.edu/files/2013/11/getStaticImage.jpg> (23.08.2021)
- Abb. 7 Studentendorf Schlachtensee, Berlin, 1960, Hermann Fehling, Daniel Gogel, Peter Pfankuch, Foto: Reinhard Friedrich, Luftbild, FU-Archiv, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Luftbild_Format_18x24_Reinhard_Friedrich_FU-Archiv.jpg (02.03.2021)
- Abb. 8 Heinrich Kiepert, Roma urbs ab Augusti Imp. tempore cum muris ab Aureliano et Honorio, in: Atlas Antiquus, Berlin 1903, aus: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/67/Heinrich_Kiepert._Roma_urbs_ab_Augusti_Imp._tempore_cum_muris_ab_Aureliano_et_Honorio.jpg (02.03.2021)
- Abb. 9 Domäne Dahlem, Berlin, 2019, Foto: Markus Dauss
- Abb. 10 University College, Oxford, Richard Maude u.a., Luftperspektive mit Legende und Maßstab, o. D., aus: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/ee/University_College%2C_Oxford%3B_aerial_view_with_key_and_scale._Wellcome_V0014175.jpg (02.03.2021),

Wellcome Collection. Attribution 4.0 International
(CC BY 4.0)

- Abb. 11 Die Rotunda auf dem Lawn der University of Virginia, Charlottesville (VA), Thomas Jefferson u. a., Stanford White, 1826/1898, Blick von Südosten, aus: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/bf/Rotunda_UVa_from_the_south_east.jpg (02. 03. 2021)
- Abb. 12 Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin, 2005, Norman Foster, Außenansicht der Gebäudeschale, Foto: Markus Dauss
- Abb. 13 Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin, 2005, Norman Foster, Innenansicht, Foto: Markus Dauss
- Abb. 14 The Lawn, University of Virginia, Charlottesville (VA), 1817–19, Thomas Jefferson u. a., Foto: Karen Blaha, CC BY-SA 2.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0>>, via Wikimedia Commons, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/5c/Lawn_UVa_colorful_winter_sun_2010.jpg (03. 02. 2021)
- Abb. 15 Sozialzentrum/Neue Mensa, Campus Bockenheimer der Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1968, Heinrich Nitschke, Foto: Markus Dauss
- Abb. 16 Alte Mensa („Labsaal“) und Juridicum, Campus Bockenheimer der Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1963/1972, Ferdinand Kramer, Heinrich Nitschke, Foto: Markus Dauss
- Abb. 17 Rostlaube der Freien Universität Berlin, 1973, Georges Candilis, Alexis Josic, Shadrach Woods, Foto: Markus Dauss
- Abb. 18 Villa in der Dahlemer Arminallee für die Kolleg-Forscherguppe BildEvidenz des Kunsthistorischen Instituts der Freien Universität Berlin (bis Mai 2020), 1930er Jahre, saniert von Arnold und Gladisch Architekten (2012), aus: https://www.facebook.com/pg/BildEvidenz/photos/?ref=page_internal (02. 03. 2021)
- Abb. 19 Haupteingang der Stanford University (CA), 1905, (Richard Lucae, Friedrich Hitzig, Julius Carl Raschdorf), Frederick Law Olmsted, Charles Coolidge, aus: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stanford_Oval_May_2011_002.jpg (02. 03. 2021)
- Abb. 20 Die Königlich Technische Hochschule zu Berlin, 1884, Richard Lucae, Friedrich Hitzig, Julius Carl Raschdorf, Stich von 1885 nach einer Zeichnung von Gottlob Theuerkauf, aus: https://de.wikipedia.org/wiki/Technische_Universit%C3%A4t_Berlin#/media/Datei:TU_Berlin_Theuerkauf.jpg (27. 10. 2021)
- Abb. 21 Modell des Campus des Technischen Universität Berlin, Hauptgebäude der TU, Foto: Markus Dauss
- Abb. 22 Luftaufnahme des Hauptcampus des MIT (Massachusetts Institute of Technology), Cambridge (MA), von einem über dem Charles River fliegenden Helikopter aus, Foto:

- DrKenneth, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:MIT_Main_Campus_Aerial.jpg (02.03.2021)
- Abb. 23 Luftaufnahme der Ruhr-Universität Bochum, 1968–1984, Hentrich, Petschnigg & Partner, links oben: Uni-Center (Wohngebäude und Einkaufszentrum), rechts von der Mitte das Auditorium Maximum mit der Mensa, Foto: Tuxyso/Wikimedia Commons/CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ruhr-Universit%C3%A4t_Bochum_Luftaufnahme_2014.jpg (02.03.2021)
- Abb. 24 Rolex Learning Center der École Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL), 2010, SANAA, Foto: Markus Dauss
- Abb. 25 Rolex Learning Center der École Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL), 2010, SANAA, Foto: Markus Dauss
- Abb. 26 Body of Knowledge, 2010, Jaume Plensa, bemalter rostfreier Stahl, Campus Westend (Goethe-Universität Frankfurt am Main), 2010, Foto: Markus Dauss
- Abb. 27 Rotunde des IG-Farben-Gebäudes, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main), Foto: Markus Dauss
- Abb. 28 Gebäude auf dem Campus der Leuphana (Universität Lüneburg) (ehemalige Scharnhorst-Kaserne), aus: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Campus_Leuphana_3.jpg#file (02.03.2021)
- Abb. 29 Saarbrücken, ehemalige Below-Kaserne, 1938, Peter Görgen, Aufnahme von 1951, Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 30 IG-Farben-Gebäude, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main), Ansicht von Süden, Foto: Markus Dauss
- Abb. 31 Chapelle de la Sorbonne, Paris (Université de Paris IV), 1642, Jacques Lemercier, Westfassade, aus : https://commons.wikimedia.org/wiki/File:P1300735_Paris_V_chapelle_La_Sorbonne_rwk.jpg (02.03.2921)
- Abb. 32 Crown Hall, Illinois Institute of Technology (IIT), Chicago (IL), 1956, Ludwig Mies van der Rohe, Foto: Joe Ravi, license CC-BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Crown_Hall_1.jpg (02.03.2021)
- Abb. 33 The Carpenter Center for the Visual Arts at Harvard University, Cambridge (MA), 1962, Le Corbusier, Foto: Dsmack, GNU Free Documentation License, Version 1.2 or any later version, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Carpenter_center.jpg (02.03.2020)
- Abb. 34 Dietrich Schwanitz, Der Campus, München 2005 (Cover), Foto: <https://images-na.ssl-images-amazon.com/images/I/51RZ9D8BT7L.jpg> (02.03.2021)

Community und communication. **Zur Planung der neuen englischen Universitäten in den 1960er Jahren**

Das Wort Planung soll hier in einem ganz spezifischen, engen Sinn gebraucht werden, nämlich im rein architektonischen, d. h. visuellen Sinn. Es geht, schlicht gesagt, darum, wie die Institution Universität aussehen soll, und dabei wieder geht es darum, wie der Bau, oder, besser, die Bauten einer Hochschule sich in ihrer Gesamtheit darstellen. Von diesen Plänen her wird dann auf die Universität als Institution verwiesen: Man erhebt den Anspruch, dass die architektonische Gesamtplanung den spezifischen Charakter der Institution ausdrückt, ja, dass sie ihre grundlegenden Ziele, das akademische Ethos, die akademische Würde der Institution fördert (Muthesius 2015; übergreifend auch: ders. 2000).

Hierbei muss man zunächst einige grundlegende Unterschiede zwischen der akademischen Welt auf dem europäischen Kontinent und der des anglo-amerikanischen Bereichs erwähnen. Die verschiedenen Gebäude für Schulen und Hochschulen auf dem europäischen Kontinent waren und sind traditionell als ‚repräsentative‘ Gebäude zu verstehen, die sich bei oberflächlichem Hinsehen von anderen repräsentativen Bauten, etwa höheren Verwaltungsbauten, Gerichtsbauten, oder auch einer großen Schule kaum unterscheiden. Das institutionelle Ethos war (und ist) im Wesentlichen das eines öffentlichen Gebäudes. Vor allem auch kann man sich einen solchen Bau schwer außerhalb einer größeren Stadt vorstellen.

Ganz anders stellt sich die Situation der Planung und des Bautyps der Universität in England dar. Zum ersten entstanden, wie allgemein bekannt, die ersten frühen Universitätsinstitutionen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit gerade nicht in der Hauptstadt oder in den großen Städten. Das Planungsmodell der Universität war das des mittelalterlichen Klosters. Dieses kann man weder als eine städtische noch überhaupt als eine öffentliche Institution bezeichnen. Gerade daraus entwickelte sich dann bald der eigenständige Institutionstyp des englischen Universitäts-*colleges* als eine von der Umwelt isolierte,

quasi-private Institution. Man muss allerdings an dieser Stelle anmerken, dass das Wort *college* auch von anderen Lehranstalten verwendet werden kann, aber es deutet dabei doch immer einen relativ erhöhten Rang an. Bei alledem spielte dann auch der architektonische Eindruck, und das heißt wiederum die architektonische Gesamtplanung, eine herausragende Rolle. Bis ins frühe 20. Jahrhundert folgten fast alle Collegeplanungen dem mittelalterlichen klösterlichen Schema: die Unterbringung der Lehr- und Wohngebäude um einen *court*, um ein monumentalisiertes Eingangstor und den herausragenden Bau einer Kapelle herum. Alles das diente dazu, den Eindruck eines Universitäts-*college* als einer den ganzen Lebensbereich umfassenden Institution zu vermitteln (Wilson 1957; Feingold 1981).

Trotzdem blieb die Entwicklung der *higher education*-Bauten in England nicht beim *college* stehen. Im 19. Jahrhundert kam es zu einem neuen Bautyp, dem großen Lehr- und Forschungsbau. Neu war er vor allem in zweierlei Hinsichten: Die Bauten standen und stehen in den größten Städten, und in ihnen wurde nicht mehr gewohnt. Sie sollten einer anderen Bevölkerungsgruppe dienen, einer neueren großstädtischen, die vor allem in den Industriestädten in den *Midlands* und dem Norden anzutreffen war. Unausweichlich schien dies einen generellen Statusunterschied mit sich zu bringen. Die Bezeichnung *Redbrick Universities* bürgerte sich ein, da ein Backsteinbau für die meisten ein niedrigeres Niveau als ein Bau mit einer Hausteilverkleidung (wie bei fast allen älteren *colleges* üblich) suggerierte (Whyte 2015).

Die Jahre um die Mitte des 20. Jahrhunderts brachten wiederum eine starke neue Bewegung in die Welt der englischen Universitäten. Ein ganz wesentlicher Faktor war hier wieder die planerisch-architektonische Gestalt des Ganzen. Der zusammenfassende Terminus *New Universities* für die Bauten der 1960er Jahre erscheint dabei nicht besonders originell, vor allem im Rückblick, da bis heute, im 21. Jahrhundert, noch viele weitere Universitäten dazugekommen sind. Mit der Bezeichnung *plate glass universities* wurde eine andere Identifizierung versucht, mit der man sich von den *colleges* und den *Redbricks* absetzen konnte. (Es handelt sich um ein primär technisches Wort; gemeint ist Spiegelglas, also große Scheiben von besserer Qualität, wie sie etwa für Schaufenster benutzt werden) (Birks 1971; Muthesius 2001; ders. 2015).

Oberflächlich gesehen traf dieser technische Begriff einen wesentlichen Wert, den der Modernisierung des ganzen Systems. Trotzdem vermittelte es keinen rechten Eindruck davon, worum es der Moderne zunächst ganz vornehmlich ging: um den umfassenden Entwurf, ja um die Gesamtplanung eines ganz neuen Typus von Universität. Der Hang zum Großen ist eine charakteristische Einstellung der Architekten in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg, die stets in umfassenden Planungszusammenhängen dachten. Man müsste an dieser Stelle die Geschichte der *New Universities* genauer in die Geschichte der Stadtplanung einfügen, kann aber die Bezüge zwischen Universitätsplanung und Urbanismus hier auf vier wesentliche, dem Schema der klassischen Moderne entsprechenden Punkte

reduzieren: erstens die genaue Bestimmung der einzelnen Funktionselemente (die Zonierung), zweitens deren praktische Zuordnung, drittens die Schaffung eines oder mehrerer Zentren und viertens die Ermöglichung/Stiftung einer effektiven Kommunikation zwischen allen Teilen. Für die planerisch-architektonisch herausragendsten unter den *New Universities* ging es im Endeffekt um zwei Punkte: Der Komplex muss sich zentrieren, es muss klar werden, dass alles zusammengehört und sich um eine Mitte oder um ein zentrales Rückgrat gruppiert (man liebe das Wort *spine*) – als Manifestation einer *community*. Zweitens geht es darum, wie genau im Detail die Kommunikationswege zu gestalten sein sollten.

Zwischen diesen beiden Faktoren entstand nun eine gewisse Spannung, und es kam auch zu einem graduellen Wandel. Am Anfang steht die visuelle Manifestation der Zentralpunkte, durch ein oder mehrere besondere Gebäude markiert. Diese bezeichnen den Treffpunkt der quasi stationären und wohl-organisierten *community*. Dann aber nimmt man die Betonung einer solchen statischen Wertung der *community* zurück und sieht diese eher in den über die ganze Anlage verstreuten Orten des Treffens verwirklicht. Zusammenkünfte sollten überall und vor allem auch zufällig zustande kommen. *Community* geht über in *communication*. Räumliche Anregungen zu dieser Form der kommunikativen Soziabilität zu geben wird nun das höchste Ziel für die planerische Arbeit.

Fundamental ist bei all dem immer noch die Vorstellung der Universitätsinstitution als geschlossenem, von der umliegenden Welt getrennt existierendem Komplex. Die englischen neuen Universitäten der 1960er Jahre übernehmen nun eine weitere Anregung, nämlich das Konzept des Campus. Die Campus-Universität gilt als eine amerikanische Erfindung. Die USA übernahmen das englische *college*-Prinzip in einem ganz wesentlichen Punkt, nämlich, dass zu einem solchen Komplex immer auch Studierendenwohnungen gehören – und die frühen amerikanischen Universitäten nannten sich in der Tat *colleges*. Nur lehnten die Amerikaner, zumindest bis ins 19. Jahrhundert, das bauliche Modell des Klosters ab. Ein amerikanischer Campus besteht aus einer regelmäßigen und dabei weiträumigen Anordnung von Einzelbauten, meist sorgfältig in die einzelnen Funktionen Lehre, Forschung, Wohnen und Gemeinschaftsbauten unterteilt. Der besondere Vorteil eines Campus als Areal der nicht in, sondern vor der Stadt lag, war zunächst das große Platzangebot. In Amerika konnte ein Campus riesige Ausmaße annehmen.

Für die englischen Architekten um 1960 ergaben sich somit zwei Planungstypen: *college* und Campus. Und damit deutet sich schon an, worauf es bei den englischen *New Universities* hinauslief, nämlich auf eine Kombination der beiden Typen. Auf jeden Fall ging es den Engländern darum, wenigstens einige der so geschätzten Qualitäten der *college*-Erziehung in die neuen Planungen mit einzubeziehen: die Nähe aller Funktionen zueinander und der daraus resultierende enge Kontakt zwischen Lehrer und Schüler. Andererseits bedeutete

traditionell ein *college* nur ein paar hundert Studierende, während ein Campus auf mehrere tausend angelegt werden kann – umso größer war die Herausforderung für die Architekten und umso mehr war ihr Einfallsreichtum gefragt. Ab den späten 1950er Jahren wurden in Großbritannien wie anderswo die Hochschulen stark erweitert. Noch 1960 studierten hier nur etwa sieben Prozent einer Altersgruppe. In der Nachkriegs-Atmosphäre des neuen englischen Wohlfahrtsstaats – kurz definiert als eine von staatlichen Institutionen gesteuerte und finanzierte Egalisierung der Gesellschaft – beschloss man um 1960, dem Mangel auch mit Hilfe von prominenten Universitäts-Neugründungen abzuwehren, zunächst sieben an der Zahl. Innerhalb von nur drei Jahren kam es zu einer engen Zusammenarbeit verschiedener Stellen und Akteur*innen, die an Kohärenz und Enthusiasmus wenig Parallelen hat. England besaß keine zentrale staatliche Kulturhoheit. Das *University Grants Committee* war schlicht eine Stelle, die das staatliche Geld verteilte: etwa sechs Millionen für jede neugegründete Institution (in den späten 1960er Jahren war das Pfund Sterling etwa fünf Deutsche Mark wert), die in der Anfangsphase etwa 3000 Studierende umfassen sollte, von denen wiederum bis zu zwei Drittel auf dem Campus wohnen sollten. Nur eine generelle Richtlinie gab es, nämlich, dass all die neuen Institutionen in Landesteilen zu errichten waren, die bis dahin keine Hochschulen aufwiesen, und das bedeutete in regionalen Zentren, meist alten, ehrwürdigen Mittelstädten, wie York, Canterbury oder Norwich. Die Namensgebung der neuen Universitäten, wie zum Beispiel *University of Kent* oder *East Anglia*, unterstrich diese Regionalisierungsidee. Erneut aber muss betont werden, dass englische Universitäten autonome Institutionen darstellen. Das bedeutet auch, dass sie nur lose mit ihren Standorten verbunden waren, daher sowohl zu den Regierungen der Grafschaften als auch den Städten auf Distanz blieben, zu denen sie auch einen kalkulierten physischen Abstand hielten, von einem paar hundert Metern bis zu mehreren Kilometern.

Zentrale Figuren in diesen Gründungsprozessen waren die *founding* (und langjährigen) *Vice Chancellors* (sie entsprechen den Universitätspräsidenten in den USA), etwa Lord Fulton für Sussex, oder Frank Thistlethwaite in Norwich. Beide waren und blieben *fellows* in einer der alten *colleges* in Oxford und Cambridge. Sie waren beseelt von dem Bestreben, es so wie dort, aber zugleich auch anders und besser, eben ‚moderner‘, zu machen. Der erhoffte akademische Rang der neuen Gründungen sollte eher dem von *Oxbridge* als dem der *Redbricks* entsprechen. Diese Spitzen jeder neuen Universität waren also völlig frei, die Institution nach ihren persönlichen Vorstellungen zu schaffen.

Einer der allerwichtigsten ersten Schritte war die Wahl des Architekten. Die Form des Wettbewerbs schien dafür nicht geeignet; die *Vice Chancellors* agierten wie manche fürstlichen Potentaten der Vergangenheit, eben wie jene, die sich selbst intensiv mit der Gestalt des Ganzen der von ihnen geförderten Institutionen auseinandersetzten, und das konnten sie nur mit einem Architekten ihrer Wahl. Jede der ‚Sieben‘ beschäftigte einen anderen Entwerfer; Thistlethwaite in

East Anglia brachte seinen Architekten, Denys Lasdun, aus Cambridge mit. Dort hatte dieser als zu modern gegolten, umso stolzer war Norwich auf ihn. Wie sich bald herausstellte, war die Zusammenarbeit mit ihm allerdings nicht einfach.

Es handelte sich hier durchweg um eine Gruppe von jüngeren, aber schon arrivierten Londoner Architekten. In den 1940er und 50er Jahren hatte sich fast die gesamte Avantgarde in die Bauaufgaben des Wohlfahrtsstaates vertieft, besonders in den sozialen Wohnungsbau. Eine größere Siedlung wurde dabei von ihnen nicht nur als eine Ansammlung von Standard-Wohnbauten, sondern als je ein ganz individueller und komplexer Auftrag angesehen, der eine vielfältige Koordination verlangte. In den frühen 1960er Jahren aber merkte man, dass in diesem Bereich bereits alles gesagt war. Es bestand zudem die Forderung, dass jeder Architekt sich auch mit den Aufgaben der Stadtplanung im weitesten Sinne vertraut machen sollte. Jede größere Bauaufgabe sollte auch als eine stadtplanerische Aufgabe angesehen werden. Als der große internationale Erfolg britischer Planer*innen galten die in den späten vierziger Jahren begonnenen *New Towns*. Der jüngeren Londoner Architekturkritik der fünfziger Jahre aber erschienen diese Orte als weitgehend gescheitert, ihnen missfiel der Eindruck der Weitläufigkeit. Die Tendenz ging nun stark in Richtung urbaner Dichte. In den späten fünfziger Jahren war die Verwandlung und damit meist auch die Verdichtung von Stadtzentren ein kontrovers diskutiertes Thema, etwa die Kombination eines Einkaufszentrums mit einzelnen Hochhausakzenten. Als entscheidend galt der integrative Effekt, der aus der Architektur, aus der architektonischen Qualität einer jeden Anlage im Ganzen wie in allen ihren Teilen resultierte. Seit Mitte der 1950er Jahre operierten die Theoretiker Peter und Alison Smithson mit dem Wort *Cluster* für kleinere Konzentrationen von Bauten und Menschen. Eine Stadt konnte man als eine Ansammlung von *Clustern* verstehen (Smithson 1970).

Vor diesem Hintergrund entstanden die neuen Campus-Projekte, man sah sie als eine vereinfachte Stadt, wie es der Planer, Architekt und Kritiker Lionell Brett (der spätere Lord Esher) im Jahre 1957 zusammenfasste: „Universitäten brauchen keine Rangierbahnhöfe, keine rückwärtigen Gärten oder Schrebergärten; Universitäten produzieren keinen eigenen motorisierten Verkehr und müssen nicht eine Menge von anderer Leute Autos unterbringen. Keiner von diesen ‚Desintegratoren‘ verlangt nach Lösungen. Universitäten haben den unschätzbaren Vorteil für den Stadtplaner, dass sie Gebiete der Fußgänger-Zirkulation aufweisen, dass sie als geschlossene Bereiche erscheinen (*self-containment*), dass sie von strikt begrenzter Größe sind und dass sie Gebäude hoher Qualität in unterschiedlichen Formen und Umrissen aufweisen.“ (Brett 1957).

Die Wertung „hohe Qualität“ kann man als eine Art Selbstlob des Berufsstandes bezeichnen. Vorrausschauend sollte das vor allem auf die zahlreichen *college*-Erweiterungen in Oxford und Cambridge in den folgenden Jahren zutreffen. Allerdings, Qualität war dort auch

Sache des Geldes, das die quasi-privaten *colleges* reichlich zur Verfügung hatten. Der springende Punkt bei den *New Universities* hingegen war ihr Anspruch, Innovation und Qualität innerhalb staatlich festgelegter Kostengrenzen zu erreichen – ein Teil des Credo des englischen Wohlfahrtsstaates.

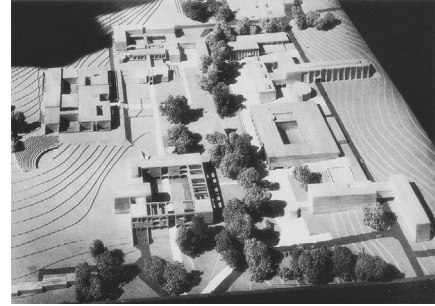
Der Begriff, der alle, nicht nur die universitären, Planungen im englischsprachigen Raum beherrschte, ob Wohnung, Stadt oder Lehranstalt, war noch einmal *community*. Ein wirkmächtiges Wort, dessen Ursprung in der soziologischen Fachliteratur oft auf Ferdinand Tönnies' Konzept der elementaren, spontan entstehenden *Gemeinschaft* zurückgeführt wird, das er gegen das Konzept *Gesellschaft* (*society*) ausspielte, bei dem es sich um eine eher rationales und vermitteltes Verständnis menschlichen Zusammenseins handelte. *Community* soll vor allem von dem gefühlten Zusammenhalt einer Gruppe handeln (Goodman 1947). Man kann das Wort auch als Synonym für *Utopie* auffassen, wobei jedoch der Sinn des Unerreichbaren, der in jenem Worte liegt, getilgt wurde. Der Begriff konnte flexibel auf kleine Gruppen wie auf eine ganze Stadt angewandt werden. Ideologiekritisch könnte man den Begriff als eine Verdeckung der wirklichen Machtstrukturen (s. o.) sehen. Vordergründig aber enthielt die bereits angedeutete Wende zu *communication* in den sechziger Jahren einen Faktor des Anti-Establishments. *Community* sollte in einer Universität weniger dadurch entstehen, dass Zusammenkünfte von einer Obrigkeit organisiert werden, sondern eher aus dem spontanen Zusammentreffen und Zusammenwirken aller Beteiligten, Lehrer wie Schüler resultieren. Aber in den frühen 1970er Jahren führten, wie unten erwähnt, ausgerechnet diese Strukturen zu der Auflehnung der Studierendenschaft gegen die universitäre Obrigkeit.

Zurück zum Jahr 1960. Der weiträumige große Campus, die begrenzte Einheit des *colleges* und die Orte der Kommunikation im kleinen Bereich – das waren Planungsideen, die die englischen neuen Universitäten der ganzen sechziger Jahre beherrschen sollten. Der gerade angedeutete Wert der Eigenständigkeit der Architekten und ihrer Auftraggeber resultierte in Baukomplexen, die, zumindest auf den ersten Blick, unterschiedlicher nicht hätten ausfallen können.

Am ehesten entsprechen diesem Bild die in einem alten Park verteilten Bauten der ersten neuen *University of Sussex* (Abb. 1 und 2), die ab 1959 in der Nähe von Brighton entstand, nach Entwürfen von Englands Star-Architekten Sir Basil Spence. Der Haupteindruck ist der einer Parklandschaft. Als das klare Gegenteil kann man den ersten Plan für die *Warwick University* nahe Coventry bezeichnen (1963) (Abb. 3); für die dicht verstädterten *Midlands* galt es, den Eindruck einer vielfältigen Großstadt zu schaffen, entworfen vom damals radikalsten Städtebau-Architekten Englands, Arthur Ling.

Sussex und Warwick können als fast direkte Übernahme des amerikanischen Campus-Ideals angesehen werden. Bei den fünf anderen Anlagen ging es wieder mehr um die Integration von konkreten *College*-Eigenschaften in das Campus-Konzept. Davon verwendeten

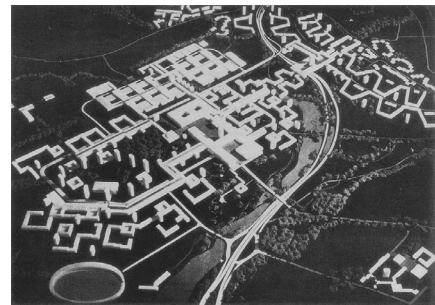
1| University of Sussex, Falmer (Nähe Brighton), Sir Basil Spence, Modell, 1962



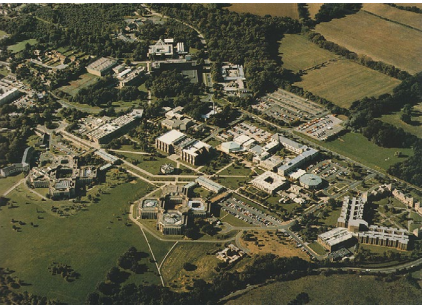
2| University of Sussex, Falmer House, 1962, Sir Basil Spence



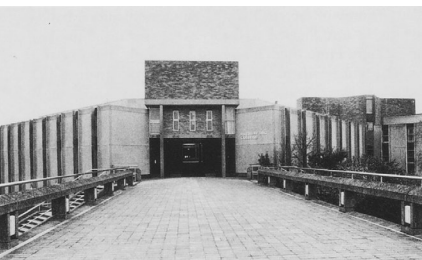
3| University of Warwick, Coventry, Ling Plan, 1963/64



4| University of Kent, Luftbild, 1965, William Holford & Partners Architects



5| University of Kent, Rutherford College, 1965, William Holford & Partners Architects



6| University of Kent, Inneres des College-Speisesaals in Richtung des Hohen Tisches, von dem aus ein Blick auf die Kathedrale von Canterbury möglich ist



drei Neugründungen das *College*-Prinzip explizit. Kent, bei Canterbury (1963) (Abb. 4), besteht schlicht aus mehreren *colleges* und einigen zusätzlichen Gemeinschaftseinrichtungen. Jedes *college* erscheint in sich abgeschlossen, fast wie eine Burg, mit nur einem einzigen Eingang (Abb. 5) für die Studierenden. Dort wurde in einem feierlich-großen (Speise-)Saal gegessen; der Tisch der Lehrer befand sich auf einem erhöhten Podest, dem *high table*, ganz wie im alten *Oxbridge* (Abb. 6).

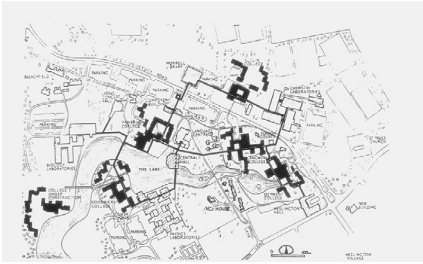
Nach Sussex war die *University of York* die zweite Gründung der *New Universities*. 1962/63 entwickelten der Vizekanzler Lord James und das Architekturbüro Robert Matthew Johnson Marshall (RMJM) ein neues Konzept: einzelne *colleges*, wie in Kent, aber nach dem Vorbild von Sussex wurden sie in einem Park verstreut angesiedelt (Abb. 7). Dazu kommen wieder einige gesondert gebaute Zentraleinrichtungen. Eine besondere Rolle spielt aber nun die Verbindung aller *colleges* miteinander, und zwar ganz konkret durch vor Regen schützende, überdachte Fußwege (Abb. 8). Diese Pfade führen jeweils durch die Mitte der *colleges*, mitten durch dessen Kantinen, Cafés und *common rooms*. Das Ziel wiederum: ein Maximum von Begegnungsmöglichkeiten.

Die *Lancaster University* im hohen Norden Englands, 1963/64 geplant, besteht ebenfalls aus *colleges*, diese sind aber nun eng mit allen anderen Einrichtungen verbunden, gleichsam verzahnt, alles ist in einem einzigen, eng geschlossenen Bereich zusammengefasst (Abb. 9, 10). Der Hauptverbindungsweg ist eine *spine*, ein *Rückgrat*, d. h. eine relativ enge Fußgängerstraße, die wie in York an den Gemeinschaftsräumen eines jeden *colleges* vorbeiführt (Abb. 11). In der Mitte des Komplexes findet sich ein großer quasi-städtisch gestalteter Platz (Abb. 12). Hier liegen auch einige Gemeinschaftseinrichtungen, wie die Bibliothek; diese sind aber in Lancaster sehr viel weniger akzentuiert als bei den anderen Universitäten der Sieben. Der Architekt, Gabriel Epstein, bezeichnete diesen Grad der Integration aller Funktionen einmal, ganz positiv gemeint, als „*fruit-salad*“ (Epstein 1967). Hier kommt man zwangsläufig zu dem anfangs gestellten Problem der Erkennbarkeit von einzelnen Funktions-Bereichen der Institution. Als wichtigstes Gebäude des Campus galt meist die zentrale Universitätsbibliothek. Sollte sie als solche sofort erkennbar sein? In Lancaster ist sie das kaum, was eine absolute Ausnahme darstellt: in allen anderen sechs Universitäten ragt die Bibliothek klar heraus!

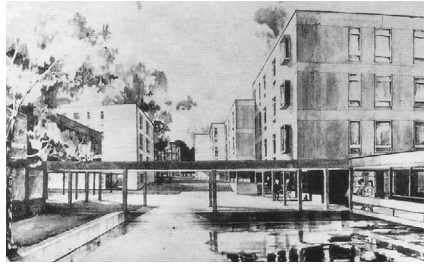
Was die Erschließung für den motorisierten Verkehr betraf, so schien dies bei den großflächigen Campus-Anlagen in Sussex und Warwick kein Problem. In York erhielt jedes *college* eine Zufahrtstraße, die aber gleichsam versteckt angelegt wurde. In Lancaster war die Lösung denkbar einfach: Die Parkplätze liegen am äußeren Rand dieses völlig nach innen ausgerichteten Komplexes. Nur unter dem zentralen Platz gibt es eine Autounterführung.

Die zwei übrigen der ‚Sieben‘, *East Anglia* bei Norwich und *Essex* bei Colchester, 1962–63–64 geplant, schlugen insgesamt noch andere Wege ein. Im Unterschied zu den anderen Neugründungen, die als neuartige Gesamtkonzepte gelten können, bei denen aber die

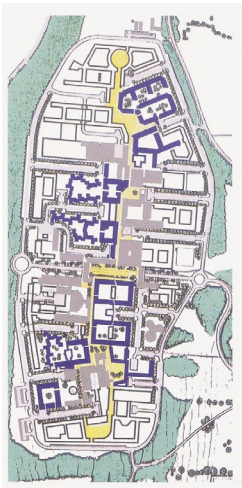
7| University of York, Karte der Colleges in den frühen 1970er Jahren



8| University of York, Colleges, University Grants Committee Entwurf, 1962/63



9| University of Lancaster, Gabriel Epstein, Plan aus den frühen 1970er Jahren



10| University of Lancaster, Luftbild aus den frühen 1970er Jahren



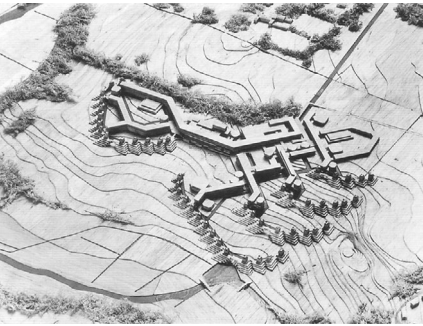
11| University of Lancaster, 1966, Shepheard, Epstein and Hunter, Fußgängerstraße, links Bowland College



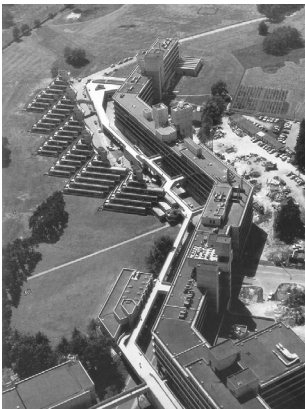
12| University of Lancaster, hauptsächlich von Gabriel Epstein, Alexandra Square, ca. 1965-68



13| University of East Anglia,
Denys Lasdun & Partners,
,Draft I' -Modell, April 1963,



14| University of East Anglia,
Denys Lasdun & Partners,
Luftaufnahme eines Teils der
Teaching Wall und Studierenden-
wohnheime, ca. 1974



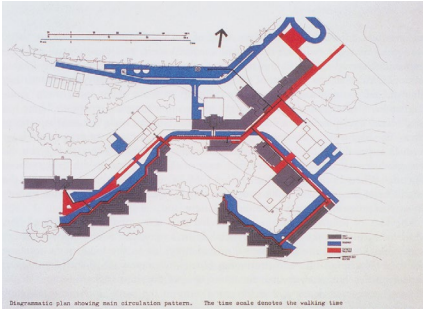
Frage der Qualität der Einzelbauten eine geringere Rolle spielt (mit Ausnahme einiger von Basil Spences spektakulären Einzelbauten in Sussex) setzen die Architekten Denys Lasdun in Norwich und Denis Capon von der Architektens Co-Partnership in Essex (nahe Colchester) von vornherein auf höchste Originalität, im Ganzen wie im Detail.

Essex und East Anglia/Norwich verzichteten auf die Schaffung von *colleges*, doch die Studierendenwohnheime bilden, besonders in East Anglia, einen integralen Bestandteil des Ganzen (Abb. 13), wie alle anderen Einrichtungen auch. Norwich betont zunächst recht konventionell die Unterschiedlichkeit der drei Hauptbestandteile, Lehr- und Forschungsgebäude, Gemeinschaftseinrichtungen und Wohnbereiche. Dominierend ist in East Anglia die *Teaching Wall*, ein Forschungs- und Unterrichtsgebäude (Abb. 14), das mit einer enormen Länge von 450 Metern als das damals längste Gebäude Europas galt. Es verläuft nicht gerade, sondern ist mehrere Male abgewinkelt in den von Lasdun bevorzugten Winkeln von 45 bzw. 135 Grad. Eng an diese *Teaching Wall* angeschmiegt ist ein Teil der Wohnheime. Zentrales Element der Planung sind aber nicht die Gebäude, sondern das Kommunikationsnetz (Abb. 15). Lasdun trennt strengstens zwischen Fahrverkehr und Fußgängerwegen (Abb. 16). Ersterer liegt unten, letztere oben, auf Brücken vier bis sieben Meter darüber geführt. Es ist, als ob ein anti-stationäres Gefühl bestehe; wesentlich für das Zusammengehörigkeitsgefühl sind die allgegenwärtigen ‚spontanen‘ Begegnungen auf den engen *walkways* (Abb. 17) (Dormer und Muthesius 2001).

Essex ist in vieler Hinsicht noch radikaler. Bis auf die separat als Hochhäuser ausgeführten Wohnbereiche (*student residences*) sind die übrigen Einrichtungen noch stärker integriert als in East Anglia (Abb. 18, 19). Das planerisch-architektonische Konzept ist nicht eine Gruppierung von einzelnen Bauteilen, sondern eine Abfolge von Plätzen, von denen aus man die einzelnen Institute wie auch die Gemeinschaftsräume betritt. Alle Bauten wie alle Plätze sind miteinander verbunden (Abb. 20). Was man, wenn man sich auf diesen geschlossenen Plätzen befindet, überhaupt nicht merkt oder sieht, ist der enorme Unterbau, der alle technischen Einrichtungen wie auch den gesamten Fahrverkehr beherbergt (Abb. 21). Die oberen Plätze sind für Fahrzeuge fast unzugänglich.

In den späten 1960er Jahren kam der Ausdruck *Megastructure* auf. (Begriffsprägend war, im Gefolge von Ralph Wilcoxon: Banham 1976; dazu auch: Whitley 2002.) Gemeint sind riesige Komplexe, in denen ‚alle‘ Funktionen integriert sind – wohl das bekannteste Beispiel damals war das Montrealer *Habitat* von 1967, ein von Moshe Safdie geschaffener Wohnhauskomplex aus aufeinander gestapelten modularen Einheiten, der ursprünglich weit mehr Funktionen als nur die der Behausung umfassen sollte (Mackay 1977). Auch Essex muss als eine der ersten gebauten Manifestationen dieses umfassenden Planungskonzeptes gelten. Man kann die angestrebten Großstrukturen auch als eine weitere Version des *community*-Gedankens

**15| University of East Anglia,
Denys Lasdun & Partners,
Zirkulationsplan, Fahrzeug-
zugang und Parking in Blau,
Fußgängerzugang in Rot, 1969**



**16| University of East Anglia,
Fußgängerbrücke von unten**



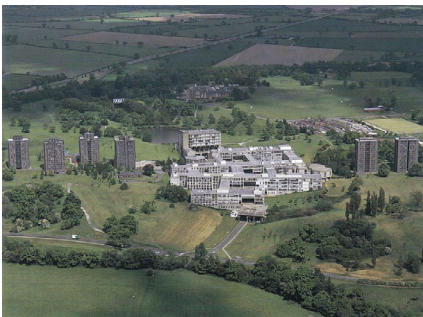
**17| University of East Anglia,
Treffpunkt auf den Fußgänger-
brücken, The Times Educational
Supplement (London)**



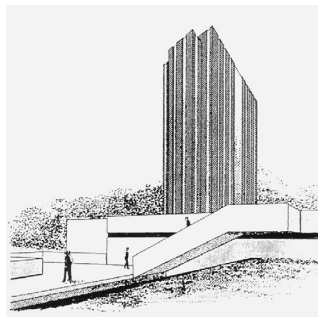
**18| The University of Essex,
1963, Kenneth Capon,
Modell**



**19| The University of Essex,
1963, Kenneth Capon,
Luftaufnahme**



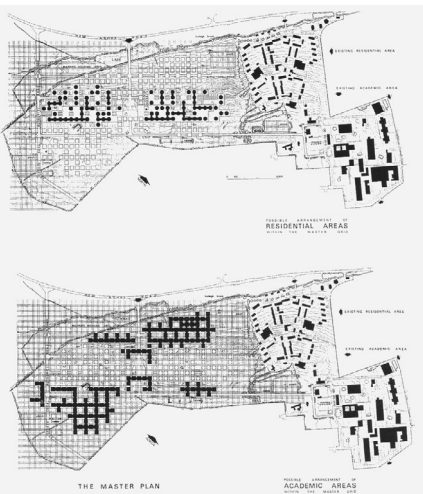
**20| University of Essex,
Illustration der Studierenden-
wohnheime, 1965-67**



21| University of Essex,
Untergeschoss



22| Loughborough University,
Pläne, 1966, Kenneth Capon,
Arup Associates, Masterplan for
the Loughborough
University of Technology, 1966



auffassen. Es ist darüber hinaus möglich, Essex als eine kleine kompakte Stadt zu bezeichnen, die prinzipiell, fast im Sinne Camillo Sittes, als eine Abfolge von relativ geschlossenen, aber doch ineinander übergehenden Plätzen zu verstehen ist. Vorbild für England war aber nicht Sitte selbst, sondern direkt die auch von ihm propagierten *Italian Hill Towns* (Wilhelm/Hessen-Klingenberg 2015). Mit einiger Übertreibung kann man schließlich Essex in seiner Geschlossenheit auch als ein *Super-College* bezeichnen.

Lasduns *University of East Anglia* ist schwieriger mit solchen Metaphern zu fassen. Dominierend sind die Verbindungsstränge auf ihren zwei Ebenen, über und unter denen sich die Bauten kumulieren. Wenn die ‚Stadt‘ Essex wie auch das nach innen ausgerichtete Konglomerat Lancaster sich gegen ihre landschaftliche Umgebung abkapseln, so ist, im Gegensatz dazu, Lasduns East Anglia von der Landschaft durchdrungen und kehrt in dieser Hinsicht zum Anfangskonzept des parkartigen Campus zurück. Etwas später kam es noch einmal zu einem sehr andersartigen Campus-Modell, und zwar in einer der vielen auf die ‚Sieben‘ folgenden weiteren Gründungen, in Loughborough von 1966 (Abb. 22). Hier benutzte man das *mat*-Prinzip, d. h. der Bau zeigt eine gleichförmige, engmaschige Einteilung, bei der es völlig gleichgültig zu sein scheint, wo die einzelnen Funktionen einzufügen sind.

Did it work? Das war stets die naheliegende Frage zu all den anspruchsvollen Planungen. Verhielten sich die Benutzer so, wie es die Architekten und ihre Auftraggeber es vorgesehen hatten? Der Architekturhistoriker findet selten eine schlüssige Antwort auf solche Fragen. Als das bei weitem Wichtigste bei einer Beurteilung einer Universität gilt heute, und war es auch damals schon ähnlich, die akademische Rangordnung. Hierbei war Warwick lange Zeit die erste Adresse und Essex die letzte – und das stand jeweils im diametralen Gegensatz zur ihrer architektonischen Rangordnung. Dazu kam die große Desillusionierung im Hinblick auf die ‚moderne‘ Architektur seit den späten sechziger Jahren. Es etablierte sich von Seiten der Fachpresse eine neue Richtung der Kritik wie auch von Seiten der Zeitungen ein neuer Diskurs, der darauf beharrte, dass rationalistische, utilitaristische Regelmäßigkeit dem psychischen und dem physischen Wohlbefinden abträglich sei. Die stärkste Kritik galt den neuen Hochhäusern des sozialen Wohnungsbaus. Größe erschien nicht mehr eindrucksvoll, ja, sie war geradezu suspekt. Die Zurschaustellung von Beton galt nun als öde (Calder 2016: 16–18).

Endpunkt aber waren vor allem die Studierendenunruhen jener Jahre. Einige der *New Universities* waren besonders betroffen, allen voran Essex. Die Architektur wurde hier zur Kulisse für die fotografischen Inszenierungen der Rebellen. Eine neue Art von *community* schien hier verwirklicht, in der *communication* eindrucksvoll funktionierte.

In einer offiziellen Untersuchung des einflussreichen Lord Annan, der zehn Jahre vorher selbst bei der Gründung von Essex

beteiligt war, hieß es: „*Numbers of staff and student wrote to me to condemn the architecture of the University and to lay at its door the blame for the unhappy life and hence for the disturbances*“ (Lord Annan 1974). Man kann dabei natürlich vermuten, dass die Kritiker lieber einen stummen Bau als leitende Personen angreifen wollte, in diesem Falle Annans Freund, den damals vielgescholtenen *Vice Chancellor* von Essex, Albert Sloman.

Wie konnte es dazu kommen, so fragte man sich, dass das hehre Credo des Wohlfahrtsstaats, das sorgfältige *community planning* einen solchen Misserfolg brachte? Hintergrund war sicherlich eine allgemeinere, sehr plötzliche und heftige Reaktion gegen die Moderne der 1950er und 1960er Jahre, die auch viele neue Gemeinde-Wohnungsbauten und Siedlungen betraf (Glendinning/Muthesius 2016). In jedem Falle markieren die Jahre um 1970 das Ende eines expliziten Diskurses der Planung von Universitäten. Die Problematiken von Campus und *college* schienen von nun an kaum noch jemandem zu interessieren. Konzepte wie *community* und *communication* wurden nun vornehmlich auf existierende, ‚gewachsene‘ Stadtanlagen bezogen, und Annans Äußerungen müssen auch in diesem weiteren Zusammenhang gesehen werden. Von nun an sind alle bedeutenden Unternehmungen Einzelbauten, wobei die neueren Bauten in Oxford und Cambridge alle anderen Universitäten bei Weitem überstrahlen – alles wie gehabt; *neu* erschien nun ein verbrauchter Begriff (Lord Annan 1974; Harwood/Powers/Lubbock 2013; Lubbock 2014).

Quellen

- Birks, Tony/Holford, Michael: *Building the New Universities*, Newton Abbot 1971
- Brett, Lionell: *Universities Today*. In: *Architectural Review*, Oktober 1957, S. 248–252
- Epstein, Gabriel: *Die Universität Lancaster*. In: *Information* 34, hg. vom Zentralarchiv für Hochschulbau (Jahrgang 9), 1976, S. 39–47
- Goodman, Percival und Paul: *Communitas. Means of Livelyhood and Ways of Life*, New York (NY) 1947
- Lord Annan (Noel Gilroy Annan): *Report of the Disturbances in the University of Essex*, hg. v. der University of Essex, Colchester 1974, S. 32
- Mackay, David: *Multiple Family Housing. From Aggregation to Integration*, New York (NY) 1977, S. 102 f.
- Smithson, Alison und Peter: *Ordinariness and Light. Urban Theories and the Application in a Building Project*, London 1970
- Wilson, Colin St John: *The Collegiate Plan*. In: *Architectural Review*, Juli 1957, S. 42–48

Literatur

- Banham, Reyner: *Megastructure. Urban Futures of the Recent Past*, London 1976
- Calder, Barnabas: *Raw Concrete. The Beauty of Brutalism*, London 2016
- Dormer, Peter / Muthesius, Stefan: *Concrete and Open Skies. Architecture at the University of East Anglia 1962–2000*, London 2001
- Feingold, Mordechai: *Oxford and Cambridge College Histories. An Outdated Genre?* In: *History of Universities* 1/1981, S. 207–213
- Glendinning, Miles / Muthesius, Stefan: *Tower Block. Modern public Housing in England, Scotland, Wales and Northern Ireland*, New Haven (CT)/London 1994
- Harwood, Elaine / Powers, Alan / Smith, Otto Saumarez (Hg.): *Oxford and Cambridge (Twentieth Century Architecture, Bd. 11)*, London 2013
- Lubbock, Jules: *University of Essex. Vision & Reality*, hg. v. der University of Essex, Colchester 2014
- Muthesius, Stefan: *The Postwar University. Utopianist Campus and College*, New Haven (Conn.)/London 2000
- Muthesius, Stefan: *Bochum und die englischen Sieben*. In: Richard Hoppe-Sailer / Cornelia Jöchner / Frank Schmitz (Hg.): *Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne*, Berlin 2015, S. 119–130
- Whyte, William: *Redbrick. A Social and Architectural History of Britain's Civic Universities*, Oxford 2015
- Wilhelm, Karin / Jessen-Klingenberg, Detlef: *Formationen der Stadt. Camillo Sitte weitergelesen*, Berlin 2015, S. 191 f.
- Whiteley, Nigel: *Reyner Banham. Historian of the Immediate Future*, Cambridge (MA) 2002

Abbildungen

- Abb. 1 University of Sussex, Falmer (Nähe Brighton), Sir Basil Spence, Modell, 1962, *Architectural Review* 10 (1963), S. 266, aus: Muthesius 2000, S. 111
- Abb. 2 University of Sussex, Falmer House, aus: Muthesius 2000, S. 112 o.
- Abb. 3 University of Warwick, Coventry, Ling Plan 1963/64 (University of Warwick Development Plan, Arthur Ling, 1964, hg. von der University of Warwick), aus: Muthesius 2000, S. 118 o.
- Abb. 4 University of Kent, Luftbild, aus: Muthesius 2000, S. 125 u.

- Abb. 5 University of Kent, Rutherford College, Haupteingang, 1965, William Holford & Partners Architects, aus: Muthesius 2000, S. 127
- Abb. 6 University of Kent, Inneres des College-Speisesaals in Richtung des Hohen Tisches, von dem aus ein Blick auf die Kathedrale von Canterbury möglich ist, *Architectural Review* 4 (1970), S. 272, aus: Muthesius 2000, S. 127
- Abb. 7 University of York, Karte der Colleges in den frühen 1970er Jahren, *Architect's Journal*, 23/2 (1972), S. 418, aus: Muthesius 2000, S. 132 o.
- Abb. 8 University of York, Colleges, Entwurf 1962/63, University Grants Committee, University Development 1957–62, aus: Muthesius 2000, S. 134
- Abb. 9 University of Lancaster, Plan aus den frühen 1970er Jahren, Colleges in Blau, Fußgängerbereiche in Gelb, Autozufahrten in Violett, Gabriel Epstein aus: Muthesius 2000, S. 163 l.
- Abb. 10 University of Lancaster, Luftbild aus den frühen 1970er Jahren, aus: Muthesius 2000, S. 164
- Abb. 11 University of Lancaster, Fußgängerstraße, links Bowland College, 1966, Shephard, Epstein and Hunter, aus: Muthesius 2000, S. 167
- Abb. 12 University of Lancaster, Alexandra Square, ca. 1965–68, hauptsächlich von Gabriel Epstein, *Architectural Review* 4 (1970), S. 276, aus: Muthesius 2000, S. 166
- Abb. 13 University of East Anglia, „Draft I“-Modell, April 1963, Denys Lasdun & Partners, aus: Muthesius 2000, S. 140 u.
- Abb. 14 University of East Anglia, Luftaufnahme eines Teils der Teaching Wall und Studierendenwohnheime, ca. 1974, Denys Lasdun & Partners, aus: Muthesius 2000, S. 147
- Abb. 15 University of East Anglia, Zirkulationsplan, Fahrzeugzugang und Parking in Blau, Fußgängerzugang in Rot (Denys Lasdun & Partners, University of East Anglia Development Plan, 1969), aus: Muthesius 2000, S. 144 o.
- Abb. 16 University of East Anglia, Fußgängerbrücke von unten, aus: Muthesius 2000, S. 146 u.
- Abb. 17 University of East Anglia, Treffpunkt auf den Fußgängerbrücken, *The Times Educational Supplement* (London), aus: Muthesius 2000, S. 146 o.
- Abb. 18 The University of Essex, Modell, October 1963, Kenneth Capon, Albert Sloaman, *A University in the Making*, Oxford 1964, aus: Muthesius 2000, S. 154 o.
- Abb. 19 The University of Essex, Luftaufnahme, aus: Muthesius 2000, S. 155
- Abb. 20 University of Essex, Illustration der Studierendenwohnheime, 1965–67, *Architectural Review* 4 (1970), S. 268, aus: Muthesius 2000, S. 156 u. r.

- Abb: 21 University of Essex, Untergeschoss, aus: Muthesius 2000, S. 159
- Abb. 22 Loughborough University, Pläne, 1966, Kenneth Capon, Arup Associates, Masterplan for the Loughborough University of Technology, 1966, aus: Muthesius 2000, S. 272

Von der Kaserne zum *academical village*. Politische und architektonische Konzepte für die Universität des Saarlandes (1947/48–1964)¹

Mit *Campus* wird gemeinhin ein Areal bezeichnet, auf dem sich einzelne Gebäude einer Universität gruppieren, häufig um einen zentralen Freiplatz herum (Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004: 7). In Europa trennt man ferner zwischen innerstädtischen Universitätsgeländen und Campusstandorten, die sich meistens in Randvierteln oder sogar außerhalb des eigentlichen Stadtgebietes befinden können. Mit *Campus* kann aber auch schlichtweg die Ansammlung aller universitären Institutionen an einem Ort gemeint sein. Weiterhin existiert die Variante vom *Campus* als Bezeichnung für die Grünfläche, um die sich die einzelnen Universitätsgebäude anordnen. Gerade sie wird im anglikanischen Kulturkreis zum symbolischen Versammlungsort des *academical village*.²

Schon Thomas Jefferson prägte für den Campus diese Metapher. Das englische Wort *village* kann im Deutschen sowohl mit Dorf als auch dörflicher Gemeinde übersetzt werden. Der Ort und die ihn belebenden Menschen sind demnach für den dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten und den Mitbegründer der *University of Virginia* integrativer Bestandteil eines Campus. Seine Prägung als ideales Umfeld des Lernens und die ihm eingeschriebenen Imaginationen treffen sich in der *Village*-Metapher. Der Campus als alltäglicher Ort wird jedoch selten von seinen Bewohner*innen bzw. Nutzer*innen bewusst wahrgenommen. Es stellt sich gewissermaßen eine Betriebsblindheit ein. Dennoch steht die Frage im Raum, ob die Gebäude auf dem Campus Ergebnis der gesellschaftlichen Strukturen eines *academical village* sind oder von Beginn der Planungen an als Verdinglichung von gesellschaftlichen

¹ Erstmals konnte der hier leicht umgearbeitet vorliegende Aufsatz an folgender Stelle publiziert werden: Thomas 2016.

² Für grundlegende Überlegungen sowie exemplarische Untersuchungen zum Campus siehe: Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004.

Prozessen inszeniert werden.³ Infolgedessen wendet sich dieser Aufsatz der Grundannahme einer Ausdrucksfähigkeit von Architektur im speziellen Fall der frühen Saarbrücker Campus-Planungen der Universität des Saarlandes zu. Dem Spannungsfeld *Universität*, das sich zwischen repräsentativer Institution und architektonischer Manifestation bewegt, soll nachgegangen werden.

Das Saarland befand sich während der Nachkriegsjahre in einer politischen Ausnahmesituation. Der von 1945 bis 1955 bestehende sog. Saarstaat mit gewähltem Landtag und Landesregierung sowie einer eigenen Verfassung gehörte dennoch dem französischen Währungsraum an und unterstand letztendlich dem Hohen Kommissar Gilbert Grandval. Die Gründung der Universität des Saarlandes war dabei ein zentraler Baustein der Kulturpolitik des teilautonomen Staates, der sich als strategischer Mittelpunkt Europas inszenierte. Es stellt sich die Frage, ob sich diese Alleinstellung etwa auch in den Architekturen ausdrückt: Bis heute ist das heterogene Erscheinungsbild ein prägendes Charakteristikum des Saarbrücker Campus. Dieses vielschichtige bauliche Gefüge der Universität des Saarlandes ist nicht nur durch die unterschiedlichen Architekturstile der jeweiligen Bauphasen, sondern wohl auch durch das sich wandelnde Verständnis von Universität als Gelehrtenrepublik bzw. vom Campus als Wissensarchitektur geprägt. Universitätsbauten wird bereits seit Jeffersons Metapher vom *academical village* eine idealisierte gesellschaftliche Konstellation verknüpft.⁴ Daher soll dieses Verhältnis von Universitätsarchitekturen und ihnen eingeschriebenen Strukturen und Imaginationen anhand der Planungen der späten 1940er und frühen 1950er Jahre unter französischer Ägide mit Exkursen zu späteren Ergänzungen nach 1955 zunächst greifbar gemacht und im nächsten Schritt in Frage gestellt werden.⁵ Damit

3 Als Grundlagenwerk für die Entwicklung von Campus-Architekturen nach dem Zweiten Weltkrieg siehe: Muthesius 2000; allgemein zu amerikanischen und europäischen Campusanlagen siehe erneut: Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004.

4 Thomas Jefferson plädierte programmatisch für das *academical village* im Gegensatz zu einem Großgebäude. An den folgenden Worten wird deutlich, wie eng Jefferson die Grundstrukturen der Architektur mit dem Ideal einer Gemeinschaft verknüpfte: „[...] a small and separate lodge for each professorship, with only a hall below for his class, and two chambers above for himself; joining these lodges by barracks for a certain portion of the students, opening into a covered way to give a dry communication between all the schools. The whole of these arranged around an open square of grass or trees [...]“. Jefferson zitiert nach Placzek 1968, S. 74 f. Die zentrale Wiese – *the lawn* genannt – war von Beginn an als öffentlicher Ort gedacht. Dies wird kontrastierend noch bestätigt durch die bereits von Jefferson geplanten und hinter den Pavillons gelegenen Gärten, die vielmehr einen Rückzugsort als einen Treffpunkt darstellten. Siehe dazu: Wilson 2009, S. 114. Schließlich verstand Jefferson die *Pavilions* bzw. *Lodges* als „models of taste and good architecture“. Placzek 1968, S. 75; siehe auch: Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004, S. 36.

5 Weiterführend wäre ein Vergleich mit dem Campus der Mainzer Universität aufschlussreich. Auch der Mainzer Campus wurde unmittelbar nach dem

geht automatisch die Konzentration auf die beiden ersten Gebäudezellen des Campus – ehemaliges Kasernengelände (sog. Forum) und *Französischer Platz* (sog. Universitätsforum) – einher.

Die Universität des Saarlandes – *Université de la Sarre* ist eine junge Universitätsgründung der Nachkriegsjahre. Nach Ihren ursprünglichen Anfangsjahren von 1946 bis 1948 in Homburg mit der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultät und ihrer engen Verknüpfung zur *Université de Nancy* entschied man sich bereits 1947/48 für eine Erweiterung um die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche sowie die Philosophische Fakultät.⁶ Diese sollten jedoch topographisch nicht mehr in Homburg verankert werden. Ausgesucht wurde nun die ehemalige Below-Kaserne im Wald zwischen Saarbrücken und Dudweiler (Abb. 1) (Müller 2007: 270 f.). Die von Beginn an gegebene Konzeption als Campus-Universität und zusätzlich ihre Positionierung ca. 4 km entfernt vom Saarbrücker Hauptbahnhof weisen sie ebenso wie ihre konkreten architektonischen Strukturen als eine Universitätsgründung der Nachkriegsjahre aus. Planungen von Campussen aus dieser Zeit zeichnen sich meistens durch einen introvertierten und monolithischen Charakter aus (Deplazes 2007).⁷ Dies verdeutlicht im Falle der Universität des Saarlandes alleine schon die räumliche Abgrenzung des Campus von der Stadt Saarbrücken mit seiner sprechenden Adresse *Im Stadtwald* (Müller 2007: 295 f.). Der Campus liegt nicht nur auf der grünen Wiese im Randbereich der Stadt, sondern die geographische Situation spannt in diesem Falle sogar einen Bergkamm zwischen Campus und Stadt auf. Diese Grunddisposition des Universitätsgeländes wurde auch in jüngsten Planungen noch gestärkt, da man für eine Nachverdichtung des Campus plädierte – wie beispielsweise das *Campus Center* von 2010 demonstriert.

Zumeist wird die Wahl des Universitätsgeländes pragmatisch darüber erklärt, dass die ehemalige Below-Kaserne im St. Johanner Stadtwald, auf der die architektonische Grundstruktur des Campus beruht, die einzige funktional sinnvolle und intakte Architektur für eine universitäre Nutzung war (Ostermann 1999: 11/Veauthier 1958: 236 f.). Zugleich wurde aber auch die größere Nähe zu Saarbrücken, zumindest im Vergleich zum im Osten des Saarlandes gelegenen Homburg, im Sinne einer besseren Sichtbarkeit in der Bevölkerung als vorteilhaft wahrgenommen. Dr. Hans Groh – Hochschulreferent im Kultusministerium – bestätigt 1950 diese taktische Entscheidung,

Zweiten Weltkrieg auf den baulichen Grundstrukturen einer Kaserne und unter der Regie der französischen Bildungspolitik gegründet. Siehe: Muthesius 2000, S. 221.

⁶ Zur allgemeinen Geschichte der Universitätsgründung siehe: Müller 1995, ders. 2007, ders. 2009; Müller/Roschek/Timmer 2009; Heinen/Hudemann ²1989 sowie diess. 2007.

⁷ Insbesondere die amerikanischen Campusanlagen definieren sich etwa über eine abgelegene Lage zu einem Idealort für das Studieren und Forschen. Siehe dazu: Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004, S. 36.

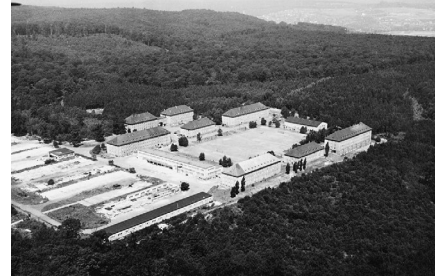
wenn er die Eigenstaatlichkeit des Saarlandes damit verknüpft, nicht nur eine Landesuniversität aufzubauen, sondern vielmehr in den Dimensionen „eines föderativen Europas“ zu denken (Küppers 1984: 208). Ein Stipendiensystem sollte dabei insbesondere breitere Bevölkerungskreise erreichen. Im Studienjahr 1950/51 führte dies dazu, dass bei 1117 Studierenden insgesamt 700 davon aus Arbeiter- und Bauernfamilien kamen (Küppers 1984: 209). Ebenso könnte man aber auch eine Verbindung ziehen zwischen der damaligen französischen Kulturpolitik an der Saar und der Umwidmung eines ehemaligen Kasernengeländes. Immerhin firmierte erstere unter dem Ziel der „déprussianisation administrative et culturelle“⁸, und das Gelände trug bis dahin zumindest den Namen eines preußischen Offiziers. Der ehemalige Exerzierplatz (Abb. 1) wurde zunächst zum Sportplatz und später zur gemeinschaftsbildenden Campus-Wiese, die frühere Reithalle funktionierte man um zur Aula, und die einstige Kommandantur ist heute der Präsidiumssitz. Die Grundstruktur der Kaserne verstärkt zusätzlich zur städtischen Randlage noch den introvertierten, abschließenden Charakter des Campus. Die Eingangssituation mit dem wehrhaften Torbau der ehemaligen Kaserne (Abb. 2) ist bis heute eine grenzziehende Markierung. Separierenden Charakter erzeugen auch identitätsstiftende Gebäude wie beispielsweise die Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek von 1954 (Abb. 3), die einem Monolithen ähnlich am äußeren Rand des Campus eine Raummarkierung setzt. Die pragmatisch motivierte Umfunktionalisierung der Gebäude und Plätze bewirkt so auch eine symbolische Umformulierung eines Ortes (Abb. 1 und 3).

Werner Veauthier betont bereits 1958 in einem Artikel *zur Idee und Entwicklung der Universität* ihre grundsätzlich europäische Zielsetzung. Immerhin ist die Universität des Saarlandes die erste nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründete linksrheinische Universität. Ihre enge Verbindung zur *Université de Nancy* und der Wunsch nach einer Europäisierung des Saarlandes waren der prägende Hintergrund des Projektes. Veauthier zitiert daher folgenden bedeutungsschwangeren Abschnitt der Präambel des Statuts der Universität des Saarlandes:

„Die Regierung des Saarlandes, überzeugt, daß die geographische Lage unseres Landes im Herzen Europas alle Bemühungen für die Verständigung unter den Völkern von ihr fordert, durchdrungen von dem Willen, die wirtschaftliche Bedeutung des Saarlandes durch geistige, kulturelle Werte zu ergänzen, bestrebt, die saarländische Jugend in das kulturelle Geschehen Europas einzubeziehen, errichtet gemäß Artikel 33 der Verfassung des Saarlandes und in Anwendung des französisch-saarländischen Kulturabkommens eine Universität des Saarlandes“ (Veauthier 1958: 237).

8 So lautete der Wortlaut der französischen Direktive vom 20. Juli 1945. Siehe dazu: Heinz ²1989, S. 63, ferner auch: Hudemann 1987, S. 19–24.

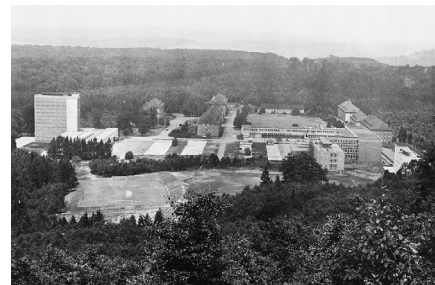
1| Saarbrücken, ehemalige Below-Kaserne, 1938, Peter Görgen, Aufnahme von 1951



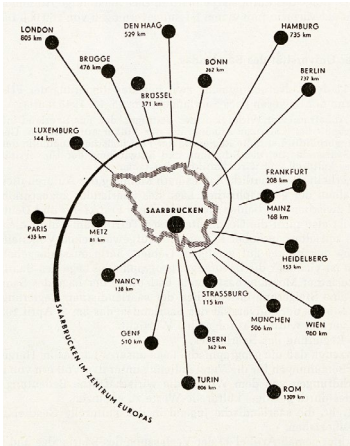
2| Saarbrücken, ehemalige Below-Kaserne, 1938, Peter Görgen, Torbau



3| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Aufnahme von 1955



4| Saarbrücken im Zentrum Europas, schematische Darstellung, 1958



Veauthier gibt diesem Konzept illustrierend eine Graphik bei, die die westeuropäischen Großstädte mittels eines strahlenförmigen Streckennetzes in Beziehung zu Saarbrücken und dem Saarland stellt (Abb. 4). Umrissen wird das Saarland weiterhin mit einer schwungvoll gezogenen Linie, die in dem Schriftzug *Saarbrücken im Zentrum Europas* ausläuft. Diese Illustration ist in eine ganze Reihe von Darstellungen einzuordnen, die im Kontext der „Europäisierung“ unter der Regierung Johannes Hoffmanns (MP 1947–55) stehen und eine „Saar-Nation“ regelrecht als europäischen „Mediator [...] zwischen Frankreich und Deutschland“ (Elzer 2008: 213f.) anstreben.⁹ Neben den zu Beginn tatsächlich fehlenden finanziellen Mitteln für einen Universitätsneubau führten demnach ebenso ideelle Motive zur Wahl des zweiten Standortes Saarbrücken, der dem der medizinischen Fakultät in Homburg an die Seite trat. Wie dominant das Europaideal für die Universität wiederholt medial inszeniert wurde, verdeutlicht die Schenkung eines Flugzeuges namens *Europa* durch den Militärgouverneur und späteren französischen Botschafter Gilbert Grandval an die Universitätsflugsportgruppe im Jahr 1951 (Müller 2008: 42). Immerhin konnte bereits 1950 der französische Germanist und Universitätsrektor Joseph-François Angelloz die Internationalität der Lehrenden und Studierenden betonen und sich im Rahmen der Immatrikulationsfeier zu einer „europäischen Universität“ bekennen (Veauthier 1958: 239) – dies zunächst zur politischen Agenda der Universitätsgründung und deren Lokalisierung in Saarbrücken.

Ebenfalls 1951/52 wurde schließlich ein internationaler Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Dieser umfasste einen Gesamtbauplan des Saarbrücker Geländes der Universität, den Neubau der Universitätsbibliothek und des Auditorium Maximus (Audimax). Zu den Preisrichtern gehörte neben dem Kultusminister Erwin Müller und dem Rektor der Universität Angelloz auch der französische Architekt Georges-Henri Pingusson (1894–1978), der als Stadtplaner von 1945 bis Anfang 1950 einen nicht verwirklichten Gesamtplan für Saarbrücken und weitere saarländische Städte vorgelegt hatte und die ehemalige Französische Botschaft in Saarbrücken (1950–54) erbauen sollte. Als Kriterienkatalog gibt das Protokoll der Sitzung des Preisgerichts vom 22. Februar 1952 folgende Punkte an: „1. Städtebauliche Lösung, 2. Grundriss-technische und organisatorische Lösung, 3. Architektonische Gestaltung, 4. Wirtschaftlichkeit“.¹⁰ Der erste Platz blieb unbesetzt, während der Architekt und Professor der TH Stuttgart Richard Döcker (1894–1968) den zweiten und der französische Architekt André Remonet (1908–98) den dritten Platz erhielten. Remonet war sowohl Absolvent der *École nationale supérieure des beaux-arts* als

⁹ Siehe dazu: Grandval/Hoffmann 1949, Sarre 1950, Stadt Saarbrücken 1952, und Wirtschaftliches und kulturelles Handbuch 1955. Siehe zu den Ereignissen von 1955 auch: Hoffmann 2013, Clemens 2017 sowie Hudemann/Heinen 2007.

¹⁰ Alle Angaben zum Architektenwettbewerb stammen aus dem Aktenbestand des Landesarchivs Saarbrücken und des Archivs der Universität des Saarlandes.

auch der *George Washington University* (Washington D.C.). 1936 erhielt er den Prix de Rome, und 1954 folgte er Auguste Perret auf dessen Lehrstuhl an der *École nationale supérieure des beaux-arts*. 1961 debütierte Frank Gehry für etwa ein Jahr im Architekturbüro Remondets.¹¹ Interessanterweise informiert das Protokoll darüber, dass erst nach Festlegung der Platzierung die Jury die Umschläge mit der Zuordnung der Entwürfe zu ihren Urhebern geöffnet hat. Es handelte sich demnach um ein anonymes Verfahren. Der Wettbewerb war lediglich für die Mitglieder der saarländischen Architektenkammer zugänglich, war also ein beschränkter. Zusätzlich lud man aber in Anbetracht „der Wichtigkeit des Bauvorhabens und mit Rücksicht auf den besonderen Charakter der Universität [...] als europäisches Kulturinstitut“ – so der Wortlaut des Protokolls – zehn „ausländische Architekten“ ein. Dazu zählten Döcker und Remonet.¹² Da sich die Architektenkammer des Saarlandes vollkommen aus dem Wettbewerb zurückzog,¹³ verlief die Entscheidung der Jury letztendlich fast ausschließlich zwischen den Einsendungen der zehn eingeladenen Architekten.¹⁴ Als Kompromiss entschied man sich für eine Zusammenarbeit beider Preisträger. Bei der Auswahl der eingeladenen Architekten wurde dezidiert im Sinne eines europäischen Idealbildes agiert, jedoch auf Seiten des architektonischen Bewertungskatalogs keine dementsprechende symbolische Konzeption explizit eingefordert.

Döckers Entwurf schlug vor, die bereits genutzte Kaserne ohne jegliche Einfügung von Bauten als Hauptanlage beizubehalten.

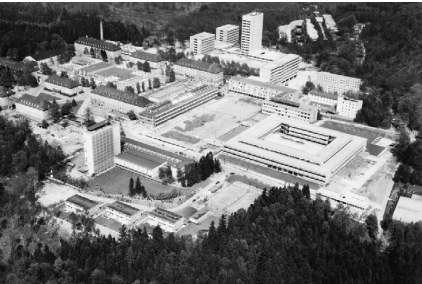
11 In Ermangelung einschlägiger Literaturverweise wird hier auf folgende Webseite des *Ministère de la culture* zurückgegriffen: (<http://www.culturecommunication.gouv.fr/Regions/Drac-Paca/Politique-et-actions-culturelles/Patrimoine-du-XXe-siecle/Les-etudes/Arles-Tarascon-Inventaire-de-la-production-architecturale-et-urbaine-1900-1980/Arles-ville-et-architecture-du-XXe-siecle/Notices-biographiques-des-principaux-architectes-intervenant-a-Arles/Andre-Remonet>; 09.08.17). In Bezug auf den Kontakt zwischen Frank Gehry und Remonet siehe: Goldberger 2015.

12 Folgende zehn Architekten werden im Entwurf des Architektenwettbewerbs vom 22. November 1951 aufgezählt: André Devilliers (Paris), André Remonet (Paris), Roux (Paris, hier lediglich mit dem Nachnamen aufgeführt, sicherlich aber mit Marcel Roux, Mitglied der *Urbanistes de la Sarre*, zu identifizieren), Richard Döcker (Stuttgart), Egon Eiermann (Karlsruhe), Franz Heinrich Sobotka (Berlin), Carlo u. Rimo Tani (Lugano), Alfred Roth (Zürich), Zollinger, Lacoste (Auderghen Belgien). Alle zehn werden gleichwertig als „ausländische Architekten“ definiert!

13 Siehe dazu: Brief der Architektenkammer vom 15. Dezember 1951 an die Regierung des Saarlandes, Aktenzeichen der Kammer V/816/Tgb.Nr. 1356/ 51-.

14 Wobei sich auch hier Abweichungen ergaben. Das Protokoll des Preisgerichts vom Februar 1952 führt nur neun eingereichte Projekte von folgenden Architekten auf: 1. Richard Döcker, 2. André Remonet, 3. Egon Eiermann und Robert Hilgers, 4. Alfred Roth, 5. Rino Tami, 6. Franz Heinrich Sobotka und Heinrich Müller, 7. André Devilliers, 8. Heinz Bernasko (Saarbrücken), 9. Marcel Roux und André Bruyère. Demnach reichten die im Entwurf des Architektenwettbewerbs erwähnten Architekten Zollinger und Lacoste keine Wettbewerbsentwürfe ein, während der dort nicht aufgeführte Saarbrücker Architekt Heinz Bernasko hingegen einen Entwurf mit einbrachte.

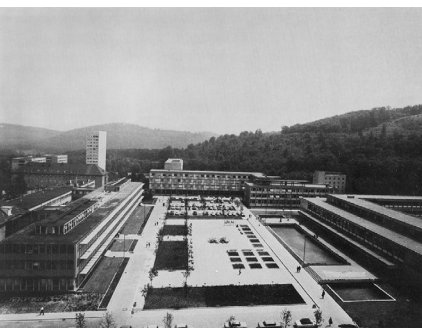
5| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Aufnahme von 1963



6| Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek, 1952–54, Richard Döcker



7| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Französischer Platz, Aufnahme nach 1963



Gleichzeitig plante er, diese im Süden durch ein selbstständiges Nebenareal zu ergänzen. Das Nebenareal erstreckt sich im Verhältnis zur Grundstruktur des Kasernenfeldes auf einem quer dazu gerichteten Gebiet (Ostermann 1999: 12). Zunächst wurde Döckers Universitätsbibliothek gebaut, und im nächsten Schritt verwirklichte man die gegenüber liegende Philosophische Fakultät nach Plänen von Remonet. Beide Gebäude bilden den seitlichen Abschluss des *Französischen Platzes* (Abb. 3). Es folgten weitere Bauten; bis Mitte der 1960er Jahre wurde letztendlich der Platz als vierseitige Anlage mit dem Vierflügelkomplex des Audimax des Saarbrücker Architekten Rolf Heinz Lamour abgeschlossen (Abb. 5) (ebd.: 11–14).¹⁵

Patrick Ostermann, Mitarbeiter des Staatlichen Konservatoramtes (Denkmalpflege im Saarland), spricht bei der Gesamtgestaltung des *Französischen Platzes* von einem „demokratische[n] Bauen“ (ebd.: 14). Aber wie ist jenes Etikett zu verstehen? Ist damit etwa die Zusammenarbeit von deutschen und französischen Architekten im Sinne einer Gemeinschaft gemeint oder nur die Namensgebung des Platzes unter der Prämisse der Völkerverständigung angesprochen? Oder trägt sich das demokratische Ideal bis in die Struktur, die Fassaden der Bauwerke und deren Gruppierung um den Platz weiter? Sicherlich ist es eine Vorstellung von Architektur, die im Kontrast zur nationalsozialistischen Repräsentationsarchitektur steht.¹⁶ Entsprechende NS-Bauten werden neben gewaltigen Dimensionen über eine starke Sichtachsenbildung sowie Zentrierung der Fassaden oder Anlagen auf einen Mitteltrakt bestimmt. Darüber ordnen sie sich als gebaute Propaganda in den „absolutistischen Herrscherkult“ Hitlers ein (Koch 1979: 143). Betrachtet man nun die Anlage des *Französischen Platzes* unter dem konträren Aspekt der ‚demokratischen‘ Bauweise, fällt auf, dass bis auf den Bibliotheks-Turm alle Gebäude eine horizontale Grundausrichtung und annähernd die gleiche Gebäudehöhe aufweisen. Selbst die Universitätsbibliothek erstreckt sich nicht nur mittels des vertikalen Bücherturms in die Höhe, sondern auch über einen modular aufgebauten Trakt sichtbar in die Breite (Abb. 6). Die Randbebauung des Universitätsforums wird ergänzt durch einen gemeinschaftlich nutzbaren Platz, der ursprünglich nur auf einer kleinen Fläche als Parkmöglichkeit diente und in den 1960er Jahren weitestgehend als ein geometrisches Geflecht aus Grün-, Wasser-, und Betonflächen gestaltet wurde (Abb. 7 und 8). Jedes Gebäude besitzt bemerkenswerterweise seine eigenen Ordnungsmuster. Allen gemein

¹⁵ Patrick Ostermanns Artikel ist die aus architekturhistorischer Sicht bisher ausführlichste Publikation zum Bauensemble *Französischer Platz* bzw. Universitätsforum.

¹⁶ Das ‚demokratische Bauen‘ kann nur als Gegenposition zur fatalen Verstrickung von „erdrückender Größe monumentaler Bauten“ mit der suggestiven „Verkörperung“ von Machtansprüchen in den neoklassizistischen Bauten eines Albert Speer verstanden werden (Arndt 1978, S. 115). Vergleiche auch Karl Arndts Erläuterungen zu den von Speer entworfenen Aufmarschplätzen (ebd., S. 118–126).

ist jedoch eine Reduzierung auf eine geometrisch klare Formensprache. Das Bauwerk Remondets weist sogar eine regelrechte Gitterstruktur auf (Abb. 9). Genauer gesagt, besteht die gesamte Fassade aus einem Raster von vier Reihen von aneinandergefügt Quadraten. In jedes Quadrat sind abermals rechteckige Fensterelemente und einzelne blaue und gelbe Kachelfelder eingefügt (Abb. 10). Dennoch variantenreich und spannend erscheint die Struktur aufgrund der abwechselnden Ausrichtung und des alternierenden Rhythmus' in der Farbigkeit jedes Moduls. Weiterhin überzieht die Seitenfassaden der Philosophischen Fakultät ein Quadratrelief aus Waschbeton (Abb. 9).¹⁷ Dieses findet sich an einer Fassade der Bibliothek wieder und schafft somit eine Verbindung beziehungsweise Spannung zwischen den gegenüberliegenden Gebäuden (Abb. 11). Die Gestaltung der Turmfassaden formuliert unterschiedliche Gruppierungen von Quadraten und Rechtecken mittels der Materialien Glas, Beton und Waschbeton.

Der Begriff des Rhythmus' beziehungsweise der Ordnung ist demnach das vorherrschende Gestaltungsprinzip für die gesamte Platzanlage. Ein Raster von Ebenen, Betonbecken, Pflanzenarealen und Sitzbänken spannt sich zwischen den Gebäuden folgerichtig auf. Dieses – heute von parkenden PKWs verstellte Areal des in den 1960er Jahren vollendeten Gesamtensembles (Abb. 12) – könnte man auch im Sinne eines demokratischen Ideals verstehen. Denn die scheinbar spontan gruppierten Betonbecken und die um Freiflächen positionierten Sitzbänke formen subtil einen öffentlichen Raum, der die Universitätsmitglieder regelrecht zur Versammlung animiert. Zumindest würde die Metapher einer demokratischen Architektur hier tiefergehender erklärt werden – bisher war sie hauptsächlich im Sinne eines symbolisch gemeinsamen Planens zweier Nationen angesprochen worden. Nun aber bekäme das Argument der Zusammenarbeit von französischen, saarländischen und deutschen Verantwortlichen auch eine architektonische Bestätigung. Nicht zuletzt die Ähnlichkeit zu Platzgestaltungen im Bonner Regierungsviertel um das Abgeordnetenhochhaus (*Langer Eugen*) und das Ensemble *Tulpenfeld* verdichten diese Metapher einer demokratischen Bauweise für die Saarbrücker Campussituation (Breuer 2010: 107–119).¹⁸

Dieses Ideal eines geometrisch rhythmisierten Gesamtbildes muss jedoch eingegrenzt werden. Die Protokolle zum Wettbewerb von 1951/52 belegen nämlich, dass tatsächlich mehr Relevanz auf eine Verbindung von umgebender Landschaft und zeitgemäßer Architektur gelegt wurde. So heißt es lobend zum Entwurf Remondets: „Die Kontrastierung des alten allseitig umschlossenen Hofes (früher Exerzierplatz) mit dem neuen, nach Süden geöffneten Freiraum, der enge Beziehungen zu der schönen Waldlandschaft aufnimmt, bildet

8| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Französischer Platz, Aufnahme von 2008



9| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Gebäude der Philosophischen Fakultät, 1954/55, André Remondet



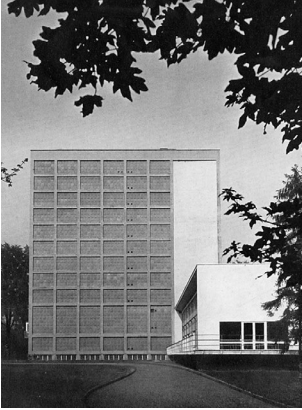
10| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Gebäude der Philosophischen Fakultät, 1954/55, André Remondet



¹⁷ Formal hält sich der ebenfalls 1954 gebaute Anbau des Architekten Wilhelm Steinbauer an Gestaltungen Remondets (Ostermann 1999, S. 13).

¹⁸ Siehe dazu: Breuer 2010, S. 107–119, und den Werkkatalog in diesem Band: Breuer/Mingels/Oestereich 2010, S. 26–263.

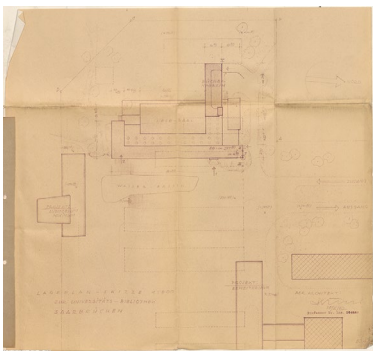
11| Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek, 1952–54, André Remondet



12| Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Französischer Platz, Aufnahme von 2017



13| Lageplan-Skizze zur Universitäts-Bibliothek Saarbrücken, Maßstab 1:500, 1952, Richard Döcker



einen Hauptreiz des Projektes.“ Oder: „Der neue Hof steht in räumlich schöner Verbindung zu den in der Talmulde abgestuft angeordneten Sport- und Spielflächen.“ Im Negativen heißt es, gleichsam in umgekehrter Argumentation, dass deren Größe jedoch den „landschaftlichen Reiz“ stören würde (Schaffrath-Chanson 1998: 216–225).¹⁹ Im Falle von Döckers Wettbewerbsbeitrag wird die Ergänzung des bestehenden Kasernenhofs um Baumgruppen lobend erwähnt, wobei man seinem Entwurf jedoch die fehlende „Einbeziehung der grossen landschaftlichen Akzente“ ankreidet. Auch sein projektierte 12-stöckiger Bücherturm störe nach Ansicht des Gremiums die „liebliche Landschaft“. Dennoch interpretiert man seine eingereichten Pläne „im Geiste einer Architektur von heute“.²⁰ Die Schwerpunktlegung bei der Bewertung der Wettbewerbsbeiträge auf landschaftliche sowie architektonische Aspekte erklärt folglich die Wahl zweier ausführender Architekten für den Bauauftrag. Gerade die unterschiedlichen Qualitäten der eingesendeten Projekte führten wohl zur Kooperation Remondets und Döckers. Die Idee eines politischen Europa-Leitbildes, präsentiert mittels der Zusammenarbeit von französischen und deutschen Architekten, war aufgrund des anonymen Verfahrens demnach vielmehr ein Zufallsprodukt. So zeigen zwei Planzeichnungen des *Französischen Platzes* vermutlich von März und Mai 1952, dass Döcker in Zusammenarbeit mit Remondet – wie ein Schreiben Döckers vom März im Universitätsarchiv vermuten lässt – nach Erhalt des 2. Platzes ein Wasser-Bassin und eine Parkanlage für das Gelände zwischen Bibliothek und Philosophischer Fakultät projektierten (Abb. 13). Es wäre eigentlich notwendig, diese Pläne mit den ursprünglich eingereichten Wettbewerbsplänen abzugleichen.²¹ Ein Artikel Döckers von 1955 zu seiner bereits verwirklichten Universitätsbibliothek zeigt weiterhin einen Plan mit Parkanlage, wobei nicht geklärt ist, ob es sich dabei um seinen eingereichten Wettbewerbsbeitrag handelt (Abb. 14) (Ohne Autor 1955: 236). Ferner wird an diesen Skizzen deutlich, dass die Pläne Döckers und Remondets vielmehr im Sinne eines Campus (= *Feld*)²² zu verstehen und nicht aus der Tradition eines Forums heraus zu interpretieren sind. Erst die in

¹⁹ Vergleiche zum Verhältnis von Natur und Architektur in den Nachkriegsbauten: Schaffrath-Chanson 1998, S. 216–225.

²⁰ Zitiert nach dem Protokoll der Sitzung des Preisgerichts vom 22. Februar 1952.

²¹ Auch nach längeren Recherchen im Universitäts- und Landesarchiv war es der Autorin nicht möglich, diese Pläne ausfindig zu machen. Auch über etwaige Architektennachlässe konnte nichts Näheres eruiert werden.

²² Bisher diente im Rahmen dieses Aufsatzes der Begriff Campus als Bezeichnung für die gesamte Universitätsanlage. Für die Übertragung des Wortes Campus auf die zentrale Freifläche einer Universität, die auf Englisch auch als Yard bezeichnet wird, kann bereits auf die räumliche Situation in Princeton verwiesen werden. Dort fungiert die zentrale Grünfläche, genannt „*The Campus*“, sogar „als repräsentativer Haupteingang von der Stadt und als ‚grüner Verteiler.‘“ (Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004, S. 44f. und S. 20).

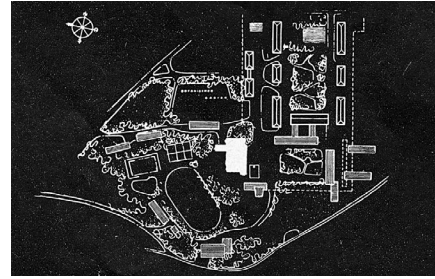
den 1960er Jahren verwirklichte Platzgestaltung (Abb. 7) ermöglicht demnach die Namensgebung *Universitätsforum*.

Als zeitgenössische Quelle für das damalige Verständnis der Beziehung von Architektur und Landschaftsgestaltung sollen die Ansichten des Landschaftsarchitekten und Professors in Berkeley (Kalifornien), Garrett Eckbo, (1910–2000) exemplarisch herangezogen werden. Er studierte bei den Architekten Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe und formulierte bereits in den 1950er Jahren den Begriff des *landscape design*. Hierbei ging es ihm um eine enge Zusammenarbeit der Disziplinen Architektur und Landschaftsgestaltung. Wobei er die dabei entstehende Landschaft stets als „*a kind of social barometer*“ auffasste (Wimmer 1989: 384). Nicht zuletzt arbeitete er daher in seinen Gärten gerade auch mit den für diesen Kontext zentralen Materialien Beton, Glas und Metall (ebd.: 381–393). Neben diesem in Bezug auf Campus-Planungen hier erstmalig aufgeführten Kontext ist abermals das ‚demokratische Bauen‘ erneut hervorzuheben. Es ist als charakteristisches Verhältnis von Architektur und umgebender Natur in den repräsentativen Bauwerken der alten Bundesrepublik bereits in der Forschung dargelegt worden. Gerade für das Gebäude des Deutschen Bundestags in Bonn wurde sogar diese ‚Einheit‘ von Landschaft und Gebautem zu einer Idee des ‚offenen Hauses‘ ausformuliert. Dies manifestierte sich zusätzlich durch das verwendete Material Glas, das man mit dem Topos der Transparenz belegte (Behnisch 1993: 26).²³ Die mit Transparenz verbundene Vorstellung von Durchschaubarkeit und Offenheit wird insbesondere seit den Architekturdiskursen der Nachkriegszeit gerade in Hinblick auf Gebäude für politische Institutionen programmatisch betont (Wefing 1999/ders. 2014). So definierte 1992 etwa ein Passus in der Auslobung zu den Umbauplanungen für das Reichstagsgebäude *Transparenz* im Sinne von „Bürgernähe und Freude an Kommunikation, Diskussion und Offenheit“ (Wefing 1999: 153).

Döckers Bücherturm mit seinen buchstäblich weit sichtbar ‚gestapelten‘ Wissensbeständen und Remondets Bauwerk funktionieren bereits analog zum Modell Transparenz. Die serielle Fassadengestaltung des Philosophischen Fakultätsgebäudes und nicht zuletzt die Gleichwertigkeit der darin befindlichen Institute verdeutlichen diese Programmatik (Abb. 3, 6 und 9). Dieses Ideal ebenso bekräftigend besteht die Hauptfassade des am Forum gelegenen Audimax aus einer Aneinanderreihung von identischen Eingangsmodulen (Abb. 15). Jeweils eine doppelte Glastür korrespondiert mit einer eigenen Dachkonstruktion. Die einzelnen Türmodule werden erschlossen über zwei seitliche Rampen, die sich über einen Teich spannen. Der Materialmix aus Beton, Glas und Trägersystemen vermittelt Transparenz und

²³ Der Begriff *Transparenz* besitzt zwei Deutungsebenen. Neben der tatsächlichen physischen Eigenschaft kann Transparenz ferner metaphorisch eine moralisch positiv konnotierte Qualität bezeichnen (siehe dazu: Rowe und Slutzky 1968, S. 10; Herzog 2016, S. 9).

14| Gesamtplan für den Campus der Universität des Saarlandes, 1951/52, Richard Döcker



15| Universität des Saarlandes, Auditorium Maximum, 1959–64, Rolf Heinz Lamour



damit Offenheit. Alle Module führen in einen gemeinsamen Flur, der seinerseits eine repräsentative Treppenanlage mit Zugang zum zentralen Hörsaal und zur Institutsbibliothek der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften erschließt. Auffällig korrespondiert die offene Struktur der Hauptfassade mit den breiten Fluren, die ergänzt werden durch begrünte Innenhöfe und die auf den Fluren liegenden Pflanzenbecken (Abb. 16).

Am Verhältnis von Kaserne und Universitätsforum wird ferner offensichtlich, dass man eine bewusste Inszenierung der Zweiteilung des Campus anstrebte (Abb. 1, 3, 5, 14). Der *Französische Platz* (sog. Universitätsforum) ist im Sinne eines klar gesetzten Kontrastes zum umgewidmeten Kasernenareal zu verstehen (Ostermann 1999: 14).²⁴ Dies wird endgültig deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass bis in die 1970er Jahre keine zwischen den beiden Zonen vermittelnden Bauten bestanden (Abb. 3 und 5). Es waren deutlich voneinander abgegrenzte Räume mit je einem zentralen Freiplatz, der jedoch jeweils von einer sehr unterschiedlich gestalteten Randbebauung umfungen wurde.²⁵ Die Flachdachbauten des *Französischen Platzes* (Abb. 7) formulieren eine aussagekräftige Gegenposition zu den mit Walmdächern gedeckten Bauten der Below-Kaserne (Abb. 1). In der Bewegung durch die beiden Campus-Räume ist weiterhin das Fehlen jeglicher Torbauten bzw. abwehrender Mauerarchitekturen am *Französischen Platz* zu bemerken. Auf subtile Art und Weise vermittelt sich ein offenes Bild (Abb. 3 und 5), denn der Zugang zum Platz ist, dies ergänzend, stets ein seitlicher. Eine repräsentative Mittelachse wird nicht betont.²⁶

Der Gesamtplan Döckers von 1951/52 verdeutlicht zudem die formal leicht abweichende Möglichkeit einer möglichen dritten Platzbildung (Abb. 14). Dadurch, dass Döcker das Audimax anfangs kleiner und auf der Ecke zu seiner Bibliothek projektierte, wäre zusätzlich ein L-förmiges Platzensemble entstanden, das sich zusammen mit den Torbauten der ehemaligen Kaserne an das Areal des vorherigen Exerzierplatzes geschmiegt hätte. Demnach ist es nicht nur die Platzgestaltung

16| Universität des Saarlandes, Auditorium Maximum, 1959–64, Rolf Heinz Lamour



24 Der Kunsthistoriker Thomas Maria Schaffrath-Chanson betont im Kontext des Bonner Bundeshauses von Hans Schwippert diese Vorgehensweise auch als „Charakter des Anbauens, Erweiterns und Veränderns bereits bestehender Bausubstanz bis zum Ende der alten Bundesrepublik als wichtiges Kriterium der hauptstädtischen Selbstdarstellung“ (Schaffrath-Chanson 1998, S. 204).

25 Das Prinzip einer Wiese mit rahmenden einzelnen Gebäuden entspricht ebenso der Grundstruktur des Campus als Ort des *academical village*, so wie sie von Thomas Jefferson für die *University of Virginia* ursprünglich formuliert wurde.

26 Auch diese räumliche Setzung ist sicherlich im Kontrast zum Neoklassizismus der nationalsozialistischen Architektur eines Albert Speer, die dezidiert als „Herrschaftsinstrument“ eingesetzt wurde, zu verstehen. Insbesondere der Entwurf der „Großen Achse“ für Berlin, die vor allem „eine alle überlieferten Größenordnungen sprengende, den Menschen zur Winzigkeit degradierende Prachtstraße“ versinnbildlicht, kann als Kontrastfolie zum demokratischen Bauen der Nachkriegszeit betrachtet werden (Arndt 1978, S. 114 und S. 126; vergleiche auch: Speer 1978, Vorwort, ohne Seitenangabe).

der 1960er Jahre, die erst das Sinnbild eines Forums verdeutlicht. Vielmehr verstärkt gerade das verwirklichte und aus derselben Zeit stammende Audimax die Wirkung zweier konträr zueinander gerichteter Campus-Räume (Abb. 5, 7, 14). Als Vorbild solch einer stadtplanerischen Gesamtgestaltung ließe sich Le Corbusiers Projekt für St. Dié von 1945 heranziehen (Klein 2010: 250–257).²⁷ Das Projekt wurde erstmals wenige Jahre vorher im November 1945 im *Rockefeller Center* in New York und abermals während des CIAM 7 (1949) und CIAM 8 (1951) präsentiert. Es steht im Kontext der *New Monumentality* (Mumford 2002: 150–152).²⁸ Le Corbusier verwendete eine Zeichnung seiner Planungen für St. Dié in dem Artikel *The Core as a Meeting Place of the Arts*, der im Tagungsband *The Heart of the City* des CIAM 8 erschien. Hierbei fungierte die Zeichnung als Illustration für das Unterkapitel *Men have always felt the need to gather together* (Le Corbusier 1952: 48–50). Eine parallelisierende Sprachsymbolik – ähnlich zum *academical village* – von Mensch bzw. Körper und Stadt wird deutlich. Die Architektur wird regelrecht zu einer Formfindung des menschlichen Grundbedürfnisses nach Gemeinschaft und die Stadt analog dazu als erweitertes Körperbild aufgefasst. Das Projekt für St. Dié wird weiterhin auf bemerkenswerte Weise beschrieben:

The proposal for the rebuilding of St Dié reassembled the bombed-out population in eight tall apartment blocks, each fully equipped with communal services. By this means a consciousness of the magnificent mountain scenery would have penetrated the heart of the town and would have entered into the daily home-life of its people. (Tyrwhitt 1952: 125).

Auch Le Corbusiers Zeitgenosse Sigfried Giedion führt das Projekt als Exempel für eine „soziale Imagination“ auf. Weiterhin umschreibt er das Projekt auf eine Art und Weise, die eine Quellenfunktion für die Saarbrücker Campus-Planungen erhärtet. Giedion sieht in der „gesamte[n] Anlage“ eine „dynamische Raumkonzeption“ realisiert. Die „Volumina“ der projektierten Bauwerke für St. Dié erzeugten eine „Wechselwirkung zwischen Geschlossenem und Offenem“ (Giedion 2007: 340 f.). Für den Campus ist diese Interaktion noch zu ergänzen durch die bereits betonte gegenseitige Beeinflussung von Architektur und Landschaft.

Deutlich wird über diese Architekturkonzepte zumindest der Wunsch nach einem politischen, gesellschaftlichen und ästhetischem Idealort. Es stellt sich abermals die Frage, ob die Architekturen der

²⁷ Bezüge zwischen Le Corbusiers Projekt und den Planungen für die Ruhr-Universität Bochum wurden ferner von Bruno Klein bereits aufgestellt. Die Autorin verdankt Herrn PD Dr. Salvatore Pisani den Hinweis auf das Projekt Le Corbusiers.

²⁸ Ausführliche Dokumentation der Pläne für St. Dié sind abrufbar unter: <http://www.fondationlecorbusier.fr> (28. 6. 2018).

Universität des Saarlandes Zeichen für das *academical village* sind oder gar zu zentralen Agenten für die Bildung einer universitären Gemeinschaft avancieren. Heute erscheint die Universität des Saarlandes jedenfalls nicht mehr vordringlich als institutionelle Keimzelle für die europäische Idee im Sinne eines ‚demokratischen Bauens‘, sondern präsentiert sich immer stärker als wirtschaftlich agierendes, konkurrenzfähiges Unternehmen. Insbesondere das Gebiet *Uni Ost*, an dem sich die Gebäude der *Scheer Group*, der *KIST Europe Forschungsgesellschaft mbH*, des *CISPA Helmholtz-Zentrum* und weiterer Institute, die sich zwischen Forschung und privatwirtschaftlichen Interessen bewegen, angesiedelt haben, ist als eine Materialisierung der neoliberalen Wende zu verstehen. Zwischen Firmensitz und Universitätsarchitektur ist der Form nach kaum noch zu unterscheiden.²⁹ Ein Wandel des Bildes vom Campus und damit eventuell einhergehend auch des *academical village* kündigt sich an, wobei noch ungewiss ist wie diese unternehmerisch agierenden, neoliberalen Universitäten Einfluss auf das bisherige Bild einer Gelehrtenrepublik haben werden.

Quellen

- Grandval, Gilbert/Hoffmann, Johannes (Hg.): *La Sarre. Bilan d'une année de reconstruction* (Productions françaises, Bd. 4), Paris 1949
- Le Corbusier: *The Core as a Meeting Place of the Arts*. In: Jaqueline Tyrwhitt/José Luis Sert/Ernesto N. Rogers (Hg.): *The Heart of the City. Towards the Humanisation of Urban Life*, London 1952, S. 41–52
- Ohne Autor: *Das neue Studentenhaus*. In: *speculum*. Saarbrücker Studentenzeitung, Jg. 12 (Juli 1966), S. 4f.
- Ohne Autor: *Die Universitäts-Bibliothek in Saarbrücken 1952/53*. In: *Architektur und Wohnform. Architecture and Interiors. Architecture et décoration*, 1955 (Jg. 63), Heft 6 (August), S. 236–243
- Placzek, Adolf K. (Hg.): *Thomas Jefferson. Architect. Original Designs in the Coolidge Collection of the Massachusetts Historical Society. With an Essay and Notes by Fiske Kimball* (Da Capo Press Series in Architecture and Decorative Art, Bd. 5), Reproduktion der Ausgabe von 1916, New York (NY) 1968
- Präsident der Universität des Saarlandes (Hg.): *Universität des Saarlandes. 1948–1973*, Saarbrücken 1973
- Rowe, Colin/Slutzky, Robert: *Transparenz. Kommentar von Bernhard Hoesli* (Le Corbusier Studien, Bd. 1), Basel und Stuttgart 1968

²⁹ Siehe zur Entwicklung der Universitäten vom Staatsapparat hin zur Neoliberalisierung: Belina/Petzold/Schardt 2013.

- Sarre (France Illustration, Bd. 270), Paris 1950
- Speer, Albert: Vorwort. In: Albert Speer. Architektur. Arbeiten 1933–1942. Frankfurt a. M. u. a. 1978 (ohne Seitenangabe)
- Stadt Saarbrücken (Hg.): Warum nicht Saarbrücken? Pourquoi pas Sarrebruck? Saarbrücken 1952
- Tyrwhitt, Jaqueline / Sert, José Luis / Rogers, Ernesto N. (Hg.): The Heart of the City. Towards the Humanisation of Urban Life, London 1952
- Veauthier, Werner: Idee und Entwicklung der Universität des Saarlandes. In: Klaus Almeyer u. a. (Hg.): Das Saarland. Ein Beitrag zur Entwicklung des jüngsten Bundeslandes in Politik, Kultur und Wirtschaft, Saarbrücken 1958, S. 235–268
- Wirtschaftliches und kulturelles Handbuch für das Saarland 1955, Saarbrücken 1955

Literatur

- Arndt, Karl: Architektur und Politik. In: Albert Speer. Architektur. Arbeiten 1933–1942. Frankfurt a. M. u. a. 1978, S. 113–135
- Banham, Reyner: Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik? (Dokumente der Modernen Architektur. Beiträge zur Interpretation und Dokumentation der Baukunst, Bd. 5), Stuttgart/Bern 1966
- Behnisch & Partner. Bauten 1952–1992, hg. v. Johann-Karl Schmidt und Ursula Zeller, Stuttgart 1993
- Belina, Bernd / Petzold, Tino / Schardt, Jürgen / Sebastian Schipper (Hg.): Die Goethe-Universität zieht um. Staatliche Raumproduktion und die Neoliberalisierung der Universität. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung, Bd. 1 (2013), Heft 1, S. 49–74
- Breuer, Gerda / Mingels, Pia / Oestereich, Christopher (Hg.): Hans Schwippert 1899–1973. Moderation des Wiederaufbaus, Berlin 2010
- Breuer, Gerda: Architektur der ‚Stunde Null‘. Das neue Parlamentsgebäude der jungen BRD in Bonn. In: Gerda Breuer / Pia Mingels / Christopher Oestereich (Hg.): Hans Schwippert 1899–1973. Moderation des Wiederaufbaus, Berlin 2010, S. 106–119
- Bugs, Monika: Vom Umgang mit Kulturgut. Die Mensa der Universität des Saarlandes. In: Enzweiler, Jo (Hg.): Kunst im öffentlichen Raum. Saarland, Bd. 2: Universität des Saarlandes. 1945 bis 1999, Saarbrücken 1999, S. 52f.
- Clemens, Gabriele B. (Hg.): Schlüsseljahre. Zäsuren und Kontinuitäten an der Saar 1815–1935–1955 (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte, Bd. 49), Saarbrücken 2017

- Deplazes, Andrea: The Campus as Location and Strategy. Thumbnail Sketches of Science City. In: Kerstin Hoeger/Christiaanse, Kees (Hg.): Campus and the City. Urban Design for the Knowledge Society, Zürich 2007, S. 35–43
- Deutscher Bundestag: Deutscher Bundestag Bonn Neubau des Plenar- und Präsidialbereichs, Bonn 1993
- Elbe, Judith/Wilhelm, Martin/Julia Goldschmidt: Der Campus. Zur Zukunft deutscher Hochschulräume im internationalen Vergleich, Darmstadt 2004
- Elzer, Herbert: Konrad Adenauer, Jakob Kaiser und die ‚kleine Wiedervereinigung‘. Die Bundesministerien im außenpolitischen Ringen um die Saar 1949 bis 1955 (Geschichte, Politik & Gesellschaft. Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland, Bd. 9), St. Ingbert 2008
- Giedion, Sigfried: Raum Zeit Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition, Basel u. a. 2007
- Goldberger, Paul: Building Art. The Life and Work of Frank Gehry, New York (NY) 2015
- Heinen, Armin/Hudemann, Rainer (Hg.): Universität des Saarlandes. 1948–1988, Saarbrücken 1989
- Heinz, Joachim: Aus der Gründerzeit der Universität des Saarlandes. Der Homburger Studentenstreik im Mai 1948. In: Armin Heinen/Hudemann, Rainer (Hg.): Universität des Saarlandes 1948–1988, Saarbrücken 1989, S. 63–72
- Herzog, Jacques/de Meuron, Pierre (Hg.): Trügerische Transparenz. Beobachtungen und Reflexionen, angeregt von einem Besuch des Farnsworth House, Barcelona 2016
- Hoffmann, Johannes: Das Ziel war Europa. Der Weg der Saar 1945–1955, St. Ingbert 2013
- Hofmann, Anna: Das Studentenhaus Saarbrücken, eine Architektur-Skulptur von Walter Schrempf und Otto Herbert Hajek. In: Jo Enzweiler (Hg.): Kunst im öffentlichen Raum. Saarland, Bd. 2: Universität des Saarlandes. 1945 bis 1999, Saarbrücken 1999, S. 34–41
- Hudemann, Rainer/Heinen, Armin: Das Saarland zwischen Frankreich, Deutschland und Europa 1945–1957. Ein Quellen- und Arbeitsbuch (Veröffentlichung der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Bd. 41), Saarbrücken 2007
- Hudemann, Rainer: Kulturpolitik im Spannungsfeld der Deutschlandpolitik. Frühere Direktiven für die Französische Besatzung in Deutschland. In: Franz Knipping/Jacques Le Rider (Hg.): Frankreichs Kulturpolitik in Deutschland. 1945–1950, Tübingen 1987, S. 15–33
- Klein, Bruno: Aufbruch und Krise. Die Ruhr-Universität Bochum. In: Klaus Gereon Beuckers (Hg.): Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe, Kiel 2010, S. 243–257

- Koch, Georg Friedrich: Speer, Schinkel und der preußische Stil. In: Albert Speer. Architektur. Arbeiten 1933–1942. Frankfurt a. M. u. a. 1978, S. 136–150
- Küppers, Heinrich: Bildungspolitik im Saarland. 1945–1955 (Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Bd. 14), Saarbrücken 1984
- Lambert, Phyllis (Hg.): Mies in America (Ausst. Kat. Montreal, Canadian Centre for Architecture, New York [NY], Whitney Museum of American Art), Osterfildern 2001
- Müller, Wolfgang/Roschek, Petra/Timmer, Sabrina (Hg.): Jubiläumsschrift zum sechzigsten Bestehen des Historischen Instituts der Universität des Saarlandes, Saarbrücken 2009
- Müller, Wolfgang: „Eine Pflegestätte des Geistes, der die Enge zu überwinden sucht und nach europäischer Weite strebt“ – Impressionen zur Geschichte der Universität des Saarlandes. In: Bärbel Kuhn/Martina Pitz/Andreas Schorr (Hg.): ‚Grenzen‘ ohne Fächergrenzen. Interdisziplinäre Annäherungen, St. Ingbert 2007, S. 265–302
- Müller, Wolfgang: „Europäische Universität versus Landesuniversität“. Die Universität des Saarlandes 1955–1957. In: Michael Maaser (Hg.): Stadt, Universität, Archiv (Schriftenreihe des Frankfurter Universitätsarchiv, Bd. 2), Göttingen 2009, S. 117–137
- Müller, Wolfgang: „Nur unter Beibehaltung des übernationalen Universitätscharakters“ – Eine Denkschrift über die Universität des Saarlandes 1956. In: Wolfgang Haubrichs/Wolfgang Laufer/Reinhard Schneider (Hg.): Zwischen Saar und Mosel. Festschrift für Hans-Walter Herrmann zum 65. Geburtstag (Veröffentlichung der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Bd. 24), Saarbrücken 1995, S. 473–485
- Müller, Wolfgang: Die Universität des Saarlandes. Impressionen aus 60 Jahren, Erfurt 2008
- Mumford, Eric: The CIAM Discourse on Urbanism. 1928–1960, Cambridge (MA)/London 2002
- Muthesius, Stefan: The Postwar University. Utopianist Campus and College, New Haven (CT) und London 2000.
- Ohne Autor: André Remonet (<https://www.culture.gouv.fr/Regions/Drac-Provence-Alpes-Cote-d-Azur/Politique-et-actions-culturelles/Architecture-contemporaine-remarquable-en-Paca/Les-etudes/Arles-Tarascon-Inventaire-de-la-production-architecturale-et-urbaine-1900-1980/Arles-ville-et-architecture-du-XXe-siecle/Notices-biographiques-des-principaux-architectes-intervenant-a-Arles/Andre-Remonet>; 07.09.2020)
- Ostermann, Patrick: Zum Denkmalensemble der Universität des Saarlandes in Saarbrücken. Ein Kurzbericht anlässlich der erweiterten Unterschutzstellung. In: Jo Enzweiler (Hg.):

- Kunst im öffentlichen Raum. Saarland, Bd. 2: Universität des Saarlandes. 1945 bis 1999, Saarbrücken 1999, S. 11–16
- Schaffrath-Chanson, Thomas Maria: Die Entwicklung bundesdeutscher Repräsentationsarchitektur. Untersuchung zur politischen Ikonographie nationaler Baukunst im demokratischen System, Köln 1998
- Thomas, Lil Helle: Kaserne, Platz und Forum. Manifestationen eines *academical village*. Campus-Konzeptionen der Universität des Saarlandes. In: *architecture. Zeitschrift für Geschichte der Baukunst*, 2016 (Jg. 46), Nr. 2, 2019, S. 215–237
- Wefing, Heinrich: Prototyp des Bauens für den demokratisch verfassten Staat. Der Baumgarten-Bau als eines der ersten nicht monumentalen Justizgebäude der Welt. In: Falk Jaeger: *Transparenz und Würde. Das Bundesverfassungsgericht und seine Architektur*, Berlin 2014, S. 38–43
- Wilson, Richard Guy: Thomas Jefferson and the Creation of the American Architectural Image. In: Frank Shuffelton: *The Cambridge Companion to Thomas Jefferson (Cambridge Companions to American Studies)*, Cambridge (MA) 2009, S. 114–126.
- Wimmer, Clemens Alexander: *Geschichte der Gartentheorie*, Darmstadt 1989

Abbildungen

- Abb. 1 Saarbrücken, ehemalige Below-Kaserne, 1938, Peter Görden Aufnahme von 1951, Foto: Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 2 Saarbrücken, ehemalige Below-Kaserne, Torbau, 1938, Peter Görden, Foto: Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 3 Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Aufnahme von 1955, Foto: Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 4 Saarbrücken im Zentrum Europas, schematische Darstellung, 1958, Werner Veauthier, aus: Veauthier 1958, S. 238
- Abb. 5 Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Aufnahme von 1963, Foto: Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 6 Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek, 1952–54, Richard Döcker, Foto: Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 7 Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Französischer Platz, Aufnahme nach 1963, aus: *Präsident der Universität des Saarlandes 1973*, o. S.
- Abb. 8 Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Französischer Platz, Aufnahme von 2008, Foto: Jörg Pütz, Saarbrücken

- Abb. 9 Gebäude der Philosophischen Fakultät, 1954/55, André Remondet, Foto: Archiv der Universität des Saarlandes
- Abb. 10 Gebäude der Philosophischen Fakultät, 1954/55, André Remondet, Fassadendetail, Aufnahme von 2016, Foto: Jörg Pütz, Saarbrücken
- Abb. 11 Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek, 1952–54, Richard Döcker, aus: Ohne Autor 1955, S. 236
- Abb. 12 Saarbrücken, Campus der Universität des Saarlandes, Französischer Platz, Aufnahme von 2017, Foto: Jörg Pütz, Saarbrücken
- Abb. 13 Lageplan-Skizze zur Universitäts-Bibliothek Saarbrücken, Maßstab 1 : 500, 1952, Richard Döcker, Foto: Landesarchiv Saarbrücken (Bestand MK 4855)
- Abb. 14 Gesamtplan für den Campus der Universität des Saarlandes, 1951/52, Richard Döcker, aus: Ohne Autor 1955, S. 236
- Abb. 15 Universität des Saarlandes, Auditorium Maximum, 1959–64, Rolf Heinz Lamour, Aufnahme von 2017, Foto: Jörg Pütz, Saarbrücken
- Abb. 16 Universität des Saarlandes, Auditorium Maximum, 1959–64, Rolf Heinz Lamour, Flur und Innenhof, Aufnahme von 2015, Foto: Jörg Pütz, Saarbrücken

Der *Campus Bockenheim* in Frankfurt – ein ‚Wissensraum‘ für die Demokratie?

I.

Raummetaphern haben Konjunktur. Die Rede vom Wissensraum ist seit einigen Jahren omnipräsent (z. B. Huber 2004/Gemmel 2013). Sie könnte eigentlich bis auf die antike Mnemonik zurückgreifen. Lehrt diese doch, wie man Sachverhalte zur Erinnerung in einem fiktiven Raum an bestimmten Gedächtnisorten ablegt, um sie zu gegebener Zeit reaktivieren zu können (Yates 2001: 11–53). Neueste Definitionsversuche speisen sich zwar konzeptuell noch aus dieser alten Gedankentechnik. Allerdings ist dies in den heutigen Metaphern oft nicht mehr ersichtlich, da sie weitgehend technisiert daherkommen: „Wissensräume“, so lautet eine der jüngsten Definitionen, „dienen der Speicherung, Generierung und Transformation von Wissen. Sie sind sowohl materielle als auch soziale Räume, in welchen die Genese und Übertragung von Wissen in soziale Prozesse des Lehrens und Lernens eingebettet sind.“ (Edinger 2015: 9).

Wenn man den Blick aus dem Metaphorischen auf die reale Welt richtet, so stößt man auf eine Vielzahl von konkreten Wissensräumen. Deren Vielfalt und lange Geschichte wird häufig wiederum auf gründungsmythische Urorte zurückgeführt. Der für das westliche Denken einschlägigste ist Platons Philosophenhain, der *Akademos*. Gewidmet ist er dem gleichnamigen Helden, der Athen vor der Zerstörung durch die Dioskuren gerettet hatte (Horn/Müller/Söder 2017: 4, 400). Im *Akademos* gehört die Bewegung zur Grundbedingung des Gesprächs und des Denkens. Durch Bewegung wird der Ort zum Raum geweitet. Ins Spiel kommt dabei auch die Architektur, raumschaffend wie -begrenzend, den Ort in ein Innen wie Außen unterscheidend. Entweder agieren die Gebäude für die akademische Bildung als Solitäre oder sie multiplizieren sich, die Komplexität der Differenzierung steigernd, zum Campus.

Grundsätzlich sind Wissensräume stets durch Ordnungsstrukturen zur Verwaltung wie Transmission von stetig anwachsendem Wissen bestimmt. Gerade architektonische Dispositive verkörpern

häufig solche systematischen Strukturen. Dabei unterliegen sie auch politischen Ideologien, die Einfluss auf die Verfassung, Gestaltung und den Zugang zu den Wissen schaffenden und Bildung vermittelnden Institutionen nehmen. Diese Aspekte interferieren mit Ansprüchen an eine effiziente Nutzung von Campusse durch große Nutzer*innenmassen, deren architektonische Ausgestaltung und räumliche Anordnung möglichst evident, zugleich aber auch variabel auf Zuwachs angelegt sein soll. Sie muss also Ordnung und Dynamik verbinden.

Die räumliche Dimension institutioneller Leitideologeme und ihres Wandels ist anhand der Neustrukturierung der Universitäten in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg am Beispiel Frankfurts zu betrachten. Damit kann der Rede von Wissensorten (wieder) eine geschichtliche Tiefendimension verliehen und die technizistische Perspektive durch eine sozio-historische konterkariert werden. Signifikant ist es, dass die Ausblendung der Historizität auch im Thema selbst steckt. Denn Startpunkt der universitären Nachkriegsarchitekturgeschichte in Deutschland war die Zäsur von Kriegsende und diskursiv viel beschworenem ‚Neuanfang‘, der zunächst auch eine stark materielle Dimension aufwies: Direkt nach Kriegsende waren in Frankfurt zunächst die Zerstörungen der alten, zum größten Teil kaiserzeitlichen Bauten, die wie das Jügelhaus in Frankfurt am Main (1907, Architekt Ludwig Neher) (Abb. 1) dem Humboldtschen Modell einer Einheitsuniversität folgten, zu beheben. Ergänzt wurden sie durch eine programmatische Ebene von in die Zukunft orientierten Planungen.¹ Denn schon während der Kriegshandlungen hatten die Alliierten mit Überlegungen für die tiefgreifende Neuordnung des Bildungswesens in Deutschland nach Ende des bewaffneten Konflikts begonnen. Die Westmächte (US-Amerika, Großbritannien, Frankreich) waren sich darin einig, dass der Aufbau einer demokratischen Grundordnung wesentlich über die Generation der Kinder und Jugendlichen erfolgen würde. Deshalb kam dem Bildungssystem, das die Erziehung zur Demokratie leisten sollte, eine besondere Aufmerksamkeit zu (Paulus 2010). Eine große Rolle spielten in diesem Prozess die Universitäten, die, so die Meinung im Ausland (vor allem in Frankreich), durch ihre apolitische Haltung während der Weimarer Republik eine wesentliche Mitschuld am Aufkommen des Nationalsozialismus trugen.² Die Öffnung der Universitäten für breitere Bevölkerungsschichten, die auch in den Heimatländern der Alliierten propagiert wurde, sollte das Fundament für demokratisches Denken in breiten gesellschaftlichen Schichten verankern. Der Universitätsbauboom der 1960er Jahre ist nicht zuletzt eine Folge dieser Forderung.³

1| Jügelhaus, 1906, Ludwig Neher, Goethe-Universität Frankfurt am Main/Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung



1 Über den Hochschulbau im Kaiserreich siehe: Nägelke 2000.

2 Unterstützt wurde dies, wie Christian Welzbacher (2006) ausführte, dadurch, dass die Weimarer Republik keine kohärente Architektursprache entwickeln konnte, die ihre politische Ideologie transportierte.

3 Für den internationalen Vergleich siehe den Beitrag Stefan Muthesius in diesem Band; auch: Muthesius 2000.

Von grundsätzlicher Bedeutung auch für den Universitäts(neu)bau war die zunächst verbindliche Festlegung auf die traditionelle Organisations-Struktur der Ordinariuniversität.⁴ Erst in den 1970er Jahren wurde die Gruppenhochschule eingeführt, als Ergebnis der studentischen Protestbewegung von 1968.

II.

Die architektonische Neustrukturierung des ‚Wissensraums‘ *Campus Bockenheim* in Frankfurt, von 1914 bis 2014 der zentrale Universitätscampus der Goethe-Universität, wurde 1952 an den Architekten Ferdinand Kramer (1898–1985) übergeben. Seine Ernennung zum Universitätsbaudirektor war wohl auf Betreiben des damaligen Rektors der Goethe-Universität, Max Horkheimer, und ihrer beider Bekanntschaft im amerikanischen Exil zurückzuführen. Sie konnte als Glücksfall für den Hochschulbau in Deutschland nach 1945 gelten: Erstens war Kramer ein gebürtiger Frankfurter und durch die Familie in der Frankfurter Gesellschaft sozialisiert,⁵ zweitens hatte er nach dem Abschluss seines Architekturstudiums, 1922 bei Theodor Fischer in München, als Mitarbeiter Ernst Mays in der Abteilung *Typisierung* im Städtischen Hochbauamt Frankfurts maßgeblichen Anteil an der Gestaltung des *Neuen Frankfurt*.⁶ Im Rahmen des zweiten Kongresses des CIAM, der 1929 in Frankfurt stattfand (Barr 2010), publizierte Kramer den Beitrag *Die Wohnung für das Existenzminimum*, in dem die Grundzüge seiner architektonischen Haltung skizziert sind, die sich auch auf die Gestaltung des späteren

⁴ Zur Geschichte des Wiederaufbaus des Universitätswesens siehe u. a.: Wolbring 2014. Eine große Rolle spielte in diesem Prozess der 1957 gegründete Wissenschaftsrat; siehe: Bartz, 2007. Bei den Planungsprozessen im Universitätsbau der Nachkriegszeit ist auch zu hinterfragen, inwieweit die zunächst entwickelte administrative Universitätsstruktur in der Universitätsarchitektur eine Resonanz fand bzw. sich darin abbildet. Zum Verhältnis zwischen Universitätsorganisation und -architektur behandelten für Deutschland siehe bislang: Endlich 1980; Mälzer 2016, Kap. 5.

⁵ Biographie und Werkverzeichnis Ferdinand Kramers siehe zuletzt: Voigt 2015, besonders: S. 113–160; dort auch eine ausführliche Bibliografie. Nach der Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg begann Kramer 1919 ein Architekturstudium bei Theodor Fischer in München. Fischer ermutigte ihn zu einem Wechsel an das neu gegründete Bauhaus nach Dessau. Kramer verließ das Bauhaus jedoch nach wenigen Monaten unzufrieden darüber, dass es damals in den Anfangsjahren noch keine Architekturausbildung gab. Zwar gab es einzelne Architekturkurse (z. B. 1920 von Hannes Meyer), doch die Architekturabteilung wurde erst 1927 eingerichtet.

⁶ Das *Neue Frankfurt* war ein Großprojekt zur Entwicklung von Modellsiedlungen für die Behebung der Wohnungsmisere der 1920er Jahre. Kramers zusammen mit Eugen Blanck (1901–80) konzipierten Laubenganghäuser der Siedlung Westhausen in Frankfurt-Praunheim entsprachen den damals innovativen und avantgardistischen städtebaulichen Forderungen des CIAM hinsichtlich einer lockeren durchgrünter Bebauung, die den Bewohnern ein gesünderes Wohnumfeld bieten sollte.

Campus Bockenheim und der einzelnen Institutsgebäude übertragen lassen.⁷ Flexibilität, Variabilität, Multifunktionalität, Modernität, Bedarfsgerechtigkeit sind seine Maximen für eine Architektur, die dem modernen, mobilen Leben angemessen schien. Vor allem die sinnfällige Anordnung für kurze Wege ist eine wesentliche Determinante zukünftiger Planungen. Kramer führte damit die bei Theodor Fischer erlernten Prinzipien des Städtebaus und der Architektur in modifizierter Art und Weise fort.⁸

Drittens konnte mit Ferdinand Kramer ein von nationalsozialistischem Gedankengut unbelasteter Re-emigrant verpflichtet werden. Er konnte den Alliierten (zumal in dem von den Amerikanern besetzten Frankfurt) mit seinen amerikanischen Erfahrungen als Garant für die erfolgreiche Einführung und den Aufbau einer Campusuniversität nach amerikanischem Muster gelten, die in sich das Ideal einer Bildungseinrichtung für die Vermittlung demokratischer Grundwerte birgt.⁹ Wesentliches Merkmal einer amerikanischen Campus-Universität, die überwiegend durch private Sponsoren finanziert wird, ist neben Forschung und Lehre vor allem das ihr innewohnende spezifische Sozietop, das zu einer speziellen Aura beiträgt (Lichtenstein 1991: 83): Das enge Zusammenleben von Lehrkörper und Studierenden auf dem Campus-Gelände und der positive Einfluss dieser temporären Lebensgemeinschaft auf die Persönlichkeitsbildung der Jugend wurde 1960 von dem damaligen Bildungspolitiker Hans Werner Rothe (1920–2013) im Zusammenhang mit der Gründung der Universität Bremen ausdrücklich hervorgehoben (Rothe 1961). Diese Lebensgemeinschaft ließ sich im Idealfall in einem parkartig angelegten Areal

2| Institut für Sozialforschung,
Frankfurt am Main, 1950,
Alois Giefer, Hermann Mäckler



7 „Die Grundrissgestaltung darf logischerweise also nicht starr und festgelegt sein. Im Rahmen moderner Grundrisse bleibt es dem zukünftigen Bewohner freigestellt, beliebig über die Anzahl und über die einzelnen Raumgrößen zu disponieren. Der Architekt oder der betreffende Bewohner vermag, ohne dass die Kostenfrage wesentlich tangiert wird, sich in weitaus höherem Maße als früher den individuellen Bedürfnissen der Nutznießer anzupassen.“ Kramer 1929, S. 648.

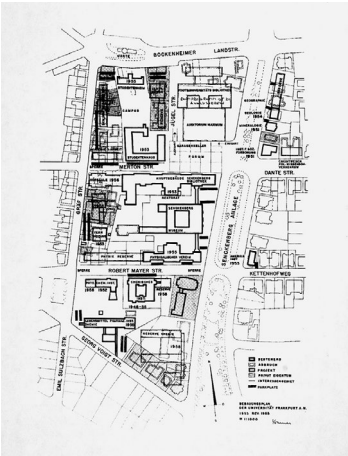
8 Theodor Fischer sah ein Bauwerk, sei es ein urbaner Raum oder ein Wohngebäude, als Gesamtkunstwerk, dessen Gestaltung bei der äußeren Umrisslinie beginnt und bis in das geringste Detail der Ausstattung reicht. Vor allem Fischers Schrift „Sechs Vorträge über Stadtbaukunst“ (München 1920) übte großen Einfluss auf Kramer aus. Diese Kompilation der im Kriegswinter 1917 begonnenen Vortragsreihe reflektiert die architektonischen und stadtplanerischen Absichten und Ideen Fischers. Fischer begriff den Städtebau und die Architektur von ihren Strukturen und Nutzungsabläufen her, nicht vom künstlerischen Anspruch wie z. B. Camillo Sitte. Für Fischer stehen die praktischen und sozialen Bedürfnisse der Bewohner und Nutzer im Zentrum jedweder Planungen. Seine drei Ordnungsprinzipien waren a) Verkehr, b) Wohnbedürfnisse und c) Anpassung an die Natur. Die übergreifende, grundlegende Ordnung war diejenige der Verkehrswege, die es als erstes zu systematisieren galt.

9 Nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmten viele der im nationalsozialistischen Deutschland tätigen Architekten fast nahtlos wieder das Baugeschehen. Die „Stunde Null“ für den Beginn des Wiederaufbaus hat es insofern nicht gegeben. Siehe hierzu: u. a. Durth 1986; ders. 1987, S. 28–50; ders. 2014, S. 10–27; auch: Sontheimer 1996; Frei 1997.

3| Studentenhaus (Studierendenhaus), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1953, Apel-Letocha-Rohrer-Herd



4| Bebauungsplan für die Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1955, Ferdinand Kramer



5| Geologisch-Paläontologisches Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1954, Ferdinand Kramer



realisieren. Dies war für den *Campus Bockenheim* ausgeschlossen: Ferdinand Kramer musste sich darin fügen, diese Campusuniversität innerstädtisch auszubauen und nicht, wie in Amerika, in begrünten Randzonen.¹⁰

III.

Als Ferdinand Kramer 1952 die Leitung des Universitätsbauamtes übernahm, traf er auf keine *tabula rasa* auf dem vorgesehenen Gelände, die eine grundsätzliche Neuplanung für den Wiederaufbau und den Ausbau der Goethe-Universität ermöglicht hätte. Vielmehr sah er sich mit der Tatsache konfrontiert, dass erste zu berücksichtigende Bauten „meist ohne Plan eines Zusammenhangs mit den Nachbarwissenschaften, aber auch ohne Rücksicht auf einen künftigen Raumbedarf“ (Kramer 1960: 112) entstanden waren: Das Institut für Sozialforschung (1951)¹¹ (Abb. 2) und das Chemische Institut (1953)¹² – beides Bauten der Architektengemeinschaft Gießer und Mäckler – sowie das 1953 eingeweihte *Studentenhaus*, heute *Studierendenhaus* (Architekten Apel, Letocha, Rohrer und Herdt)¹³ (Abb. 3). Vor allem letzteres erweist sich in der Retrospektive¹⁴ als seinerzeit hochpolitischer Bau mit großer Symbolkraft für den Aufbruch der Jugend in eine zukünftig demokratische Gesellschaft, möglichst nach amerikanischen Muster: Das Studierendenhaus war mit finanzieller Unterstützung des amerikanischen Hochkommissariats, das die Hälfte der Baukosten übernommen hatte, innerhalb von zwei Jahren mit tatkräftiger Beteiligung ausländischer Studierender als kollektives internationales Bauprojekt entstanden. Zur Eröffnung kam eigens der damalige Bundespräsident Theodor Heuss nach Frankfurt und weihte den Bau zusammen mit dem amerikanischen Hochkommissar John McCloy ein.

Der 1955 vorgelegte überarbeitete Generalbebauungsplan von 1953 des Bockenheimer Campus-Geländes umschreibt ein trapezförmiges Gelände zwischen *Bockenheimer Landstraße* im Norden, *Georg-Voigt-Straße* im Süden, *Gräf-Straße* im Westen und *Senckenberganlage* im Osten (Abb. 4). An deren östlicher Straßenseite wurden die Geowissenschaftlichen Institute (ab 1951)¹⁵ (Abb. 5) in unmittelbarer Nachbarschaft zum Institut für Sozialforschung und zum

10 Einzelne Forschungsgebiete wie z. B. die Biologie oder die Kernphysik wurden aus Platzmangel oder aus Sicherheitsgründen separiert.

11 Erweiterung 1958, Sanierung 2010/11, Nutzungskontinuität.

12 Heute: Informatik.

13 Bisher Nutzungskontinuität, Umnutzung geplant.

14 Derzeit tobt eine Auseinandersetzung um den geplanten Neubau eines Studierendenhauses auf dem *Campus Westend*, das hinsichtlich Form, vor allem aber auch unreglementierter Nutzungen vom ASTA sehr kritisch beäugt wird. Siehe: Kohler 2014.

15 Abriss 2007.

Amerika-Institut (1953/54)¹⁶ (Abb. 6) angesiedelt.¹⁷ Zentrum des Areals blieb, wie von der Universitätsverwaltung gewünscht, das Jügelhaus als Hauptgebäude in räumlichem Verbund mit dem Senckenberg Museum und dem Physikalischen Verein. Auf der nördlich angrenzenden, begrünten Platzanlage sollte der Neubau des Auditorium Maximum und der Universitätsbibliothek (Abb. 7) entstehen sowie in Nachbarschaft zum Studentenhaus ein Studentenwohnheim an der *Bockenheimer Landstraße* (1957/58) (Abb. 8) und die Zentralmensa (Abb. 9). Im Bebauungsplan sind zahlreiche Flächen als „Reserve“ ausgewiesen, die in den folgenden Jahren mit neuen Instituten bebaut wurden. Bei ihrer Verteilung wurde auf den inhaltlichen Zusammenhang der einzelnen Disziplinen geachtet – Kramer versuchte, auch zukünftige, wechselnde, interdisziplinäre Kooperationen architektonisch vorauszudenken, denn einzig die Verwaltung sah er als konstantes Element des Gebildes Universität an. Neben den schon erwähnten geowissenschaftlichen Instituten entlang der Senckenberganlage konzentrierten sich nachfolgend die Institute für Physik und Mathematik I +II (1959–61/1964–67)¹⁸ (Abb. 10) an der *Robert-Mayer-Straße* in einem Gebäudekomplex, der im Generalbebauungsplan von 1955 noch als „Reserve“ gekennzeichnet ist. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite standen bereits das Chemische Institut von 1914/16 (Abriss 1995) und der erwähnte Neubau von 1951 der Architekten Giefer und Mäckler, dem südlich 1957 das Gebäude für die Institute für Pharmazie und Lebensmittelchemie¹⁹ (Abb. 11) hinzugefügt wurde. Die Geisteswissenschaften, zunächst im Jügelhaus untergebracht, zogen 1960 in das Philosophicum²⁰ (Abb. 12, 13) um. Dieses Gebäude wurde im 1955er Plan noch unspezifisch als „Seminargebäude“ bezeichnet.

Eine integrale, rationale Verkehrsstruktur im Sinne einer räumlichen Ordnung für die einzelnen Institute war auf dem geplanten Areal zunächst nur schwer zu ermöglichen, da das Gelände von Straßen durchzogen und mit Mietshäusern und Gärten bebaut war, die zum Teil in Privatbesitz waren (Voigt 2015: 47). Kramer schreibt über die für zukünftige Erweiterungen reservierten Flächen: „Die neue Planung der Frankfurter Universität hat für die Zukunft ‚Reserven‘ offengehalten, um später erforderlich werdende Bauten auszuführen. Sie hat einen Teil der Institute auch so angelegt, daß sie jederzeit leicht erweitert werden können. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, möglichst viele Institute für den gegenwärtigen Zeitpunkt arbeitsfähig zu machen und sie nach dem Fertigstellen des Grundprogramms zu erweitern, wie etwa das Institut für physikalische Chemie oder

¹⁶ Nach Leerstand 2003–13 Besetzung und Nutzung als *Institut für vergleichende Irrelevanz*, ein Autonomes Zentrum, danach wechselnde Eigentümer.

¹⁷ Abb. in: Voigt 2015, S. 42.

¹⁸ Nutzungskontinuität.

¹⁹ Heute: Senckenberg Forschungszentrum für Biodiversität und Klima.

²⁰ Nach Sanierung/Umbau 2017 Nutzung als privatwirtschaftliches Studierendenwohnheim/Apartmenthaus.

6] Englisches Seminar und Amerika-Institut, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1953/54, Ferdinand Kramer



7] Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt am Main, 1964, Ferdinand Kramer



8] Studentenwohnheim (Studierendenwohnheim) an der Bockenheimer Warte, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1957/58, Ferdinand Kramer



9| Mensa, sogenannter Labsaal,
Goethe-Universität
Frankfurt am Main, 1963,
Ferdinand Kramer



10| Institut für Mathematik und
Physik, Nordfassade, Goethe-
Universität Frankfurt am Main,
1960/61, Ferdinand Kramer



11| Institute für Pharmazie
und Lebensmittelchemie,
Goethe-Universität Frankfurt
am Main, 1957, Ferdinand
Kramer



das biologische Camp. Die Bezeichnung ‚Reserve‘ im Plan will einer zukünftigen Entwicklung den Raum offenhalten. Die Universität wird in Zukunft noch mehr als geschlossenes Gebiet innerhalb der Stadt in Erscheinung treten. Die Nachbarschaft von Kollegengebäuden, Seminaren, Instituten und Studentenhäuser und von Stadt- und Universitätsbibliothek wird sie stärker als in der Vergangenheit ins Blickfeld rücken. Die Stadtplaner haben die Universität, auch im Blick auf zukünftige Ausdehnungsmöglichkeiten, bisher verantwortungsvoll und mit Verständnis unterstützt.“ (Kramer 1960: 110).²¹ Trotz der Erweiterbarkeit war also eine markante architektonische Kontur des Campus angestrebt.

Den Aushang des Bauplans von 1955 in der Wandelhalle des Jügelhauses im Herbst 1956 kommentierte die Kunstkritikerin Doris Schmidt (1918–2008), die im Kriegswinter 1943/44 in Frankfurt Englisch, Kunstgeschichte und Germanistik studiert hatte, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 20. September 1956, S. 36: „Der abstrakte Begriff der Universität rückt damit auch in seiner sozialen Funktion als der eines Gemeinschaftswesens ins Bewußtsein und erhält damit im Stadtganzen eine neue Bedeutung, ja, er tritt in dieser Form wohl zum ersten Male in Frankfurt in Erscheinung. Die praktische Seite dieser Neuordnung ist für Studenten und Professoren nicht zu unterschätzen. Sie bedeutet ein Minimum an Zeitverlust durch Wege. Die Inneneinrichtung der Institute ist nach den Wünschen der Institutsleiter vorgenommen worden. Der Grundsatz: von außen so einfach, in der Arbeitseinrichtung so rationell und in den Apparaturen so vollkommen als möglich, ist befolgt worden. Die saubere, sachliche Architektur – Betonkonstruktion mit gelben Klinkern, die angenehmen Proportionen, hier einmal ein besonders großes Fenster, dort ein überglaster Laufgang, ein leicht in Betonrahmen hängender Hörsaal oder eine besondere Lösung des Sonnenschutzes – kennzeichnet diese Gebäude. Nirgends zeigen sich Versuche einer sich vordrängenden Repräsentation, die wir an vielen Bauten der öffentlichen Verwaltung, der Wirtschaft und der Geldinstitute als fragwürdig empfinden.“ Was Doris Schmidt in knappen Worten als architektonische Charakteristika der neuen Campus-Architektur Frankfurts zusammenfasst, wird auch zu Merkmalen einer Nachkriegsarchitektur, die die junge demokratische Bundesrepublik in programmatischer Absetzung von der architektonischen Repräsentation des NS-Regimes versinnbildlichen soll: Klarheit, Bescheidenheit Schlichtheit und Transparenz (Wefing 1995/Körner 2003).

21 Im revidierten Bauplan von 1963 sind diese Flächen bereits als bestehende Baubsubstanz ausgewiesen. Abb. siehe in: Voigt 2015, S. 137.

IV.

Ein symbolisch zu verstehender Paukenschlag, der seinerzeit heftigen Protest hervorrief, war eine der ersten Baumaßnahmen Kramers:²² die Umgestaltung des Haupteingangs zum Jügelhaus. Das neobarocke Portal, das schon 1912 als zu schmal empfunden wurde, ersetzte er durch einen radikal schlichten, verbreiterten und verglasten Eingang (Abb. 14, 15).²³ Der zunächst sicherheitstechnisch notwendige Akt ist darüber hinaus jedoch als symbolischer Akt der Öffnung der Universität für alle Bevölkerungsschichten zu begreifen, wie die Alliierten gefordert hatten. Bis in ein kleines architektonisches Detail, den ursprünglichen, nach unten geneigten Handläufen an den gläsernen Eingangstüren, manifestierte sich die intendierte Durchlässigkeit – wie Absperrriegel wirken dagegen die späteren, horizontalen Substitute. Auch die Platzierung des Rektorats in das Erdgeschoss hinter einer Wand aus Glasbausteinen ist als Maßnahme zum Abbau der traditionellen Hierarchie zu interpretieren. Allerdings sperrte sich der damalige Rektor Max Horkheimer gegen die von Kramer geplante radikal schlichte Möblierung, mit der die Büro- und Arbeitsräume auf dem Campus ausgestattet wurden.

Die zweite Baumaßnahme 1953/54 galt dem Englischen Seminar und Amerika-Institut (Abb. 6, 16), das wie das Studierendenhaus vom amerikanischen Hochkommissariat finanziert wurde und daher eine besondere Symbolkraft hinsichtlich des Einflusses der Amerikaner im Wiederaufbau- und Demokratisierungsprozess in sich birgt. Abgesehen von der neuesten, aus Übersee importierten Lehrtechnik – das integrierte Sprachlabor war seinerzeit modernstes pädagogisches Lehrmittel – wurde seine architektonische Gestaltung zum Prototyp für alle weiteren Gebäude, die Ferdinand Kramer für den Campus entwarf. So unterschiedlich die Bauten wie das Amerika-Institut, das Institut für Pharmazie und Lebensmittelchemie (1954–57), das Biologische Camp (1954–56)²⁴ (Abb. 17, 18), das Institut für Kernphysik am Rebstock-Gelände (1956–58)²⁵, das Mensagebäude, auch *Labsaal* genannt (1962–63)²⁶ (Abb. 9), die Hörsaaltrakte am Jügelhaus (1956–58 und 1964)²⁷ (Abb. 19 und 20), die Universitätsbibliothek (1962–65)²⁸ (Abb. 7), das Heizkraftwerk (1953)²⁹

22 Über die Kritik an Kramers Frankfurter Bauten siehe den Beitrag von Helen Barr in diesem Band.

23 Der Name der Goethe-Universität wurde in der von Paul Renner entwickelten *Futura*-Schrift angezeigt, die Ferdinand Kramer seit den 1920er Jahren verwendet und auch für den Schriftzug über dem Eingang zur der Universitätsbibliothek ausgewählt hatte.

24 Umbauten bzw. Umnutzung mit Teilabriss geplant.

25 2006 abgerissen.

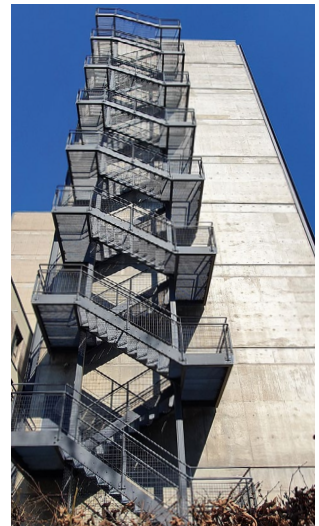
26 Seit 2016 bzw. nach Sanierung/Umbau 2018 Unterkunft für Asylsuchende/Geflüchtete.

27 Nutzungskontinuität.

28 Nutzungskontinuität.

29 Nutzungskontinuität.

12+13| Philosophisches Seminargebäude (Philosophicum), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1959/60, Ferdinand Kramer



14| Jügelhaus, Goethe-Universität Frankfurt am Main, neues Eingangsportal, 1953, Ferdinand Kramer



15| Jügelhaus, Goethe-Universität Frankfurt am Main, neues Eingangsportal, 1953, Ferdinand Kramer



16| Englisches Seminar und Amerika-Institut, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Ferdinand Kramer



17| Botanisches- und Anthropologisches Institut mit Hörsaal (Botanischer Garten, Frankfurt am Main), 1954–56, Ferdinand Kramer



18| Botanisches- und Anthropologisches Institut mit Hörsaal (Botanischer Garten, Frankfurt am Main), 1954–56, Ferdinand Kramer



(Abb. 21), das Studentenwohnheim an der *Bockenheimer Landstraße* (1956)³⁰ (Abb. 8) usw. sind: In der architektonischen Ausformung lassen sich immer wieder aufgegriffene gemeinsame Gestaltungselemente konstatieren, die Einheitlichkeit herstellen. Charakteristisch für Kramers Architektur ist deren Geradlinigkeit sowie die Verwendung vergleichsweise einfacher und kostengünstiger Materialien: So bestehen nahezu alle Bauten an der Universität aus einem Stahlbetonskelett, das mit Klinkersteinen ausgefacht ist. Die Skelettbauweise führt dazu, dass keine tragenden Wände im Gebäudeinneren vorhanden sind; daher kann die Raumaufteilung je nach Anforderung flexibel gehandhabt werden. Das Rastersystem, aus dem die Grundrisse der Gebäude entwickelt wurden, wurde in die Fassadengestaltung aufgenommen. Große geschlossene Wandflächen, wie zum Beispiel am Hörsaalgebäude I (1956–58), strukturiert ein vorgelegtes Metallraster (Abb. 19). Es ist eine Typisierung der verschiedenen Baukörper sowie einzelner Elemente wie Treppengeländer, Türen usw. zu beobachten, die bewusst als gestalterisches Leitbild kommuniziert wird.

Die freistehenden Stahlträger am Philosophicum brachten eine ganz neue Ästhetik mit sich, auch ist das Philosophicum wesentlich höher als der bisherige Baubestand (Abb. 13). Denn hier musste sich Kramer mit einem grundlegenden Problem auseinandersetzen: der Grundstücksknappheit, die ihn zwang, in die Höhe zu bauen. Das hob er in seiner Eröffnungsrede – die mit einer erstaunlichen Wendung die Existenz eines veritablen Universitätscampus verneinte – hervor: „Es musste ein Hochhaus werden, weil unsere Universität mitten in der Stadt liegt und keinen Campus besitzt. Will sie sich ausdehnen, dann muss sie zwangsläufig in die Höhe wachsen. Sie werden aber vielleicht an diesem Hochbau schon eine Neuerung bemerkt haben. Er hat keine tragenden Mauern oder Stützen in seinem Innern. Das ist keine Marotte des Architekten, sondern die Konsequenz einer Entwicklung, die noch lange nicht abgeschlossen ist: Die Anordnung der Stützen im Raum, die die größtmögliche Freiheit der räumlichen Aufteilung gibt. Voraussichtlich wird sich in der Philosophischen Fakultät, für die dieses Haus entstand, im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch vieles umgruppieren.“ (Kramer 1960: 92). Die sichtbare Konstruktion des Stahlskeletts (Abb. 22), das innerhalb von drei Wochen errichtet wurde, stellte eine Neuerung dar, die erst nach Versuchen für die Feuersicherheit ausgeführt werden durfte (Abb. 23).³¹ Das

³⁰ Nutzungskontinuität, heute: *Studierendenwohnheim*.

³¹ Kramer 1991, S. 92 über die sichtbare Stahlskelettkonstruktion: „Wir haben aber eine Konstruktion vorgezogen, die einerseits praktischer und andererseits billiger ist, und die überdies mit ihren Stützen sehr elegant wirken kann: Den Stahlskelettbau mit Außenstützen ohne Betonummantelung. Diese Bauweise war bisher nicht erlaubt. Auf unsere Anregung hat die interessierte Industrie umfangreiche Versuche angestellt, um zu beweisen, dass bei Feuerkatastrophen die Außenstützen nicht den gefährlichen Temperaturen ausgesetzt sind, die der Gesetzgeber annahm. Dieser Bau ist also als eine Ausnahme von dem

19| Hörsaalgebäude I, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1956–58, Ferdinand Kramer



20| Hörsaalgebäude II, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1964, Ferdinand Kramer



**21| Fernheizkraftwerk,
Goethe-Universität Frankfurt
am Main, 1953**



**22| Philosophisches Seminarge-
bäude (Philosophicum), Goethe-
Universität Frankfurt am Main,
1959/60, Ferdinand Kramer**



Philosophicum stand für Effizienz im Bau und Variabilität für künftige räumliche Umgruppierungen – es wurde 1965 vom hessischen Finanzministerium als „vorbildlicher Bau“ ausgezeichnet.³²

Seine Aufgabe als Architekt sah Ferdinand Kramer in der Schaffung optimaler Arbeitsumgebungen, die effizientes und konzentriertes Forschen, Studieren und Lehren ermöglichen sollten, wie er in einer Rede nach der Fertigstellung des Institutsgebäudes für Pharmazie und Lebensmittelchemie formulierte. Dabei kam es ihm darauf an, die „Arbeitsbedingungen möglichst vollständig zu erfüllen: Beste Belichtung, genügend Raum für jeden, klare interne Verkehrswege, flexible Energieversorgung in den Laboratorien, moderne Beheizung durch Deckenstrahlung, gute Akustik der Hörsäle, Schallsicherheit von innen und außen, einwandfreie Be- und Entlüftung und hundert weitere Dinge [...] unser Ziel war wirklich kein anderes, als das Zweckmäßigste zu bauen.“ (Kramer 1958: 117). Ähnlich äußerte er sich auch 1960 anlässlich der Einweihung des Philosophicums: „Unsere Aufgabe bestand nicht darin, eine Arbeitsatmosphäre, sondern Arbeitsbedingungen zu schaffen. Richtiges Licht, ausreichende Luft, angenehme Sitze, leicht transportable Tische (Möbel kommt von mobile – beweglich), nicht zu lange Wege oder Kletterpartien zu den Büchern und ähnliches mehr.“ (Kramer 1960: 92). Die äußere Hülle seiner Bauten konnte damals neuartige Elemente enthalten wie außenliegende Feuertreppen (Abb. 23), die neu eingeführten brise-soleils oder Sonnenblenden oder die Aufhängung eines Gebäudeteils an einem Eisenbeton-Skelett. Aus Kostengründen verzichtete er auf die Auffüllung einer Senke im Baugrund, nutzte diesen vermeintlichen Makel vielmehr, um das Gebäude auf Pylone zu stellen und so einen Abstellplatz für Fahrräder zu generieren. Innen hingegen sorgte er für eine Möblierung, die flexiblen Einsatz ermöglicht, in einem Grauton, der nach damaligen Erkenntnissen als neutral und benutzerfreundlich galt. Er führte innovative Technologien ein, zum Beispiel: die Klimaanlage, mit der er den in seiner architektonischen Struktur komplexen Hörsaaltrakt am Jügelhaus als eines der ersten Gebäude in der BRD ausstattete, sowie die Rohrpost- und Bücherbeförderungsanlage für die Universitätsbibliothek (1962–65) (Abb. 24).

betreffenden Gesetz entstanden: der erste seiner Art, der sicherlich Schule machen wird. Er ließ sich in kürzerer Zeit, mit weniger Arbeitskräften verwirklichen, als es die heute übliche Bauweise kann. Sie werden sich vielleicht daran erinnern, dass das Skelett des 9-stöckigen Hauses binnen 3 Wochen montiert wurde.“

³² Das Hochhaus-Konzept wurde auch vom 1972 fertig gestellten AfE-Turm der Fachbereiche Gesellschaftswissenschaften, Erziehungswissenschaften und Psychologie aufgegriffen (Staatliche Neubaubehörde des Landes Hessen, S. Werner, Heinrich Nitschke; 2014 gesprengt) verfolgt.

V.

Kramer hat sich u. a. in zwei Schriften mit dem Universitätsbau beschäftigt: *Bauen für die Wissenschaft*, erschienen in der *Deutschen Universitätszeitschrift* 6/1960, und *Hochschulplanung gestern und heute*, in *Bauen und Wohnen* 8/1962.

Grundsätzlich ist die Planung einer Universität für ihn eine Aufgabe mit einer „Anzahl von unvorhersehbaren Faktoren.“ Dazu gehörten vor allem die stetig steigenden, aber schwer exakt zu prognostizierenden Studierendenzahlen. Kern seiner Planung war daher zunächst die Frage nach der Arbeitsökonomie innerhalb der Institute, um bedarfsgerecht zu planen. Er verteilte Fragebogen an die einzelnen Institute und suchte das Gespräch mit den Leitern, um die jeweiligen Erfordernisse zu eruieren, denn „Institute bauen ist kein genormter Auftrag. Zwar lässt sich eine grobe Trennung in solche mit und ohne Apparaturen vornehmen, aber auch innerhalb dieser beiden Gruppen ergeben sich sofort wieder höchst verschiedene Anforderungen.“ (Kramer 1962: 114). Allerdings ist er von der Kompetenz der Institutsleiter in diesen Fragen nicht überzeugt.³³ Kramer sah die Antwort auf die Unabwägbarkeiten in letzter Konsequenz in der Ökonomisierung seiner eigenen Arbeit: Die nach den Bedarfsermittlungen entwickelten einzelnen Gebäude- und Raumtypen samt ihrer notwendigen Apparaturen etc. sollten zu Modellen ausgearbeitet werden, die jederzeit auch an anderen Orten umgesetzt werden könnten: „Es ist ein Unding, wenn bei einem Institutsneubau in jahrelangen Versuchen die technisch besten Formen der Gebäudekonstruktion, Installationen, Geräteaufstellung u. ä. erprobt werden und in der Nachbaruniversität die gleiche Arbeit nochmal getan werden muss. Ebenso wie Gerätetypen oder Modelle von Hörsaalgestühl, lassen sich ganze Institutstypen als Modelle erarbeiten, die dann jeweils nach besonderen Bedürfnissen abzuwandeln sind.“ (Kramer 1960: 113). Der Typisierung bzw. Standardisierung widerspricht allerdings nicht die individuelle Gestaltung einzelner Bauten. Grundlegend für die Ausbildung von Standards sind „Schemata für Frequenz, Verkehr, Energiebedarf und Installationsmöglichkeiten,

³³ Kramer 1962, S. 114: „So wäre also die Frage, wer den Architekten über diese Anforderungen unterrichtet – der Institutsdirektor, die Fakultät, die Universitätsverwaltung? Regelmäßig werden die beiden letzten Instanzen ihre Sachkenntnis wiederum vom Erstgenannten beziehen. Aber auch auf ihn darf sich der Architekt keineswegs als letzte und souveräne Information verlassen. Der Grund ist zunächst, dass auch diese Fachleute über ihre eigene Arbeitsweise nur ein traditionell angesammeltes Wissen haben können. Der Ausblick auf optimale Arbeitschancen ist ihnen deshalb fremd, weil sie nie industriell, sondern nur etatistisch zu denken gelernt haben, also sparsam im Hinblick auf Investitionen und verschwenderisch im Hinblick auf die Ökonomie der Arbeitskraft und der Zeit. Von ihrer Seite muss also der Architekt stets auf den überraschenden Einwand gefasst sein, dass seine Vorausplanung völlig utopisch sei, während seine Methode des Denkens in Räumen ihnen eher an der Sache vorbeizugleiten scheint.“

23| Philosophisches Seminargebäude (Philosophicum), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1959/60, Ferdiand Kramer



24| Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt am Main, 1959–64, Ferdinand Kramer



Arbeitsplatzanordnungen in den einzelnen Forschungsstellen [...] auf Grund deren aber auch bereits Typen und vielleicht schon vorgefertigte Bauelemente zur Verfügung stehen. Improvisation ist unvermeidlich, sofern die Geldmittel nicht allzu festgelegt sind. Aber die Improvisation sollte sich schon auf ein Baukastensystem (zur raschen Bedarfsdeckung, d. A.) gründen dürfen.“ (Kramer 1962: 115). Kramer fürchtete in diesem Zusammenhang jedoch um die Autonomie der gestalterischen Möglichkeiten und die Reglementierung durch übergeordnete Behörden: „Zu hoffen bleibt, dass Wissenschaftsrat und Rektorenkonferenz den Architekten ein genügendes Mitspracherecht einräumen, in der Erkenntnis, dass Raumplanung und Standardisierung Fächer sind, die an unseren Universitäten keine Lehrstühle haben.“ (ebd.)

VI.

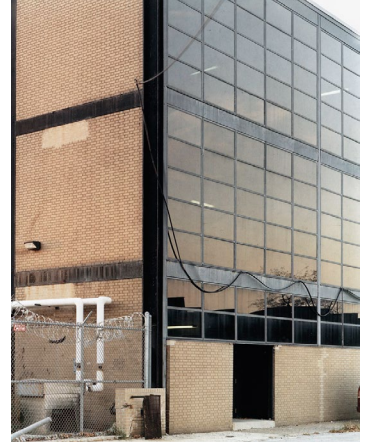
Wichtiges architektonisches wie planerisches Vorbild für den *Campus Bockenheim* ist zweifellos der Campus des *Illinois-Institute of Technology* (IIT, Chicago/Illinois), von Ludwig Mies van der Rohe ab 1938 entworfen und realisiert, bis er 1958 das IIT verließ.³⁴ Damit wird ein Campus zum Modell, der die damals modernste Universitätsarchitektur verkörperte und durch seinen modularen Aufbau, seine rationale Schnörkellosigkeit und Schlichtheit bestach. Die fabrikartige Ästhetik, die sich aus den ostentativ zur Schau gestellten Baumaterialien Stahlträger, Klinkersteinen und Glasfenster ergab, entwickelte Mies zunächst am *Minerals and Metals Research Building* (1942–43), bevor er sie auf die weiteren Bauten des IIT wie das *Chemical Engineering and Metallurgy Building* (1945–47, heute: *Perlstein-Hall*) übertrug und im weiteren Verlauf der Arbeiten immer weiter ästhetisierte: „*With the experience of Minerals and Metals, and his ‚discovery‘ that standard hot-rolled steel could be transmuted into architectural art, Mies now tested and expanded his vocabulary, and for the first time placed it in the service of the symbolic and experiential power of gigantic, undifferentiated space – space appropriate to and representative of the cultural challenge as he conceived it.*“ (Schulze/Windhorst 2012: 223). Die amerikanische Architekturkritik schwankte in ihrer Beurteilung zwischen dem abwertenden Verdikt *Fabrikgebäude* einerseits und der Betonung der Feinheit der Proportionen und der raffinierten Details andererseits (ebd.: 219–230). Die Verbindung von Eisenkonstruktion und Klinkerausfachung, die Verwendung großer Fensterflächen und die speziellen Ecklösungen wurden zu architektonischen Elementen, die für eine fortgesetzte Wiederverwendung geeignet waren. Als architektonisches Vokabular schufen sie eine rationale wie repräsentative Architektur, die in

³⁴ Kramer kannte Mies durch seine Mitarbeit an der Weißenhofsiedlung von 1927; Schulze/Windhorst 2012, S. 95; zu Kramer und Mies jenseits der persönlichen Kontaktebene siehe: Hilpert 2015, S. 288 f.

Mies' Verständnis der Epoche angemessen war (ebd.: 227). Kramer scheint diese Architektursprache ebenfalls als angemessen betrachtet zu haben, denn er arbeitete mit denselben Materialien, weshalb seine Institutsgebäude des *Campus Bockenheim* eine sehr ähnliche ästhetische Wirkung entfalten. Als unmittelbares Architekturzitat, ja als Referenz auf die Bauten des *IIT* ist die abgestufte Ecklösung zu verstehen, die Kramer der ab 1959 errichteten Frankfurter Universitätsbibliothek gab (Abb. 25), die durch ihre Position an der Nordseite der *Bockenheimer Landstraße* die symbolträchtige Funktion eines Kopfbaus für das gesamte Universitätsgelände erhielt. Diese Ecklösung rekurriert auf die Miesschen Bauten des *Navy Building* (1946, heute: *Alumni Memorial Hall*) oder des *Chemical Engineering and Metallurgy Building* (Blaser 2002: 41, 50, 51).

Die Herausforderung bestand für Mies van der Rohe darin, einen Grundplan für das gesamte Gelände zu entwickeln, der im Bedarfsfall erweitert werden konnte und dessen Einheitlichkeit auch im Laufe einer langen Bauzeit gewahrt blieb.³⁵ Ein Grundmodul in den Maßen 24×24 Fuß bildete als *ordering principle* die Grundlage nicht nur für die Einzelbauten, sondern für die Gestaltung des gesamten Areals des *IIT*.³⁶ Zunächst wurde die Nutzung des Gebäudes bestimmt, bevor die Ermittlung der Raumgröße durch die Anzahl und Anordnung der Arbeitstische erfolgte. Die Raumgrößen legten die Gebäudegröße fest; daraus entwickelte sich schließlich der Gesamtplan für das Hochschulgelände: Diese Vorgehensweise ermöglichte spätere Erweiterungen, ohne die grundlegenden, charakteristischen Merkmale des Originalplans zu ändern“ (ebd.: 9).³⁷ Das Raster als grundlegende Einheit spiegelt sich auch in der Fassadengestaltung wider (in variantenreich abgewandelten Proportionen), das nach außen als vertikale und horizontale Streifen in Erscheinung tritt. Rechtwinklige Verkehrswege verbinden die zu Gebäudegruppen arrangierten einzelnen Baukörper, die von inzwischen eingewachsenen Grünflächen umgeben sind. Das Ergebnis war eine klare, städtebaulich gedachte Lösung.³⁸ Für Mies war die Architektur eine „Dienerin des Lebens“ (ebd.: 21). In einer unpersönlichen und kostengünstigen, industriell konnotierten Architektur verkörperten sich Mies zufolge sowohl praktische als auch symbolische Anforderungen einer technologischen Institution, die unterschiedlichen Nutzungen gerecht werden und

25| Minerals and Metals Research Building, Illinois Institute of Technology (IIT), Chicago (IL), 1942/43, Ludwig Mies van der Rohe



³⁵ Im Gegensatz zum staatlich finanzierten *Campus Bockenheim* musste für jedes Gebäude des *IIT* ein eigenes Budget bei privaten Geldgebern eingeworben werden, weshalb es zu Verzögerungen im Bauverlauf kam.

³⁶ Dieses Prinzip eines Grundmoduls bzw. eines Rasters, auf dem sich alle Maße der Gebäude, aber auch der Außenanlage gründen, wendete Mies van der Rohe erstmals eben beim *IIT* an.

³⁷ Insgesamt 20 Bauten entstanden nach Entwürfen von Mies van der Rohe: Fünf Unterrichts-, fünf Wohn- und Nutzbauten, neun Laborgebäude, drei Verwaltungsgebäude und eine Heizungsanlage. Siehe: Blaser 2002.

³⁸ Der Hochschulbau, bzw. die Anlage von Campus-Universitäten, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als Experimentierfeld auch für städtebauliche Konzepte angesehen. Siehe dazu: Lemmen 2003; Lange 2003.

auf Wachstum angelegt sein musste (Schulze/Windhorst 2012: 219). Darin zeigt sich eine Überstimmung zum Architekturverständnis von Ferdinand Kramer.

VII.

Der *Campus Bockenheim* ist in mehrfacher Hinsicht als modellhaftes Terrain zu werten: Da ist zunächst die Entscheidung nach dem Zweiten Weltkrieg, den Wiederaufbau und den Ausbau der Universität, an der die Nachkriegsgeneration im Sinne einer demokratischen Erziehung ausgebildet werden sollte, mitten in die Stadt zu situieren und nicht auf ein am Stadtrand gelegenes Gelände. Diese grundlegende Entscheidung bedingte die architektonische Struktur und Form, die die gesetzten Ziele in einem adäquaten, geöffneten Rahmen umzusetzen vermochten. Als symbolträchtigste Baumaßnahme für diese Intentionen muss der Umbau des Haupteingangs des Jügelhauses durch Ferdinand Kramer bewertet werden, der das enge neobarocke Portal durch einen verbreiterten, großzügigen, Licht durchfluteten, funktionalen Eingang ersetzte. Zudem trug die innerstädtische Lage dazu bei, dass studentische Protestaktionen sofort eine größere politische Resonanz hervorriefen. Der *Campus Bockenheim* erwuchs zu einem innerstädtischen Zentrum der außerparlamentarischen Opposition der 68er-Generation, die mit ihren Aktionen im Zentrum der Stadt letztendlich die Grundfesten der Nachkriegs-BRD erschütterten: Sie forderten u. a. grundlegende Reformen der Universitätsstrukturen und die aktive Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus. Bis heute zehrt der *Campus Bockenheim* von der Aura des Protestes. Es stellt sich die Frage, inwieweit die architektonische Gestaltung des *Campus Bockenheim*, die maßgeblich durch Ferdinand Kramer geprägt wurde, den Prozess der Demokratisierung der Gesellschaft, der Erziehung zum mündigen Bürger, unterschwellig unterstützt hat. Wer über Ferdinand Kramers Bauten und seine Schriften wie beispielsweise über das *Bauen für die Wissenschaft* reflektiert, ist daher zugleich aufgefordert, auch die Diskurse über das *Bauen für die Demokratie* in der damals noch jungen Bundesrepublik Deutschland nicht aus dem Blick zu verlieren.

Quellen

- Denkschrift vorgelegt der Universitätskommission des Senats der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 1961
Fischer, Theodor: Sechs Vorträge über Stadtbaukunst, München 1920
Gemmel, Mirko: Wissensräume. Bibliotheken in der Literatur, Berlin 2013

- Kramer, Ferdinand: Die Wohnung für das Existenzminimum.
In: Die Form 24 (1929), S. 647–649
- Kramer, Ferdinand: Rede eines Baumeisters vor Naturwissenschaftlern, Bauwelt 32 (1958). In: Jochem Jourdan (Hg.): Ferdinand Kramer. Architektur und Design (Ausst. Kat. Bauhaus-Archiv/Museum für Gestaltung), Berlin 1982, S. 117
- Kramer, Ferdinand: Bauen für die Wissenschaft, 1960. In: Jochem Jourdan (Hg.): Ferdinand Kramer. Architektur und Design (Ausst. Kat. Bauhaus-Archiv/Museum für Gestaltung), Berlin 1982, S. 110–113
- Kramer, Ferdinand: Rede zur Eröffnung des Philosophischen Seminargebäudes, 1960. In: Claude Lichtenstein (Hg.): Ferdinand Kramer. Der Charme des Systematischen (Ausst. Kat. Deutsches Architekturmuseum Frankfurt), Gießen 1991, S. 92–93
- Kramer, Ferdinand: Hochschulplanung gestern und heute, 1962. In: Jochem Jourdan (Hg.): Ferdinand Kramer. Architektur und Design (Ausst. Kat. Bauhaus-Archiv/Museum für Gestaltung), Berlin 1982, S. 114–115
- Lange, Ralf: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 65), Bonn 2003
- Lemmen, Robert: Die Universität in der Stadt. Beispiel Bremen; wechselnde Leitbilder und Lösungen. In: Die alte Stadt 30 (2003), S. 44–56
- Rothe, Hans Werner: Über die Gründung einer Universität zu Bremen. Denkschrift vorgelegt der Universitätskommission des Senats der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 1961

Literatur

- Barr, Helen (Hg.): Neues Wohnen 1929–2009, Frankfurt und der 2. Congres International d'Architecture Moderne, Berlin 2010
- Bartz, Olaf: Der Wissenschaftsrat. Entwicklungslinien der Wissenschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1957–2007, Stuttgart 2007
- Blaser, Werner: Mies van der Rohe. IIT Campus, Basel/Boston (MA)/Berlin 2002
- Durth, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970, Braunschweig/Wiesbaden 1986
- Durth, Werner: Verschwiegene Geschichte. Probleme der Kontinuität in der Stadtplanung 1940–60. In: Die alte Stadt, Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege, Jahrgang 14 (1987), S. 28–50
- Durth, Werner: Nachkriegsarchitektur unter dem Einfluss der alliierten Besatzungsmächte. In: Labor der Moderne.

- Nachkriegsarchitektur in Europa, hg. v. der Sächsischen Akademie der Künste, Dresden 2014, S. 10–27
- Edinger, Eva Christina: Wissensraum, Labyrinth, symbolischer Ort, Köln 2015
- Endlich, Stephanie: Hochschulbau im Spannungsfeld zwischen Bildungsplanung und Bauproduktion – Exemplarische Untersuchung zur Entstehung eines Bautypus – Phil. Diss., Berlin 1980
- Frei, Norbert: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, 2., durchgesehene Aufl., München 1997
- Hansen, Astrid: Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers. Hochschulbau der 50er Jahre, Weimar 2001
- Hilpert, Thilo: Century of Modernity. Architektur und Städtebau. Essays und Texte, Wiesbaden 2015
- Horn, Christoph/Müller, Jörn/Söder u. a. (Hg.), Joachim: Platon-Handbuch, Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2017
- Huber, Hans Dieter/Lockemann, Bettina/Scheibel, Michael (Hg.): Visuelle Netze. Wissensräume in der Kunst, Ostfildern-Ruit 2004
- Jourdan, Jochem (Hg.): Ferdinand Kramer. Architektur und Design (Ausst. Kat. Bauhaus-Archiv/Museum für Gestaltung), Berlin 1982
- Kohler, Philipp: Fügsam. Studierendenhaus auf dem Campus Westend in Frankfurt am Main. In: Bauwelt 10/2014, S. 10
- Körner, Sabine: Transparenz in Architektur und Demokratie, Berlin 2003
- Lichtenstein, Claude (Hg.): Ferdinand Kramer. Der Charme des Systematischen. Architektur, Einrichtung, Design (Ausst. Kat. Museum für Gestaltung Zürich/Deutscher Werkbund Frankfurt am Main/Bauhaus Dessau), Gießen 1991
- Mälzer, Moritz: Auf der Suche nach der neuen Universität. Die Entstehung der ‚Reformuniversitäten‘ Konstanz und Bielefeld in den 1960er Jahren, Bielefeld 2016
- Muthesius, Stefan: The Postwar University. Utopianist Campus and College, New Haven (CT) 2000
- Nägelke, Hans-Dieter: Hochschulbau im Kaiserreich. Historische Architektur im Prozess bürgerlicher Konsensbildung, Kiel 2000
- Paulus, Stefan: Vorbild USA? Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945–1976, München 2010
- Schulze, Franz/Windhorst, Edward (Hg.): Mies van der Rohe. A Critical Biography, Chicago (IL)/London 2012
- Sonthheimer, Kurt: Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik. 2. Aufl., München 1996
- Voigt, Wolfgang (Hg.): Linie Form Funktion. Die Bauten von Ferdinand Kramer (Ausst. Kat. Deutsches Architekturmuseum Frankfurt), Tübingen 2015

- Welzbacher, Christian: Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik, Berlin 2006
- Wefing, Heinrich: Parlamentsarchitektur. Zur Selbstdarstellung der Demokratie in ihren Bauwerken. Eine Untersuchung am Beispiel des Bonner Bundeshauses, Berlin 1995
- Wolbring, Barbara: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949), Göttingen 2014
- Wurm, Fabian: Ferdinand Kramer / SSP SchürmannSpannel. Forschungszentrum BiK-F Frankfurt am Main, mit Photographien von Jörg Hempel, Stuttgart/London 2014
- Yates, Frances A.: Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare, Berlin 2001

Abbildungen

- Abb. 1 Jügelhaus, Goethe-Universität Frankfurt am Main / Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung, 1906, Ludwig Neher, Zustand 2009, Foto: Bettina Rudhof
- Abb. 2 Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main, 1950, Alois Giefer, Hermann Mäckler, umgebaut und saniert 2010–11 von Mäcklerarchitekten, Zustand 2022, Foto: Bettina Rudhof
- Abb. 3 Studentenhaus (Studierendenhaus), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1953, Apel-Letocha-Rohrer-Herdt, Aufnahme vom 30. 6. 1958, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 4 Bebauungsplan für die Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1955, Ferdinand Kramer, Foto: Universitätsarchiv Frankfurt am Main
- Abb. 5 Geologisch-Paläontologisches Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1954, Ferdinand Kramer, aus: Christian Langhagen-Rohrbach, Senckenberganlage 36. Geographisches Institut der Johann Wolfgang Goethe-Universität 1964–2006, Frankfurt am Main 2006, S. 9, Foto: Christian Langhagen-Rohrbach
- Abb. 6 Englischs Seminar und Amerika-Institut, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1953–54, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 7 Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt am Main, 1964, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 8 Studentenwohnheim (Studierendenwohnheim) an der Bockenheimer Warte, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1957/58, Ferdinand Kramer, Zustand 2009, Foto: Bettina Rudhof
- Abb. 9 Mensa, sogenannter Labsaal, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1963, Ferdinand Kramer, Zustand 2015, Foto: Markus Dauss

- Abb. 10 Institut für Mathematik und Physik, Nordfassade, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1960/61, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 11 Institute für Pharmazie und Lebensmittelchemie, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1957, Ferdinand Kramer, Zustand 2010, Foto: Bettina Rudhof
- Abb. 12 Philosophisches Seminargebäude (Philosophicum), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1959/60, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 13 Philosophisches Seminargebäude (Philosophicum), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1959/60, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 14 Jügelhaus, Frankfurt am Main, neues Eingangsportal, Goethe-Universität Frankfurt am Main 1953, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 15 Jügelhaus, Goethe-Universität Frankfurt am Main, neues Eingangsportal, 1953, Ferdinand Kramer, Zustand 2013, Foto: Markus Dauss
- Abb. 16 Englisches Seminar und Amerika-Institut, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 17 Botanisches- und Anthropologisches Institut mit Hörsaal (Botanischer Garten, Frankfurt am Main), 1954–56, Ferdinand Kramer, Zustand 2009, Foto: Kunstgeschichtliches Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main
- Abb. 18 Botanisches- und Anthropologisches Institut mit Hörsaal (Botanischer Garten, Frankfurt am Main), 1954–56, Ferdinand Kramer, Zustand 2009, Foto: Bettina Rudhof
- Abb. 19 Hörsaalgebäude I, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1956–58, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 20 Hörsaalgebäude II, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1964, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 21 Fernheizkraftwerk, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1953, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 22 Philosophisches Seminargebäude (Philosophicum), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1959/60, Stahlskelett des Rohbaus, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 23 Philosophisches Seminargebäude (Philosophicum), Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1959/60, Ferdinand Kramer, Feuertreppen, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 24 Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt am Main, 1959–64, Ferdinand Kramer, Zustand 2022, Foto: Markus Dauss
- Abb. 25 Minerals and Metals Research Building, Illinois Institute of Technology (IIT), Chicago (IL), 1942/43, Ludwig Mies van der Rohe, aus: Phyllis Lambert, Mies van der Rohe in Amerika, Ostfildern 2011, Foto: Guido Guidi

Positionsbestimmungen. Die Frankfurter Universitätsbauten in der Architekturkritik 1950 bis 1964

Der Architekturkritiker Eberhard Schulz konnte dem Frankfurter Universitätscampus kaum Gutes abgewinnen: „Die Hörsaalbauten, die Laborbauten, die Mensa – diese am schlimmsten – sind auf untere Zweckmäßigkeit abgemagerte, kahle und doktrinäre Behälter.“ (Schulz 1968: 46). Seine harsche Abrechnung unter dem Titel *Architektonische Klippen* findet sich in dem ersten der Stadt Frankfurt gewidmeten Merian-Hefte, das ausgerechnet im Jahr 1968 erschien. Fünf Jahre zuvor war der Autor mit dem erstmals vergebenen Preis für Architekturkritik durch den Bund Deutscher Architekten (BDA) für seine publizistische Tätigkeit in der allgemeinen Presse geehrt worden. Viele seiner Artikel erschienen in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, für die Helene Rahms in ihrem Beitrag vom 22. Januar 1968 zu einem ganz anderen Urteil über die Campusarchitektur kam. Sie lobte Kramers unverkennbare Handschrift, die sich „wohltuend von anderen zeitgenössischen Bauwerken ab[hebt]: das Knappe, Adrette, Wohlgegliederte, die elegante Ökonomie, die sicheren Proportionen, die auch große Gebäude nie massig erscheinen lassen.“ (Rahms 1968: 18).

Mit diesen Zitaten ist das breite Spektrum umrissen, in das sich die Berichterstattung zur Neugestaltung der Frankfurter Universitätsbauten seit den frühen 1950er Jahren einschreibt. Extreme Positionen und radikale Urteile finden sich vor allem in der lokalen Tagespresse, die Planung, Realisierung und Rezeption des Campus in Bockenheim aufmerksam verfolgte. Doch auch in nationalen Fachzeitschriften und -publikationen wurde die architektonische Gestaltung des Areals durch den Universitätsbaudirektor Ferdinand Kramer wiederholt thematisiert und kommentiert. Die Urteile fallen hier, anders als in den Tageszeitungen, im Ton vergleichsweise gemäßigt und in der Gesamttenenz einheitlicher aus. Dass diese inzwischen mehr als ein halbes Jahrhundert alten Architekturkritiken sich in Ton und Vokabular von vergleichbaren heutigen Publikationen stark unterscheiden, ist eine ebenso offenkundige wie banale Feststellung. Bei näherer Betrachtung treten jedoch gerade aus der zeitlichen Distanz jene Merkmale hervor, die diese Texte nicht nur zu Dokumenten einer

historischen Architekturkritik machen, sondern auch ihren Status als Zeugnisse gesellschaftlicher Befindlichkeiten ausweisen. Besonders auffallend ist in diesem Zusammenhang die Argumentation mit moralisch aufgeladenen Begriffen, so dass es den Texten, aus heutiger Sicht, an Sachlichkeit und Eindeutigkeit fehlt. Zur Beschreibung von Einzelbauten wie Raumlösungen werden vielfach Adjektive und Substantive aufgerufen, die das Feld der Architektur weit überschreiten. Zugespißt heißt das: Das Schreiben über Architektur hat erkennbar eine Stellvertreterfunktion, die Texte formulieren Forderungen und Handlungsanweisungen, die in einen gesamthistorischen Kontext zu bringen sind. In der Gesamtschau wird zudem ersichtlich, wie sich das Vokabular innerhalb des hier betrachteten Zeitraumes von knapp fünfzehn Jahren mehrfach verändert und damit auch graduelle Verschiebungen im Gefüge gesellschaftlicher Werte und Normen, teilweise sogar Neupositionierungen indiziert.

Der hier vorliegende Aufsatz ist daher als ein Versuch angelegt, die Berichterstattung über den *Campus Bockenheim* weniger im Sinne einer Chronik der Ereignisse und Abläufe zu lesen, sondern den Blick eher auf die Texte und ihre Sprache selber zu richten. Die Frankfurter Universitätsbauten bilden dabei in mehrfacher Hinsicht den Referenzpunkt, indem ihre Kernbauzeit grob den zeitlichen Rahmen (1950 bis 1964) und ihre Objekte das Quellencorpus (bundesdeutsche Architekturfachzeitschriften und -publikationen) bestimmen. Darüber hinaus gilt es, die Beiträge im Zusammenhang einer umfassenden Debatte zu lesen und innerhalb der Architekturkritik der jeweiligen Zeiträume zu verorten. Dazu kann die hier nur summarisch geleistete Zusammenstellung der in den einzelnen Phasen virulenten Themen, markanten Begrifflichkeiten und argumentativen Bezugspunkte ansatzweise einen Überblick leisten. Ich verstehe meinen Aufsatz daher auch im wörtlichen Sinne als einen Sammel-Beitrag zu einer noch ausstehenden, umfassenden Analyse von Architekturkritiken der 1950er und 1960er Jahre, bei der Sprache nicht nur als Träger von Informationen, sondern auch als Indikator von Subtexten verstanden wird.¹

¹ 2003 erschien der Sammelband *Zur Sprache bringen. Kritik der Architekturkritik* (Conrads/Führ/Gänshirt 2003), der seinem Titel jedoch nicht wirklich gerecht wird, konsolidieren die Beiträge doch eher die einseitige „Definitionsmacht“ der Architekturkritik (so Dörhöfer. In: ebd., S. 27). In jüngster Zeit werden Architekturkritiken bzw. Texte zur Architektur jedoch auch verstärkt als Dokumente eines Diskurses gelesen, der von einer wechselseitigen Beziehung zwischen Objekt und Sprache ausgeht; siehe beispielsweise: Langenberg 2018, Blümle/Lazardzig 2012 (zu Theaterbauten), Brendgens 2008 (zu Parlamentsbauten) und verschiedene Beiträge in Panzer/Völz/Rehberg 2014. Zu dem zeit-historischen Kontext der hier gewählten Thematik siehe: Wolbring 2014, die die Neukonstituierung der Universitäten nach Kriegsende, vor allem die der Frankfurter Goethe-Universität, untersucht. Deren Architektur, insbesondere die Bauten Ferdinand Kramers, wurden bereits vielfach untersucht; an dieser Stelle sei nur auf die Arbeiten von Astrid Hansen verwiesen (Hansen 1994 und 2001).

Eine kurze Vorgeschichte (1946–49): Wiederaufbau versus Neubau

Während in den ersten Nachkriegsmonaten und -jahren Trümmerbeseitigung zu den vorrangigen Bauaufgaben gehörte, entspann sich in den rasch wieder oder neu gegründeten Fachzeitschriften eine rege architekturtheoretische Debatte, die teilweise mit größter Vehemenz geführt wurde.² Die rekurrenten Thematiken sind naheliegend und schnell benannt: Es ging zunächst um die Rechtfertigung von biografischen Verläufen und Karrieren unter der nationalsozialistischen Diktatur, auch wenn personalisierte Abrechnungen vermieden wurden. So lehnte Alfons Leitl in Heft 1/1949 der Zeitschrift *Baukunst und Werkform* die Veröffentlichung einer „Liste der prominenten Architekten des Dritten Reiches“ explizit ab (Leitl 1949: 3 [die zitierte Formulierung ist im Original teilweise in durchgängigen Großbuchstaben gesetzt]).³ Eine kritische Selbstbefragung und Präsentation der unmittelbaren Nachkriegsbaukunst versuchte 1949 die Kölner Ausstellung *Deutsche Architektur seit 1945*, die begleitend vorgestellt wurde durch Artikel von Louis Schoberth und Alfons Leitl in *Baukunst und Werkform* (Heft 2/1949). Die drängendste, am stärksten besprochene Thematik war aber die permanent geforderte Entscheidung zwischen Wiederaufbau und Neubau der zerstörten Städte und einzelner Bauwerke. Die Rekonstruktion des Goethe-Geburtshauses in Frankfurt wurde zum Kernstück dieser Debatte und galt den Wiederaufbau-Kritikern als Sinnbild für eine Geisteshaltung, die sich einer radikalen Inventur verweigerte und die „Unwahrheit des ‚[E]chtimitierten““ (Bartning 1947/48: 104) vorzog. Besonders deutlich wurde gegen die raschen Wiederaufbauaktivitäten in den Zeitschriften *Die Neue Stadt* – der Titel wurde hier zum Programm – und in *Baukunst und Werkform* Position

2 Die Intensität der Debatte mag angesichts der noch stark präsenten Vorgeschichte weniger erstaunen; überraschend aber ist – zumindest in der Rückschau –, wie die organisatorisch-praktischen Schwierigkeiten in diesem Zusammenhang bewältigt wurden. Im Falle der Zeitschriften und anderer Druckpublikationen ist die enorme Logistik mitzudenken, die Produktion, Organisation und Vertrieb betreffen: Für das Nachkriegsdeutschland sind beispielsweise die Fragen nach den Druckgenehmigungen durch die Alliierten und nach der Materialbeschaffung (Papier, Druckmaschinen etc.) zu stellen. Signifikant ist in diesem Zusammenhang, dass die zentralen Orte für die frühen Publikationen von Architekturfachzeitschriften im amerikanischen Besatzungsgebiet lagen: Heidelberg (*Baukunst und Werkform* im Verlag Lambert Schneider), Frankfurt (*Die neue Stadt*, ab 1947 zunächst im Bauverlag GmbH Wiesbaden und Frankfurt am Main, dann im Verlag Städtebau und Architektur GmbH Frankfurt a. M. erschienen, ab 1954 vereinigt mit *Baukunst und Werkform*), München (*Bauen und Wohnen* im gleichnamigen Verlag und *Der Baumeister* im Callwey Verlag) sowie Berlin-Tempelhof (*Neue Bauwelt* im Verlag des Druckhauses Tempelhof). Die Bedeutung des *reeducation*-Programms durch die US-Amerikaner für das Nachkriegsbauwesen und den Architekturdiskurs untersucht derzeit Kerstin Renz (Renz 2014).

3 Zu den Biografien der Kriegs- und Nachkriegsarchitekten siehe: Durth 2001.

bezogen. Seine Fassungslosigkeit über den ebenso unbedingten wie unbeschwerten Rekonstruktionswillen überführte Hermann Mäckler 1949 in eine bissige Pseudo-Reportage: „Es ist uns gelungen, dem fachlich interessierten Leser in Lichtbildern die werkgerechte und echte Konstruktion des [Goethe-]Hauses zu zeigen. Die gut erkenntlichen Stahlträger, die wohl seinerzeit Goethes Vater aus oberitalienischen Walzwerken mitbrachte, sind uns dank einem [sic!] gütigen Geschick erhalten geblieben. Man ist [...] auch darin gutem altem [sic!] Handwerksbrauch gefolgt, daß man mutig die Stahlprofile auf das Holzwerk legte, innen wie außen. So wird bekanntlich ein besonders elastisches Auflager erzielt.“ (Mäckler 1949: 14).

1950–54: Anmut und gedämpfter Optimismus

Während der Wiederaufbau des Goethe-Hauses in vollem Gange war, beschränkten sich die Arbeiten an dem weitgehend zerstörten Gründungsbau der Frankfurter Goethe-Universität, dem Jügelhaus, auf notdürftige Reparaturmaßnahmen, und noch 1950 berichtete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* von einer „Universität in Not“ (10. Oktober 1950, *Rhein-Main-Zeitung*: 4). Neubaupläne in Frankfurt richteten sich vielmehr auf die erhoffte künftige Rolle als Bundeshauptstadt, doch bemühte man sich auch hier um Zurückhaltung, indem man die Vorläufigkeit und den provisorischen Charakter der Entwürfe hervorhob (Bendix 2002: 133–142). Dieser Aspekt wurde ein gutes Jahrzehnt später erneut und dann sehr kritisch thematisiert. Ulrich Conrads, der als Kritiker und Herausgeber von Zeitschriften und Buchreihen eine der zentralen Instanzen der bundesrepublikanischen Architekturdebatte war, konstatierte 1962 mit Blick auf die Vorsicht, die diesen vorläufigen Entscheidungen anhaftete, ein „geistiges Vakuum“ (Conrads 1962: 5) und zitierte dazu Max Frisch: „Man hatte Angst, Ideen zu haben, und weil man keine Ideen hatte, hatte man Angst.“ (ebd.). Die harten Urteile verweisen indirekt auch auf eine Diskrepanz zwischen der Debatte um das Bauen und der Umsetzung im Bauen.

Auf diese Diskrepanz scheint vorderhand auch Rudolf Schwarz mit dem abgewandelten Goethe-Zitat im Titel seines so folgereichen Beitrages von 1953 anzuspielden (*Bilde Künstler, rede nicht*). Tatsächlich aber forderte er darin – sehr verkürzt dargestellt – nichts weniger als eine grundlegende Revision der modernen Architektur und ihrer Programmatik, oder vielmehr: ihrer ideologischen Codierung. In seinem ebenso polemischen wie literarischen Text teilte Rudolf Schwarz nicht nur heftige Seitenhiebe auf die Kunstwissenschaftler aus, sondern prangerte vor allem das mit dem Bauhaus über alles gesetzte Prinzip des Funktionalismus als den Beginn einer Banalisierung der abendländischen Baukultur an. Nicht der „Nazischwulst“, so Schwarz, habe zu einem tiefgreifenden Bruch mit einer bis in die Antike zurückreichenden Bautradition geführt, sondern die Überheblichkeit der Funktionalisten, die mit ihrem Auftreten das „Jahr 1“ einer

1–4| Seiten aus: Baukunst und Werkform, Sonderheft 1, 1955



1



2

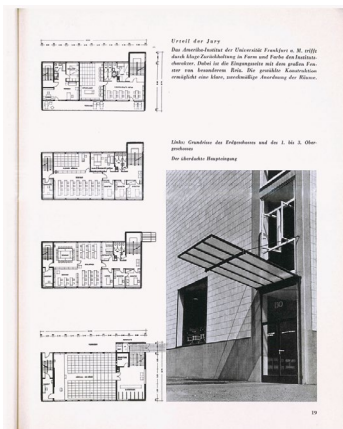
neuen Baukultur einzuleiten glaubten. In seiner harschen, aber auch überaus ironischen Kritik schoss er sich schließlich auf die Person von Walter Gropius ein, was auch erkennbar blieb, wenn im Text nur von „einem Baumeister“ die Rede war: „Es ist ein ergreifender Anblick, wenn ein Baumeister endlich, endlich seinen Glaswürfel bekommt, mag auch der Vorwand dazu ein Fabrikbau sein, und es ist beruhigend und beinahe metaphysisch notwendig, wenn es ihm von oben hereinregnet und das Ganze als Treibhaus funktioniert.“ (Schwarz 1953: 15) Die nachfolgenden Hefte der *Baukunst und Werkform* dokumentieren eine extensiv geführte Diskussion, die in der Folgezeit als die *Bauhausdebatte* bezeichnet wurde (Conrads 1994).

Gesprochen, oder vielmehr gerungen um Positionen, Konzepte und Leitgedanken einer neuen Nachkriegskultur wurde schon seit 1950 bei den Darmstädter Gesprächen, so 1951 um die Fragen nach „Mensch und Raum“ (Bartning 1952). Zur gleichen Zeit beanstandete Martin Elsässer in einem als Brief an Hans Eckstein formulierten Beitrag für die Zeitschrift *Bauen + Wohnen* das Fehlen einer fundierten Architekturkritik und monierte die „Überfütterung“ aus dem „Füllhorn der Bauzeitschriften.“ (Elsässer 1954: 456). „Das größte Lob, das wir einem Bauwerk unserer Zeit zu spenden pflegen“, so Elsässer mokant, „lautet: ‚Das ist wirklich anständig!‘“ (ebd.). Die positive Codierung von gebauter Dezenz begegnete einem tatsächlich in der Architekturkritik, so in dem Sonderheft von *Baukunst und Werkform*, das die vom BDA Hessen und vom Hessischen Staatsministerium für 1953/54 als vorbildlich eingestuft Bauten des Bundeslandes vorstellte – darunter auch Ferdinand Kramers Amerika-Institut und das Gärtnerhaus vom Biologischen Camp der Universität (Abb. 1–4).



3

Wiederholt finden sich als Lobpreisung die Formulierungen „kluge Zurückhaltung“, „klar und zweckmässig“, „graziös, feinfühlig, einladend, geistreich“, „liebenswürdige Frische“, „Einfachheit“ und „bescheidenste Mittel“ (Bauten 1955b). Auffallend häufig wird die „Anmut“ eines Bauwerkes unterstrichen und damit eine Kategorie aufgerufen, deren lange Tradition in der Kunsttheorie (Kleiner 2000) kurz danach ein jähes Ende fand. Bereits in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre verschwand dieser Begriff vollständig aus der Architekturkritik – vielleicht auch, weil sich mit den bundesrepublikanischen Wirtschaftswunderjahren eine Formulierung von Theodor Heuss als obsolet erwiesen hatte, nach der sich „das Gesetz der Armut [...] [gut] verträgt [...] mit dem Gesetz der Anmut.“ (Heuss 1951: 45 [im Original Kursivsetzung der Passage]).



4

Was passierte indessen an der Frankfurter Universität? 1951 wurde ein beschränkter Wettbewerb unter sieben Frankfurter Architekten ausgeschrieben, der „Vorschläge für die Gesamtgruppierung und die städtebauliche Gestaltung der im Bauprogramm bezeichneten Neubauten der Universität“ (Pfister 1952: 296) erbat. Ausschreibungstext wie Entscheidungsverfahren wurden 1952 in der Zeitschrift *Baumeister* (Abb. 5–7) kritisch analysiert; besonders beanstandet wurde, dass mit der Auszeichnung für eine Gesamtplanung nicht zwingend

auch Aufträge für die Ausführung der einzelnen Bauten verbunden waren. Als „sehr interessante Arbeit“ (ebd.) vorgestellt wurde der Entwurf des Erstplatzierten Ernst Balsers, der mit seinem Vorschlag seine bereits 1935 im Zuge eines früheren Wettbewerbs erstmals eingereichte Planung für eine Frankfurter Zentralbibliothek wieder aufgriff (Sturm 2015: 44–45). Im Oktober 1951 wurde das Richtfest des nun doch wieder auferstandenen Jügelhauses gefeiert. Die Ruhe im neu-alten Bau währte jedoch nicht lange: Nachdem Max Horkheimer im selben Jahr zum Rektor ernannt wurde, folgte 1952 die Berufung Ferdinand Kramers zum Universitätsbaudirektor. Eine seiner ersten Bautätigkeiten war 1953 die radikale Neugestaltung des Eingangsbereiches des Jügelhauses. Vor allem in der Tagespresse wurde dieser Umbau im Bestand als programmatischer Akt erkannt, aber – mit Ausnahme der in der Forschungsliteratur vielzitierten Attacke von Franz Jerusalem, bei der es sich lediglich um einen kurzen Leserbrief handelte (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11. März 1953, *Rhein-Main-Zeitung*: 5) – eher sachlich kommentiert. Die Studentenzeitschrift *Diskus* äußerte sich hierzu überhaupt nicht, richtete im November 1953 den Blick stattdessen auf das neu gebaute Chemie-Institut von Alois Giefer und Hermann Mäckler, das mit seinen „[g]roßen Fenstern [und] hellen Farben“ einen „gedämpften Optimismus“ verbreite (Schaffernicht 1953: 10; eine unterhalb des Artikels platzierte Anzeige der Baufirma Philipp Holzmann warb passenderweise mit einer Fotografie des Institutes). Die letzte Seite desselben *Diskus*-Heftes zeigte unter dem Titel *Pläne und Projekte. Wie die Universität einmal aussehen soll* weitgehend kommentarlos die Entwurfsmodelle und -zeichnungen von Ernst Balsers sowie den von Ferdinand Kramer bereits aktualisierten Bebauungsplan für den Campus in Bockenheim, der hier als Konzept für eine „Cité Universitaire“ vorgestellt wurde – und das, obwohl sich *Diskus* seit seinem Erscheinen durch eine deutliche Orientierung an US-amerikanischen Hochschulen auszeichnete.

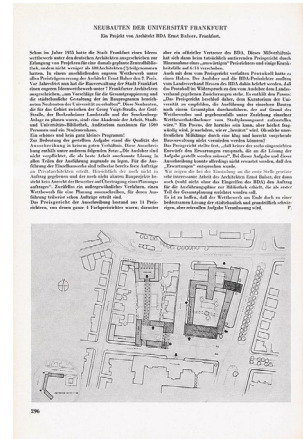
1955–59: neue Schärfe und die große Langeweile

Im zweiten Heft des Jahres 1955 lieferte die in München erscheinende Zeitschrift *Bauen + Wohnen* einen mehrseitigen Bericht über die „Bauten der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main“ und stellte das Amerika-Institut, das Biologische Camp sowie das Fernheizkraftwerk vor. Der betont neutralen, dezidiert sachlichen Baubeschreibung folgte ein Hinweis darauf, dass sich die Bauten des Biologischen Camp durch eine „wahrhaft harmonische Arbeitsatmosphäre“ auszeichnen und schloss mit dem Satz: „Man darf hoffen, daß auf diesem Wege der Vorsprung, den das Ausland während der letzten beiden Jahrzehnte errungen hat, in hingebungsvoller Arbeit wieder aufgeholt werden kann.“ (Bauten 1955a: 70). Hingebung und Harmonie waren jedoch bald keine angestrebten Ziele mehr, und selbst die bis dahin eher verhalten-liberale Studentenzeitschrift *Diskus*

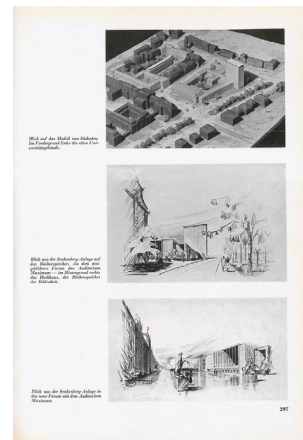
5–7] Seiten aus: **Baumeister, Zeitschrift für Baukultur und Bautechnik, 49. Jahrgang (5/1952)**



5



6



7

verschärfte den Ton. Während in Heft 6 des Jahres 1957 und dann noch einmal im dritten Heft des nachfolgenden Jahres eher launig von der „Schwarzwaldluft“ im „Philosophenbunker“ und von dem „Monad-Charakter“ der Auditorien gesprochen wurde – gemeint waren Klimaanlage und die fensterlosen Räume im neuen Hörsaalkomplex von Ferdinand Kramer –, lieferte Sebastian Herkommer in Heft 7/1957 eine scharfe Analyse der „Profan-Architektur heute“. Nicht nur prangerte er die „unentwegt gleichen Raster-Fassaden der meisten Verwaltungs- und Bürogebäude“ als die „Kilometerarchitektur“ einer „zweiten Gründerepoche“ an, sondern attestierte auch der beliebten Glasarchitektur einen bewusst kaschierenden und damit lügenhaften Effekt: „Man bekommt“, so der Autor „die gesellschaftliche Unterschiedslosigkeit vorgegaukelt.“ (Herkommer 1957: 8).

Auch Hubert Hoffmann ging 1956 im ersten Band der dreiteiligen Reihe mit der titelgebenden *Neue[n] deutsche[n] Architektur* nicht schonend um. „Bauten, die unsere Zeit verkörpern, müssen wir in Deutschland mühselig suchen. In Stadt und Land überwiegt bei weitem das Gestaltlose, die große Langeweile. Neubauten haben zwar Stuckornamente und Klinkerbänder abgelegt, aber gegen die eklektischen Schöpfungen des vorigen Jahrhunderts sind sie oft noch jämmerlicher in Proportion, Form und Ausdruck geworden. Wahllös und sinnlos, ohne Geist und Gefühl, ist die Bautätigkeit auf dem Wege, eine neue Gründerperiode heraufzubeschwören.“ (Hoffmann 1956: VII). Wie auch Herkommer kritisierte Hoffmann die Rasterfassaden, die er in „ihrer spannungslosen Gleichförmigkeit“ als Symbole für die Anonymität der Gesellschaft deutete. Von wenigen Bauwerken abgesehen, dominiere in der Nachkriegsarchitektur die Repräsentation einer „abgestandenen und mißverstandenen Geisteswelt“ (ebd.: VII); die „Chance, im Kern unserer Städte mit der Gesundung zu beginnen“, so Hoffmann, wurde „blind und böswillig vertan“ (ebd.: XIII). Zu den wenigen Ausnahmen, die Hoffmann gelten ließ, zählten einige Universitätsbauten, deren Qualität allerdings nur erwähnt, nicht aber erklärt wurde: „Gut gestaltet sind die Frankfurter Universitätsbauten von Ferdinand Kramer und das Pharmazeutische Institut der Universität Freiburg sowie die Saarbrückener Universitätsbibliothek von Richard Döcker. Zu den positiven Ausnahmen gehört besonders die Hochschule für Gestaltung in Ulm, deren Entwurf von Max Bill stammt.“ (ebd.: XVI).

1960–64: unterkühltes Temperament, sachliche Phantasie und Offenheit

Der zweite Band dieser Reihe zur deutschen Architektur erschien 1962 und wurde eingeleitet mit einem Text von Ulrich Conrads, dem Herausgeber von *Baukunst und Werkform* und (ab 1957) Chefredakteur der *Bauwelt*. Er bezeichnete aus der nahen Rückschau und unter dem Eindruck des neuen Bundesbaugesetzes vom 20. Mai 1960, das eine

stärkere Regulierung der Neubautätigkeiten vorsah, die Zeit zwischen 1955 und 1960 als die „fünf fetten Jahre [...] sprunghaft steigenden Wohlstand [und] eines nur selten gefährdeten wirtschaftlichen Gleichgewichts.“ (Conrads 1962: 5). Das „geistige Vakuum“ der unmittelbaren Nachkriegszeit habe sich bis in die 1950er Jahre fortgesetzt und zu einer „Konkurrenz des Maßstabslosen“ geführt (ebd.). Seine Hoffnung richtete er auf die Architekten aus der Generation der zwischen 1920 und 1930 Geborenen, die nun „das Bild der Stadt mit[bestimmten]. In vielen Fällen setzen sie Maßstäbe. [Diese] Generation kam ohne Programme und Manifeste. Ihr Temperament ist sozusagen unterkühlt. Sie ist nicht revolutionär, sondern eher übertrieben gewissenhaft; sie äußert sich verhalten; Härte und Sprödigkeit liegen ihr mehr als Frische; ihre Phantasie ist sachlich; sie reduziert bis zur Verleugnung alles Eigenen: wie ein ‚Maschinenbauer‘ zu arbeiten, gilt als Auszeichnung.“ (ebd.: 7). Auch Erhart Kästner äußerte sich mit ähnlich zurückhaltender Anerkennung über eine andere, neue Architektur. Sein Beitrag über die Neubauten an der Technischen Hochschule Braunschweig erschien im gleichen Heft von *Bauen und Wohnen* wie auch Ferdinand Kramers Aufsatz *Hochschulplanung gestern und heute* (Heft 8/1962). Kästner bezeichnete den Neubau von Friedrich Wilhelm Kraemer als „freundlich“ und „höflich“ und attestierte ihm eine respektvolle Distanz zum Altbau, die nicht auf eine Bloßstellung der historistischen Architektur abziele; vor allem aber sei „keine Rede mehr von Staatshoheit und Gebäudestolz.“ (Kästner 1962: 337).

1960 hielt der Jurist Adolf Arndt während der Berliner Bauwochen an der Akademie der Künste seine wirkmächtige Rede über „Demokratie als Bauherr“, publiziert wurde diese ein Jahr später sowohl in Heft 1 der *Bauwelt* als auch in der Berliner Akademie-Reihe *Anmerkungen zur Zeit*. Seine häufig zitierte Forderung nach „äußerer wie innerer Durchsichtigkeit und Zugänglichkeit“ öffentlicher Bauten wurde nachträglich oft kurzgeschlossen mit der Übersetzung einer demokratischen Verfasstheit in transparente Glasarchitektur. Arndt verstand das „*Offensein*“ (Arndt 1961/1984: 19 [Kursivsetzung im Original]) eines öffentlichen Gebäudes jedoch nicht als eine Frage des Materials, sondern vielmehr als eine Haltung der Architektur, die den „Menschen als Maß“ nimmt und der „Mitte Raum geben soll“ (ebd.): „Die demokratische Aufgabe des Bauens ist, daß ein jeder Mensch sich als Mensch für sich und Mensch im Gefüge gewahrt.“ (ebd.: 20). Diese Architektur habe ihren Preis, oder genauer: Das Bauen für den mündigen und politisch bewussten Bürger solle nicht sparsam gerechnet werden. Damit positioniert sich Arndt auch in der seit 1949 geführten Debatte um die Kosten der Bonner Regierungsbauten, in deren Folge 1951 der Haushaltsausschuss festlegte, dass „von der Beschäftigung freier Architekten bei der Errichtung von Dienst- und Verwaltungsgebäuden im Raum Bonn aus kostensparenden Gründen abzusehen“ sei (Knopp 1988: 188). Arndts Urteil, dass es sich bei den „Anbauten und Umbauten des Bonner Bundeshauses durch die Bundesbaudirektion“ um „das Elendeste [handelt], was man sich nach 1945 leistete“

(Arndt 1961/1984: 26), ist damit zugleich ein offenes Plädoyer für weit-sichtigere Entscheidungen und die Bereitschaft, in Architektur zu investieren – misst sich doch, so Arndt, an der Architektur auch die demokratische Verfasstheit der Gesellschaft, die sie in Auftrag gibt: „Eine Demokratie ist nur so viel wert, wie sich ihre Menschen wert sind, daß ihnen ihr öffentliches Bauen wert ist.“ (Arndt 1961/1984: 19 [Kursivsetzung im Original]).

Godo Remszhardt widmete 1963 der Bockenheimer Campusarchitektur eine soziologisch orientierte und bewusst literarisch formulierte Fallstudie, deren programmatischer Charakter sich im Untertitel des Textes abzeichnete („Zur Methodik des Hochschulbaus in veränderter Gesellschaft“). Seiner Intention entsprechend setzte der Autor gezielt literarische Stilfiguren ein; die auffälligste betrifft den Umgang mit der zentralen Figur des Textes: Ferdinand Kramer wird als Akteur namentlich nur eingangs erwähnt und danach ausschließlich als „der Architekt“ apostrophiert. Diese metonymische Verschiebung führt jedoch nicht zu einem Verschwinden Kramers aus der Erzählung, sondern schreibt ihr ihn – unter umgekehrten Vorzeichen der zehn Jahre zuvor formulierten bissigen Gropius-Kritik von Rudolf Schwarz vergleichbar – vielmehr als latenten Subtext und Rollenmodell noch verstärkt ein. Remszhardt lässt seine wortgewandte, zwischen Poetik und Pathos oszillierende Schilderung der Frankfurter Universitätsplanungen seit den frühen 1950er Jahren mit einem Rückgriff auf die Wiederaufbaukontroverse in den Nachkriegsjahren einsetzen. Der Rekonstruktionstendenz erteilte er eine klare Absage, wie seine Titulierung des wiederaufgebauten Frankfurter Goethe-Hauses als „Gartenlaube der Welt“ (Remszhardt 1963: 791; dort auch alle nachfolgenden Zitate) deutlich machte. Ein ähnlicher historischer Eskapismus und Selbstverklärungsdrang hätte auch der Frankfurter Universität gedroht, so Remszhardt, doch habe „der Architekt“ unter Horkheimers Rektorat eine „progressive Synthese [gesetzt], indem am sogenannten Jügelhaus als dem Kernstück der alten Universität er das dekorative Moos mit Sandstrahl wegblies, aber auch das Portal – monumentalen Einschlupf ins monumentale Studierstübchen – aufriß, um ein lichtoffenes Tor einzubauen, bedächtige Vernunft an Stelle gemütvollen Tiefsinns“. Die behelfsmäßigen Konzeptionen der Nachkriegsjahre, aber auch die administrativen, finanziellen sowie moralischen Hindernisse, denen die Campusplanung ausgesetzt waren, hätten verunmöglicht, dass eine „Cité Universitaire innerhalb der Stadt [oder] ein Campus Academicus am Stadtrand als geschlossenes Gesamtgebilde“ entstehen konnten. Mit steigenden Studierendenzahlen habe seit 1960 eine Dynamik eingesetzt, auf die „der Architekt“ schon frühzeitig verwiesen hätte – Remszhardt spielte hier auf eine programmatische Rede Ferdinand Kramers an, die dieser 1960 unter dem Titel *Bauen für die Wissenschaft* in der *Deutschen Universitätszeitung* veröffentlicht hatte (Kramer 1960). Ein Umdenken im Hochschulbau fordere seither vom Architekten – und hier nun ist der gesamte Berufsstand gemeint – nicht nur souveräne Fachkompetenz,

erweitert um Kenntnisse der Soziologie und Urbanistik, sondern vor allem eine „tiefgängige, umfassende und vorausschauende Einsicht in Wesen und Treiben der Wissenschaft als eines Organismus, den die Gesellschaft zu ihrer Selbsterkenntnis und ihrer Selbsterhaltung nötig hat“. Remszhardt führt an dieser Stelle den Typus des Universitätsarchitekten ein, der sich durch eine „Begabung zu wissenschaftlichem Denken“ und die Fähigkeit, den „Organismus [Universität] als funktionalen Raum zu organisieren“, auszeichne. Die Frankfurter Planungen und vor allem das Agieren Ferdinand Kramers wurden von Remszhardt als Modell angeführt, in dem mustergültig ein Bauverfahren erprobt werde, das mit dem Aushandeln der Bedürfnisse unterschiedlichster Parteien beginne und mit der „diskreten Eleganz“ der Arbeitsräume noch lange nicht ende. In seiner Argumentation fokussiert der Autor daher weit weniger das gestaltete Produkt, die manifeste Architektur, als vielmehr das begleitende Planungsprinzip. Dieses sollte „rational und ökonomisch“ angelegt und im Verlauf kontinuierlich überprüft werden, seine eigentliche Qualität aber solle an der gelungenen Berücksichtigung gesellschaftlicher Prozesse und der Wünsche ihrer Teilhaber bemessen werden.

Mit seiner Lust an literarischen Formulierungen und provokanten Bildern zeigt sich Remszhardt einer Tradition in der Architekturkritik seit den ersten Nachkriegsjahren verhaftet. Auch die grundlegende Feststellung von einer engen Verbindung zwischen gebauter Architektur und gesellschaftlichen Bedingungen wird hier fortgeschrieben. Remszhardts systemisch-analytische Betrachtung und die daraus abgeleiteten Forderungen bilden jedoch ein Verständnis von Architektur ab, das nicht nur das Ergebnis, sondern auch die vorausgehenden Verfahren und Prozesse in den Blick nimmt. Die moralisch konnotierte Aufladung oder scharfe Verurteilung einer gebauten Architektur, die aus vielen architekturkritischer Texte der 1950er Jahren spricht, weicht hier der Forderung nach Dynamik und organisierter Aushandlung von Planungsprozessen. Eine solcherart veränderte Konzeption verlangt ein anderes Vokabular, und Remszhardt bringt hierzu neben den verschlungenen literarischen Wendungen auch eine entsprechende Terminologie in seinen Text ein. *Problem und Modell*, so der Titel seines Beitrages, lässt sich also nicht nur auf die Frankfurter Universitätsbauten, sondern auch auf einen möglichen neuen Ansatz in der Architekturkritik beziehen.

Quellen

- Arndt, Adolf: Demokratie als Bauherr, Berlin 1984 (Nachdruck der Ausgabe von 1961)
- Bartning, Otto: Ein grundsätzliches Wort zur neuen Paulskirche. In: Baukunst und Werkform 3 (1947/48), S. 102–107
- Bartning, Otto: Mensch und Raum. Darmstädter Gespräch 1951, Darmstadt 1952
- Bauten der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt a. M. [ohne Autor]. In: Bauen + Wohnen 2 (1955), S. 68–72 (Bauten 1955a)
- Bauten in Hessen. Sonderhefte von Baukunst und Werkform, 1955 (Bauten 1955b).
- Conrads, Ulrich: Einleitungstext. In: Neue deutsche Architektur, Bd. 2, Bildtexte von Werner Marschall, Stuttgart 1962
- Elsässer, Martin: Unbehagen an neuen Bauformen. In: Bauen + Wohnen 9 (1954), S. 455–456 und S. 497
- Herkommer, Sebastian: Profan-Architektur heute. In: Diskus 7 (1957), S. 8
- Heuss, Theodor: Was ist Qualität? Zur Geschichte und zur Aufgabe des Deutschen Werkbundes, Tübingen/Stuttgart 1951
- Hoffmann, Hubert: Einleitungstext. In: Neue deutsche Architektur. Bd. 1, Bildtexte von Karl Kaspar, Stuttgart 1956
- Kästner, Erhart: Neubauten an der Technischen Hochschule Braunschweig. In: Bauen + Wohnen 16 (1962), S. 336–340
- Kramer Ferdinand: Bauen für die Wissenschaft. In: Deutsche Universitätszeitung 15 (1960), Nr. 6
- Leitl, Alfons: Eine Anregung, die zu denken gibt (Anmerkungen zur Zeit). In: Baukunst und Werkform 1 (1949), S. 3–4
- Mäckler, Hermann: Frankfurts neues Goethe-Haus (Anmerkungen zur Zeit). In: Baukunst und Werkform 2 (1949), S. 13–15
- Pfister, Rudolf [signiert mit „P.“]: Neubauten der Universität Frankfurt. Ein Projekt von Architekt BDA Ernst Balsler, Frankfurt. In: Baumeister. Zeitschrift für Baukultur und Bautechnik 5 (1952), S. 296–297
- Rahms, Helene: Ferdinand Kramer 70. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (22.01.1968), S. 18
- Remszhardt, Godo: Universität Frankfurt – Problem und Modell. In: Bauwelt 28 (1963), S. 791
- Schaffernicht, W.: Das neue Chemie-Institut. In: Diskus 9 (1953), S. 10
- Schulz, Eberhard: Architektonische Klippen. In: Merian Frankfurt am Main 8 (1968), S. 45–47
- Schwarz, Rudolf: „Bilde Künstler, rede nicht“. Eine weitere Betrachtung zum Thema „Bauen und Schreiben“. In: Baukunst und Werkform 1 (1953), S. 9–17

Literatur

- Bendix, Werner: Die Hauptstadt des Wirtschaftswunders: Frankfurt am Main, 1945–1956, Frankfurt a. M. 2002
- Blümle, Claudia/Lazardzig, Jan (Hg.): Ruinierte Öffentlichkeit. Zur Politik, Architektur und Kunst in den 1950er Jahren, Zürich 2012
- Brendgens, Guido: Demokratisches Bauen. Eine architekturtheoretische Diskursanalyse zu Parlamentsbauten in der Bundesrepublik Deutschland. Aachen 2008; zugleich online-Ausgabe, abrufbar unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-ds-1216120474996-92455> (28. 02. 2018)
- Conrads, Ulrich (Hg.): Die Bauhaus-Debatte 1953. Dokumente einer verdrängten Kontroverse, Braunschweig/Wiesbaden 1994
- Conrads, Ulrich/Führ, Eduard/Gänshirt, Christian (Hg.): Zur Sprache bringen. Kritik der Architekturkritik, Münster (u. a.) 2003
- Durth, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970, Stuttgart/Zürich 2001 (Neuausgabe der Erstausgabe von 1992)
- Hansen, Astrid: Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers. Überlegungen zum Hochschulbau der 50er Jahre, Weimar 2001
- Hansen, Astrid: Insel der Moderne. Die Frankfurter Universitätsbebauung der 50er Jahre. In: Dieter Bartetzko (Hg.): Sprung in die Moderne. Frankfurt am Main, die Stadt der 50er Jahre, Frankfurt a. M./New York (NY) 1994, S. 68–79
- Kleiner, Gerd: Anmut/Grazie. In: Ästhetische Grundbegriffe (ÄGB). Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, hg. v. Karlheinz Barck u. a., Bd. 1, Stuttgart/Weimar 2000, S. 193–208
- Knopp, Gisbert: Das (alte) Bundeshaus. Hans Schwippert und seine Planungsideen für das erste ‚moderne‘ Parlamentsgebäude der Welt. In: Geschichte im Westen, 2 (1988), S. 179–190
- Langenberg, Silke: Das Werk des Architekten und seine Veröffentlichung. Zur Einflussnahme von Fachzeitschriften auf das Architekturgeschehen der Nachkriegszeit. In: Regine Heß (Hg.): Architektur und Akteure. Praxis und Öffentlichkeit in der Nachkriegsgesellschaft, Bielefeld 2018, S. 33–44
- Panzer, Gerhard/Völz, Franziska/Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Beziehungsanalysen. Bildende Kunst in Westdeutschland nach 1945, Akteure, Institutionen, Ausstellungen und Kontexte, Wiesbaden 2014
- Renz, Kerstin: Reisen für den Wiederaufbau. Das Cultural Exchange Program und seine Bedeutung für das deutsche Wiederaufbauwesen. In: Gerhard Panzer/Franziska Völz/Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Beziehungsanalysen. Bildende Kunst in Westdeutschland nach 1945, Akteure, Institutionen, Ausstellungen und Kontexte, Wiesbaden 2014, S. 271–285

Sturm, Philip: „Über 10 Millionen neue Projekte liegen auf dem Tisch vor mir“ – der Aufbau der Frankfurter Universität in der Ära Kramer zwischen 1952 und 1964. In: Ferdinand Kramer. Die Bauten (Ausst. Kat. Deutsches Architekturmuseum Frankfurt), Tübingen 2015, S. 33–55

Wolbring, Barbara: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949), Göttingen 2014

Abbildungen

Abb. 1–4 Seiten aus: Baukunst und Werkform, Sonderheft 1, 1955

Abb. 5–7 Seiten aus: Baumeister, Zeitschrift für Baukultur und Bautechnik, 49. Jahrgang (5/1952)

Die Bauten des *Campus Westend* als ‚Corporate Architecture‘

1| IG-Farben-Gebäude, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main)



Im Jahre 2001 haben geisteswissenschaftliche Fachbereiche der Goethe-Universität Frankfurt am Main das 1928–31 von Hans Poelzig erbaute IG-Farben-Gebäude auf dem sog. *Campus Westend* bezogen (Abb. 1).¹ Ab 2004 hat die Universität diesen Standort am Grüneburgpark mit bisher zwei vollendeten Neubautranchen (2004 bis 2008 bzw. 2007 bis 2013)² zu ihrem neuen Hauptsitz ausgebaut.

Die dabei verbindlichen Architektur- und Raumkonzepte, so meine These, verkörpern ein spezifisches Selbstverständnis der Universität. Stets schon hat sich in westlichen Kulturen die Praxis bewährt, institutionelle Leitideen nicht nur diskursiv zu bestimmen.³ Vielmehr hat man sie auch in Raum- bzw. Bauprogrammen, also urbanistischen oder architektonischen Ensembles, materialisiert (Dauss 2007/Dauss/Rehberg 2009). Denn diese kommunizieren sehr suggestiv zwei zentrale Dimensionen des Institutionellen: erstens Dauerhaftigkeit, zweitens Machtfülle (Göhler 1997). Institutionen als Bauherren zeigen, dass sie mit einer gewissen Konstanz über zentrale soziale Ressourcen gebieten, allen voran Zeit und Raum, Arbeitskraft oder/und Geld.

Mustergültig aufweisen kann man diese institutionelle Rhetorik an den neueren Bauprogrammen am Grüneburgpark. Sie übersetzen einen zeittypischen Wandel im institutionellen Selbstentwurf der Universität, der sich seit ca. mindestens 1 ½ Dekaden vollzieht, ins Räumliche. Etwas schematisch, wenn auch im Kern treffend, ist er als Ablösung einer fordistischen durch eine neoliberale Konzeption zu

1 Die offizielle historische Bezeichnung lautete: *Hauptverwaltung der IG Farben AG*.

2 Derzeit läuft die Phase III des Ausbau (bis 2026), die neben dem bereits realisierten Seminarhaus, dem im Bau befindlichen Gebäude für die Institute des Fachbereichs 09 auch den Neubau des Studierendenhauses am *Campus Westend* umfasst. Sie sind nicht mehr Teil unserer Betrachtung; dass sich dadurch wesentlich neue Erkenntnisse ergäben, darf bezweifelt werden.

3 Zum institutionssoziologischen Konzept der Leitideen: Rehberg 1994, 1998, 2001, 2004.

beschreiben (Belina/Schardt/Petzold 2013).⁴ Diese Neuausrichtung der Universität lässt sich in Beziehung zur Transformation allgemeiner gesellschaftlicher Leitideen setzen, die sich im genannten Zeitraum selbst massiv verändert haben (Ronneberger 2015): So gilt etwa *Wissen*, im Verbund mit Diskursen der Innovation, als zentrale soziale Ressource.⁵ Mit ihr soll persönliche wie kollektive Wettbewerbsfähigkeit gesichert werden.⁶ Dieser Wandel zur sog. Wissensgesellschaft⁷ und ihren Ökonomien wird gerade in der Universität durchexerziert.⁸

Zuvor, seit Mitte der 1970er Jahre, waren in der Universität ganz andere Leitvorstellungen verbindlich gewesen. Zwar war auch gesamtgesellschaftliches Wirtschaftswachstum durch Bildung ein Ziel. Auf der Agenda standen aber primär Werte wie Chancengleichheit oder politische Sozialisierung und Solidarisierung. An deren Stelle nun ist seit ca. zwei Dekaden ein kompetitives institutionelles Selbstverständnis getreten.⁹ Es ist geprägt durch neue strategische Begriffe wie Professionalisierung, d. h. effiziente Lenkung und starke Führung (sog. Präsidialuniversität), und ‚Profilstärkung‘, d. h. eine erhöhte Sichtbarkeit im urbanen Feld, aber auch im nationalen wie internationalen ‚Hochschulraum‘. Dazu tritt eine verschärfte Drittmittelorientierung sowie eine ‚leistungs‘-bezogene Geldvergabe, also Bonussysteme. Darum spannt sich ein Netz weiterer materieller wie symbolischer Stimuli in Form unterschiedlicher Ressourcen und Währungen. Vor allem Aufmerksamkeit und Prominenz stechen hervor.¹⁰ Mit Masse lässt sich, so der Konsens, symbolisch wie ressourcentechnisch – trotz Kopfquoten – keine Universität machen. Dabei dominiert

4 Dazu und zum Folgenden: Belina u. a. 2013.

5 Schon Peter Burke (2001) hat einen wohltuenden, da aus der Perspektive *der longue durée* stammenden, Blick auf die nur vermeintliche Innovation dieser Entwicklung und die durch die entsprechende Rhetorik ausgelösten Stress-effekte geworfen; ähnlich an einer historischen Klärung aus der langen Linie interessiert: van Dülmen/Rauschenbach 2004; eine Brücke zwischen jüngerer historischer Entwicklung und Gegenwartsanalyse sowie der entsprechenden Theorie- und Begriffsbildung bei: Heidenreich 2003.

6 Schon Jean-François Lyotard hatte 1981 (*Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Graz/Wien 1986, erstmals 1979 erschienen) erkannt, dass in nachmodernen Gesellschaften anstatt von *Bildung* mit auffallender Häufigkeit von *Wissen* gesprochen werde – und damit einen deutlichen Hinweis auf dessen Rolle als pragmatische Ressource in der informatisierten ‚Netzwerkgesellschaft‘ wie als ‚Standortfaktor‘ im globalen Wettbewerb verbunden.

7 Eine kritische Bestandsaufnahme der Begriffsbildung und ihrer Raumkonzepte bei: Gothe 2010.

8 Auch das hatte letztlich Lyotard (ebd.) bereits vorausgesehen, als diese aktuellen Leitideen institutionell noch gar voll nicht durchformuliert waren. Zugleich ist diese Beobachtung ein Hinweis darauf, unsere obige Phasen-Gegenüberstellung nicht zu schematisch zu sehen, sondern auch hier gleitende Übergänge mit zu bedenken.

9 Sehr klar zu aktuellem institutionellem Wandel vor dem Hintergrund der Hochschulreformdiskurse seit der Nachkriegszeit: Würmseer 2010.

10 Zu Aufmerksamkeit als zentraler sozialer, da knapper, Ressource, begehrttem Einkommen, ökonomischem Kapital und sozialer Währung zugleich: Franck 1998.

faktisch die große Zahl im Rahmen ‚homogenisierter‘ Studiengänge mehr denn je. Um die breite Masse zu überstrahlen, wird eine Landschaft aus ‚Leuchtturmprojekten‘ entworfen.¹¹ Auch Studiengänge wie Spezialmaster oder *Graduate Schools* werden seitdem primär als symbolisches Mittel zur Positionierung in einem umkämpften Feld verstanden. Auch hier dominiert zunehmend für Studierende wie Lehrende soziopolitische ‚Vernetzung‘.¹² Sie ersetzt die alte Interdisziplinarität – mag sie noch so häufig rhetorisch beschworen werden. Parallel löst die Rede von Standorten diejenige von öffentlichen Räumen ab, die Universitäten auch immer waren und partiell noch sind.¹³

Kurz: In das Wissenschaftssystem werden nun Leitunterscheidungen der aufmerksamkeitsökonomisch strukturierten Mediengesellschaft und globalisierten Wirtschaft hineinkopiert¹⁴, etwa ‚prominent/unbekannt‘, ‚erfolgreich/-los‘, ‚vernetzt/vereinzelt‘ oder ‚kapitalbesitzend/arm‘. In Frankfurt lassen sich derartige Umstellungen in besonderer Klarheit beobachten. Hochschulstrategisches Ziel sind vor allem die Sichtbarkeit steigernde ‚Synergieeffekte‘ mit der städtischen, politischen wie ökonomischen Umwelt (Kühne-Hörmann/Müller-Esterl 2011). Genutzt werden soll dabei primär das Potential Frankfurts als internationaler Finanzplatz. Viele Unternehmen sind hier an einem positiven *corporate image* oder außenwirksamen ‚Compliance‘-Kultur interessiert.¹⁵ Daher werden ihnen Partnerschaften mit der Universität schmackhaft gemacht.

In einer Vielzahl von Verlautbarungen sind alle diese neuen Leitkonzepte seitens der Institution *Universität* immer wieder publik gemacht worden. Mitarbeiter wie Unterstützer werden so auf *corporate identity* verpflichtet. Das passiert gerade im Umfeld potentiell konfliktträchtiger Umstellungen. Sie werden seit einigen Jahren nach innen wie außen aufwendig PR-technisch vorbereitet, begleitet oder als identitätsstärkender Erfolg gefeiert. Als ein solcher vermittelt wurde etwa der Wandel von der Landes- zur Stiftungsuniversität, Anfang 2008 realisiert. Gleiches lässt sich aber auch an der stückweisen Aufgabe der historischen Keimzelle der Universität, des Jügelhauses (1906) (Abb. 2), sowie des darum gelagerten *Campus Bockenheim* zeigen (Uni-report 2013). Stets wurde und wird in Momenten des drohenden Kontinuitäts- und damit Identitätsbruches eine vermeintliche Rückkehr beschworen: Man restauriere nur die alte institutionelle Form, hier

2| Jügelhaus, 1906, Ludwig Neher, Goethe-Universität Frankfurt am Main/Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung



11 Zur Metapher der Leuchttürme und ihrer positiven Konnotation – die die zuvor lange verbindliche (negative) des Elfenbeinturms substituiert: Scharl/Wrana 2014.

12 Zur politischen Kritik dieser Kategorie: Castells 2003/2004.

13 Zur Genese des Standortbegriffes siehe: Geschichten und Theorien der Globalisierung, etwa: Sassen 1996; Sloterdijk 2005; Haas 2010, S. 89f.

14 Zum Konzept der massenmedialen Gesellschaft und ihrer Leitunterscheidungen: Luhmann 1996; Franck 2005.

15 In einer Vielzahl von buchstäblichen Verlautbarungen seitens der Institution *Universität* sind diese neuen Leitkonzepte immer wieder herausgestellt und publik gemacht worden. Rekapituliert werden die oben referierten Leitideen in: Steinberg 2013.

die Rechtsform der Stiftung (Steinberg 2013). Man stärke die damit seit alters her verbundene Verzahnung der Uni mit der Stadt und ihrem Ressourcenreservoir – das gelinge am neuen ‚Standort‘¹⁶ eben noch besser.

Nicht reflektiert wird zumeist: Der vermeintliche Wiedereintritt in angestammte Verhältnisse droht auch deren ideologischen Aspekte zu reproduzieren, ja zu steigern. Aussagekräftig ist etwa die Etikettierung der Goethe-Universität als Bürgeruniversität.¹⁷ Das Konzept war angeblich schon bei der Unigründung maßgeblich. Was ist das in der jüngeren Vergangenheit damit verbundene Programm? Die Uni soll durch Zuwendungen aus der Bürgerschaft zum leistungsfähigen Anbieter von zeitgemäßen Studiengängen und Ausbildungswegen werden – und damit eine Attraktor- wie Dienstleisterrolle spielen. Ein wahrhaft historischer Blick zurück auf die Stifteruniversität von 1914, hinter eine zunächst unspezifisch positiv konnotierte Worthülse, würde aber nicht nur Begriffs-, sondern auch ideologische Kontinuität zutage fördern:¹⁸ Schon bei der Universitätsgründung hatte ja eine nationalliberale Programmatik dominiert; sie war stark an ökonomischer Standortstärkung wie sozialer Befriedung interessiert.¹⁹ In aktuelleren Texten zum 100-jährigen Universitätsjubiläum wie in Einlassungen zur Unigeschichte finden sich allerdings auffallend wenige Aussagen darüber wie auch über das soziopolitische Profil der kaiserzeitlichen Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften von 1901, aus der die Universität hervorgegangen ist.²⁰ Zugleich unterbleibt aktuell eine veritable Reflexion über das Konzept der *corporate identity* – man denke nur an die Metapher einer abschließenden (Körper)hülle mit Innen- und Außengrenze. Schon analytisch muss korporative Identität immer auch Ausschlüsse, soziale wie historische, bedeuten.²¹ Das Gespräch mit verantwortlichen Kommunikatoren

¹⁶ Zur bewussten Doppeldeutigkeit dieser Institution wie urbane Wirtschaft verzahnenden Begriffs: Roth 2013.

¹⁷ https://www.buerger.uni-frankfurt.de/50420156/%C3%9Cber_die_Frankfurter_B%C3%BCrger_Universit%C3%A4t (18.03.2020).

¹⁸ Zugleich bleibt unbeachtet – sichtbar zu machen durch Ideologiekritik –, dass sich der historische Begriff von Bürgertum in einem Jahrhundert maßgeblich verändert hat. (Zur historischen Performance des Begriffs: Riedel 1972; auch die zahlreichen sozialhistorischen Arbeiten von Rudolf Vierhaus und Jürgen Kocka seien hierzu genannt).

¹⁹ Einen lebendigen Einblick in die Programme der zentralen personalen wie institutionellen Akteure vermittelt die von einem Protagonisten der damaligen Universitätsgründung, Ludwig Heilbrunn, selbst verfassten Schrift: Heilbrunn 1915.

²⁰ Mustergültig für eine jedweder ideologehistorischen Benennung baren Darstellung: Roth 2013. Etwas deutlicher, wenn auch ebenfalls noch sehr dezent, da von einer etwas verklärten Idee eines homogenisierten ‚Gemeinwohls‘ herschauend: Gall 2003; ähnlich blass, wenn auch historiographisch detaillierter: Hammerstein 1989; eine neuere Publikation aus marxistischer Perspektive, wiederum aus der Frankfurter Humangeographie, sticht als einzige kritische Bestandaufnahme hervor: Schardt 2014.

²¹ Vogel 2012, S. 105–109; Bammann 2008, S. 263.

3| Stadt- und Universitätsbibliothek (rechts, Ostfassade), Frankfurt am Main, 1964, Ferdinand Kramer



4| Studentenwohnheim (Studierendenwohnheim) an der Bockenheimer Warte, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1958, Ferdinand Kramer



der Transformation ist in diesem Punkt erhellend: Sie wollen der Frankfurter Universität durch ein integrales *corporate design* einen „Maßanzug“ verpassen²² – und die Architektur stellt das Analogon dieses ebenso exklusiven wie konventionellen Kleidungsstückes dar.²³

In welchem Zusammenhang aber stehen die bisher protokollierten Beobachtungen zur auf dem *Campus Westend* realisierten Architektur? Um den zugrundeliegenden Programmwechsel klar zu erkennen, lohnt sich ein kurzer Rückblick auf die Nachkriegsarchitektur des Campus in Bockenheim. Im Rahmen des Wiederaufbaus wurde nicht nur das historische Jügelhaus in Stand gesetzt (dazu und zum Folgenden: Hansen 1991, 2001, 2010). Vielmehr sah ein umfassender Generalbebauungsplan einen in das umgebende Quartier eingestreuten Campus vor. Autor dieses Konzepts und zwischen 1953 und 1964 Chef des Universitätsbauamtes war der unbelastete Exilant Ferdinand Kramer. Er war ab 1925 Mitarbeiter des *Neuen Frankfurt*. Als solcher brachte er Entwurfsprinzipien und Ethos der klassischen Moderne in den Universitätsbau ein, ihren sozialen wie didaktischen Anspruch. Außerdem ließ sich in Kramers Architektur ein doppelter amerikanischer Zug ausmachen.²⁴ Grundsätzlich stellt die konsequente Ausgestaltung des Standortes *Bockenheim* eine Adaption der angelsächsischen Idee der Campusuniversität dar (Steinmetz 2011). Geprägt hatten Kramer in den USA zudem Erfahrungen mit rationalisiertem Entwurf, serieller Produktion und effizienter Vermarktung. Bei der baulichen Ausgestaltung des Bockenheimer Campus in den 1950er Jahren wurden der modulhafte Charakter sowie die dahinterstehende rationalisierte Baukonstruktion offensiv gezeigt (Abb. 3 und 4). Kramers Bekenntnis zur konstruktiv-rationalen Moderne war klar gegen die Pathosformeln der traditionellen ‚Wissenschaftsschlösser‘ gesetzt (zu letzteren: Lippert 2003). Trotz programmatischer Versachlichungsmaßnahmen sollte aber auch emotionale Identifikation ermöglicht werden. Bis heute geläufige Etiketten, die die gepflegte Eleganz²⁵

22 Olaf Kaltenborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation der Goethe-Universität, 10.02.2014, im mündlichen Vortrag im Rahmen der Studiengruppe *Architektonischer Affekt und gebaute Imagination* des *Forschungszentrums Historische Geisteswissenschaften an der Goethe Universität*. Ich danke Herrn Kaltenborn ausdrücklich für die Bereitschaft, sich im Rahmen einer Lehrveranstaltung der ausführlichen Diskussion der von ihm vertretenen Positionen gestellt zu haben.

23 Die Praktiker dieser Strategie können auf eine reichere neuere Literatur zu sog. *iconic buildings* und sog. *corporate architecture* zurückgreifen: Bremshey/Domning 2001; Messedat 2005; Möll 2007; Müller-Rees 2006; Vonseeelen 2012. Die im Hintergrund stehende Textilmotaphorik hat bereits eine lange Vorgeschichte: Theoretisch stark gemacht wurde sie in der beginnenden Moderne von Gottfried Semper (Semper 1977), polemisch zugespitzt von Adolf Loos (siehe die Texte in: Loos 2007).

24 Siehe dazu und zum Folgenden auch den Beitrag von Bettina Marten und Markus Dauss in diesem Band.

25 Stock 2016.

der Bauten loben, die „von einer fast zarten Form“²⁶ (Abb. 5) seien, belegen diese positive Sichtweise. Kramers vor 1968 fertig gestellte Bauten wurden aber im Zuge der Studentenbewegung selbst zur Zielscheibe.²⁷ Mitverantwortlich dafür war die aufkommende Kritik am beschränkten Menschenbild des Funktionalismus.²⁸ Kritikwürdig erschienen auch die im Hintergrund stehenden bzw. vermuteten wirtschaftlichen und ideologischen Strukturen.

Von diesem nun immer mehr verfallenden Nachkriegsensemble in Bockenheim soll sich der Hochglanzcampus im Westend deutlich absetzen (Mazzoni 2012). Als Modell schieden zugleich die ca. eine Dekade nach Kramer projektierten Campusse der Reform- und Massenuniversitäten der 1960er und vor allem 70er Jahre aus: Sie waren in der Mehrzahl als modular komponierte, doch monumentale Ensembles angelegt.²⁹ Ursprünglich hatten sie noch eine Aufbruchsstimmung und einen funktionalistischen Fortschrittsglauben repräsentiert. Zumeist Betonensembles, waren sie aber – vor allem durch systematische Vernachlässigung seitens der Länder – sehr schlecht gealtert und unansehnlich geworden.³⁰

Zwar knüpft die Konzeption des Westend-Campus an die hier massiv verkörperte Ensemble-Idee an. Sie tut dies aber zugleich vor dem Hintergrund einer Kritik an dem wenig repräsentativen Charakter von modular-funktionalistischen Großstrukturen. Schon bei der Auslobung des ersten Bauabschnittes der Goethe-Universität wurde überdeutlich gemacht, dass nun klassische Repräsentation und zeitgemäße Medientauglichkeit verlangt waren. Die Campusarchitektur sollte „ein erkennbares, architektonisches und städtebauliches Ensemble bilden, dessen Erscheinungsbild der Repräsentation der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität dienen soll“ (Auslobung 2004: 27).

In der Tat wurden und werden die realisierten Gebäude ja in alle medialen Formate, die für das *corporate image* der Goethe-Universität genutzt werden, eingespannt. Das ist leicht möglich: Tatsächlich

5| Hörsaalgebäude I (Treppenhäus), Campus Bockenheim, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1956–58, Ferdinand Kramer



²⁶ Letztere Würdigung wurde von Alexander Kluge ausgesprochen (Wurm 1989, S. 142).

²⁷ Die letzte Tranche wurde 1964 mit der Stadt- und Universitätsbibliothek vollendet; zur Wendung der studentischen Kritik gegen den eigentlich als traditionskritischen Erneuerer angetretenen Kramer: Maaser 2004.

²⁸ Eine vergleichbare und damit verbundene Paradoxie ist sicherlich, dass Theodor W. Adorno, der 1965 durch seine vehemente Funktionalismuskritik – Teil seiner Kritik einer vereinseitigten Rationalität – hervorgetreten war (Adorno 1977), sich schließlich selbst auf der Seite der sog. ‚Reaktion‘ wiederfand.

²⁹ Siehe dazu und zum Folgenden die Beiträge in: Beuckers 2010 zu Bielefeld (Berhard Schäfers), Bochum (Bruno Klein), Stuttgart (Elisabeth Scymczyk-Eggert) Konstanz (Clemens Kieser), Kiel (Christoph Cornelissen, Anna Minta, Jörg Matthies); sehr instruktiv auch, im internationalen Vergleich: Muthesius 2000, S. 220–246.

³⁰ Neu erschienen mit einem weiten Blick auf pädagogische Konzepte der 1960er und 1970er Jahre, entsprechende Räume und Architekturen: Holert 2020.

6| Hörsaalzentrum (Ansicht von Süden), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide



7| Hörsaalzentrum (Ansicht von Südwesten), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide



8| Hans Poelzig (1869–1936), I. G.-Farben, Frankfurt am Main, Verwaltungsgebäude. Außenansichten bei Nacht, Foto von Dr. Paul Wolff & Tritschler



sind bestimmte architektonische Parameter regelrecht auf die mediale Repräsentation hin angelegt. Das wird etwa am Hörsaalzentrum (Ferdinand Heide, 2008) deutlich (Abb. 6): In die Fassade des Baus ist, leicht azentrisch, eine großflächige Verglasung gesetzt. Ergänzt wird diese große, öffnende Geste durch die beiden verglasten, entmaterialisierten Ecken des Hörsaalgebäudes im Südwesten und -osten (Abb. 7). Es verwundert kaum: Gerade Nachtansichten des illuminierten und abstrahlenden Gebäudes und des vorgelagerten zentralen Platzes gehören zu den beliebten fotografischen Darstellungsweisen des Campus.

Die mediale Dimension verweist zugleich auch auf eine historische: Das zentrale Gebäude des Campus zitiert typische Merkmale der klassischen Moderne herbei. Fungiert doch die verglaste Ecke seit Walter Gropius und Adolf Meyers *Fagus-Werk* in Alfeld (1911) als Ikone des *neuen Bauens* (Jaeggi 1998, 2011), denn hier nehmen dessen zentrale Aspekte wie Entmaterialisierung und Transparenz sichtbare Gestalt an.³¹ Schon bei der modernen Inkunabel im Leinetal bestand zudem ein enger wechselseitiger Zusammenhang von Bild und Bau (Sachsse 1997: 140; Jaeggi 2011). Die moderne Architekturfotografie Albert Renger-Patzsch fand hier zu eingängigen Formeln, vor allem Dämmerungs- oder Nachtaufnahmen. Analoge Perspektiven überhöhten übrigens auch die auf dem Campus präsente ‚authentische‘ architektonische Moderne, Poelzigs IG-Farben-Gebäude: Eine berühmte Nachtaufnahme aus den frühen 30er Jahren zeigt das illuminierte Gebäude als eine Art Leuchtkörper oder als strahlende Stadtkrone (Abb. 8).³² Die heutigen fotografischen Inszenierungen des Ensembles knüpfen hier vielfach an. Dass der Auslobungstext für die Campus-erweiterung von 2004 es „zu den bedeutendsten Bauwerken moderner Architektur in Deutschland“ (Auslobung 2004: 2) zählen kann, verdankt sich sicherlich auch diesen Ikonisierungen.

Man kann also bei einem Leitbau des *neuen* Campus wie dem Hörsaalzentrum also einen doppelten Bezug zur klassischen Moderne benennen: einen zu ihren Bauten wie zugleich einen zu deren kongenialer medialer Überformung. Transparenz und Illumination sind verbindende Faktoren. Zugleich deutlich wird aber auch das enge Verhältnis der Neubauten zum historischen Monumentalbau auf dem *Campus Westend*. Auch hier besteht die bildliche Nähe auf einer gestalterischen: Zunächst wirkt die Orientierung an der

³¹ Dieser Industriebau wurde vom tonangebenden Gropius als Vorläufer des Bauhauses mit seiner *Curtain-Wall*-Glasfassade betrachtet, ja überhöht. Das entbehrte nicht der Forcierung, denn das *Fagus*-Hauptgebäude war noch keine Skelettkonstruktion mit vorgehängter Fassade, sondern schuf nur deren Illusion; dazu: Sennott 2004, S. 435). Zum modernistischen Mythos der Transparenz existiert inzwischen eine breite Literatur; hier nur eine der markantesten Einlassungen: Wall 1997.

³² Hans Poelzig (1869–1936), I. G.-Farben, Frankfurt a. M., Verwaltungsgebäude. Außenansichten bei Nacht, Foto auf Karton, 15,1×40,4cm, Dr. Paul Wolff & Tritschler, Historisches Bildarchiv, Offenburg, 1930.

Breite des Poelzigschen Casinogebäudes (Abb. 9) kontinuierlichstiftend. Gleiches gilt für die Wahl eines warm, ja mediterran anmutenden Steins (Abb. 10). Aussagekräftig ist überhaupt die generelle Dominanz von Naturstein zuungunsten von Glasflächen. Aber auch die Idee der Symmetrie sticht hervor: Sie ist auch beim zentralen Neubau des Ensembles trotz partieller Brechung weitgehend gewahrt. Die bereits zitierte erste Wettbewerbsauslobung von 2004 gab diese Anlehnungen als verbindlich vor. Dort wird das IG-Farben-Haus als unumgängliche Vorgabe für die konkrete weitere Ausgestaltung eingesetzt (Auslobung 2004: 27). Zugleich wird behauptet, das Poelzig-Ensemble gehöre unstrittig zum Kanon der klassischen Moderne (ebd.: 18). So wird es neutralisiert wie zugleich nobilitiert. Dabei ist es im Feld der Moderne eigentlich gar nicht ohne Probleme zu verorten. In der Architektur des IG-Farben-Hauses sind nämlich moderne und traditionsorientierte Parameter auf komplexe Weise verzahnt. Man kann es in dieser Überlagerung als exemplarisches Werk der konservativen Moderne begreifen (zu diesem Konzept: Cohen 1998; Freigang 2003); das Ensemble war ja auch als Repräsentationsarchitektur eines der machtbewusstesten wie zugleich modernsten Industrietrusts der Zwischenkriegszeit in Europa konzipiert.³³

Dem IG-Haus wurde beim Ausbau der Universität dennoch eine Modellfunktion zugeordnet (Auslobung 2004: 2, 27). Aussagekräftig für die dabei verbindliche Geschichtskonzeption ist eine universitätseigene Buchpublikation aus dem Jahre 2013 (Steinberg 2013). Herausgegeben ist sie von entscheidenden Akteuren der institutionellen Umwandlung und des Umzugs der Goethe-Universität. Der eröffnende Text des damaligen hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch enthält einen signifikanten (Freudschen) Versprecher bzw. Verschreiber: Er nennt der die verworfene Geschichte des Ensembles mitsamt ihren Belastungen durch die Verstrickung der IG-Farben in die NS-Vernichtungspolitik einen „Glücksfall“ (Koch 2013). Indirekt wird zugegeben, dass nicht nur der normale Denkmalschutz, sondern gerade die symbolische Belastung des Gebäudes es *ex negativo* sakrosankt gemacht hätten. Das, so offenbar die Sicht, habe dazu beigetragen, den IG-Komplex zum baulichen Vorbild für die weitere Ausgestaltung des Campus werden zu lassen!

Die Ausschreibung für die erste Ausbauphase verlangt allerdings keine Kopie, sondern auch eine „eigenständige Haltung“ (Auslobung 2004: 27). Im Falle des Hörsaalgebäudes besteht sie im Aufgreifen von Charakteristika der progressiven – nicht nur konservativen – Moderne: etwa einer ornamentlosen Fassade, einer geometrischen Grundform für die Volumina sowie großer, asymmetrisch platzierter Fensterflächen oder gläserner Ecken. Andere Bauten wie das RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäude (Müller Reimann, 2008) (Abb. 11) oder das PEG-(Psychologie-, Erziehungs- und

9| Casino-Gebäude, Teil des IG-Farben-Ensembles, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main)



10| Servicetür und Fassade aus Naturstein (Travertin), Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide



³³ Zur Verzahnung von Architektur und Firmengeschichte: Drummer/Zwilling 2007.

11| RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäude, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann



12| PEG-(Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-)Gebäude, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013, Müller Reimann



Gesellschaftswissenschafts-)Gebäude (diess. 2013) (Abb. 12) nehmen ihrerseits Motive einer rationalistischen Moderne auf: etwa durch die homogene Rasterung ihrer Fassaden oder den Rhythmus ihrer hochrechteckigen, fast bodentiefen Fenster.

Nicht nur beim zentralen Hörsaalgebäude, sondern auch diesen anderen Campusarchitekturen lassen sich aber gleichfalls repräsentative Gestaltungsmerkmale ausmachen. Sie sind klar den klassischen Strategien der Darstellung institutioneller Macht verpflichtet (Kündiger 2001 / Leniaud u. a. 2003). Das gilt selbst dort, wo sie primär den Prinzipien einer dynamischen Moderne huldigen. Auch das sieht man am Hörsaalgebäude: Die freitragende U-Treppe mit mehreren Halbpodesten im erschließenden Foyer (Abb. 13) könnte man zunächst etwa als monumentale Version berühmter Treppen des modernen Bauens sehen.³⁴ Zugleich aber wird hier das Modell der klassischen Repräsentationstreppe beschworen.³⁵ Entsprechend ambivalente Assoziationen stellen sich angesichts der immensen Freifläche des Platzes zwischen Hörsaalzentrum und Casinoanbau ein. Der Steinbelag dieses Platzes ist in das Foyer des Zentrums hineingezogen (Abb. 14). Zwar könnte man dieses Detail auch als Huldigung an das moderne Konzept fließender Räume deuten (Feldtkeller 1989: 44–47). Zugleich aber wird dadurch die imposante Dimension des zentralen, weitgehend unmöblierten Campusplatzes (Abb. 15), einer gleichsam klassischen Platzanlage, gesteigert. Großflächiger Freiraum und großräumiges Treppenvestibül werden verschaltet. So entsteht insgesamt der Eindruck einer gediegen modernen Monumentalität.

Auch im RUW-Gebäude erstreckt sich ein großzügiges, quer gelagertes Foyer hinter der durch schmale Rechteckfenster gegliederten Rasterfassade aus Travertin (Abb. 16). Hier klingt das in der klassischen Moderne beliebte Schiffs- oder Dampfermotiv an (zu diesem: Aschenbeck 2016: 218–220). Eine Treppe führt durch ein weit ausgeschnittenes Treppenloch mit relingartiger Brüstung in den ersten Stock (Abb. 17). Sie präsentiert sich, wie verwandte Anlagen im Gebäude, als freitragende Steil- oder Schiffsstiege mit schmalen Zwischenpodest. Überhaupt schafft der großflächige Einsatz von Holz als Paneel an Brüstungs- oder Wandflächen, kombiniert mit runden Lichtpaneelen, eine kabinenartige Anmutung. Auch der Rhythmus schlanker, durchlaufender Stützen im Foyer bzw. Halle darüber lässt sich vor diesem Hintergrund als Tribut an die innere Raumorganisation von Ozeandampfern deuten. Und dem vollvertäfelten Bibliothekslesesaal, vor allem in seiner horizontalen Ausdehnung monumental,

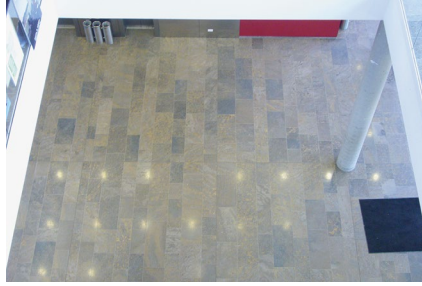
³⁴ Auch hier ist wieder an Gropius zu denken, vor allem natürlich an die berühmte Treppe des Bauhausgebäudes in Dessau (1926).

³⁵ Zur Geschichte der symbolischen Funktion von Treppen – neben der Thematisierung von konstruktiven Fragen: Slessor 2000, S. 6–17 (dort vor allem zeitgenössische Beispiele, allerdings auch ein einleitender historischer Rückblick); analog strukturiert, wenn auch im Beispielpart mit mehr historischer Tiefe: Jiricna 2001, S. 6–20.

13| Treppenhaus im Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide



14| Boden des Foyers im Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide



15| Campus-Platz (Theodor-W.-Adorno-Platz), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2002, Masterplan: Ferdinand Heide



16| Foyer des RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-) Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann



17| Galerieschoss des RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann



18| Eingangsportal des House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel)



19| House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel)



20| ‚Lecture Room‘ im House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel)



ist etwas Deckartiges zu Eigen. Ähnliche Anmutungen stellen sich ebenso bei anderen Gebäuden auf dem Campus ein.

Mit dem omnipräsenten Dampfervotiv wird eine ikonische Formel der klassischen Moderne, prominent vor allem durch Le Corbusier, abgerufen (Le Corbusier 1981). Historisch schwankt das Motiv selbst wie ein Schiff zwischen technischem und klassischem Bezug, zwischen demokratischer und exklusiver Semantik (Kähler 1981). In unserem Fall ist die Übertragung des Sozialmodells *Schiff* wohl primär der Absicht geschuldet, institutionelle Geschlossenheit zu kommunizieren und zugleich wohl eine gehörige Prise Dynamik zu verkörpern. Sicherlich wollte man so auch der im Ausschreibungstext mehrfach bemühten gestalterischen Leitidee des Hochwertigen, ja Exklusiven genügen (Auslobung 2004: 3), ohne als statisch zu gelten. Man darf hier Korrespondenzen zur nutzenden Klientel vermuten: Speziell das RUW-Gebäude wurde für eine studentische Zielgruppe geschaffen, die sich zukünftig bei entsprechend ‚dynamischer Performance‘ später in gehobenen Ambientes bewegen wird – so zumindest die Suggestion.

Gerade die Anmutung von Exklusivität ließe sich an weiteren Stellen ausmachen: Die Gruppenarbeitsräume der RUW-Bibliothek präsentieren sich als hochwertige, gleichsam bereits ‚professionelle‘ Konferenzzonen. Informationsdesks suggerieren nicht nur Orientierungsdienstleistungen, sondern auch Zugangskontrollen. Diese mit Sicherheitserwägungen begründeten sog. differenzierten Zugangsberechtigungen (Auslobung 2004: 32) greifen am Campus überhaupt an vielen Stellen. Sie regeln den generellen Zugang zur Campuszone – trotz eines gewährten öffentlichen Wegrechtes, begrenzen aber auch den Zutritt zu den Fakultätsgebäuden bzw. den Mitarbeiterbereichen.

Über eine solche Mischung aus symbolischer Exklusivität und handfester Exklusion wird ein bewusst elitärer Charakter hergestellt. Das sieht man in plakativster Form im sog. *House of Finance* (Kleihues & Kleihues, 2008) (Abb. 18/19). Diese finanz-, wie rechtswissenschaftliche Institution sollte laut Auslobung „das wissenschaftliche Symbol für den Finanzplatz Frankfurt werden“ (Auslobung 2004: 30). Hier sind verschärfte, tief gestaffelte Zugangskontrollen vorgeschrieben. Nur „Executive Students“ haben etwa Zugang zu entsprechenden „Executive Lounges“ (ebd.: 32).

Es stehen auch gediegene Entspannungszonen und ‚zwanglose‘ Kommunikationsräume zur Verfügung (Abb. 20/21). Auch ihr Vorhandensein ist eine Angleichung an unternehmerische Praktiken zur Förderung von Teamgeist und Erhöhung des informellen, aber doch relevanten Informationsflusses. Höher gelegene Büroetagen muten zwar wie entsprechende Zonen in prosaischen Office-Gebäuden der Finanz- oder Verwaltungswelt an (so auch, trotz eines wohlwollenden Blickes: Elser 2009). Vor allem das ebenerdige Foyer markiert aber schon programmatisch den durchgehend „hohen Anspruch“ der Institution (Auslobung 2004: 32) (Abb. 22). Hier wird durch das Fußbodenmuster Raffaels Fresko *Die Schule von Athen* in den Stanzen

des Vatikan (1511) herbeizitiert (Abb. 23). Diese ‚gebildete‘ Referenz auf eine in vielen Kontexten vertretene, ja eigentlich vernutzte Ikone des Renaissance-Humanismus (Hofmann 1998: 60f.) will einen philosophisch-akademischen Anspruch wie kulturelle Versiertheit dokumentieren und die finanzwissenschaftliche Institution in eine große Tradition des Denkens stellen.

Tritt man aus dem Gebäude hinaus und gewinnt etwas Abstand zu dieser etwas forciert anmutenden Präention, so trifft man wiederum auf eine analoge Anspruchsformulierung (Abb. 24). Die Fassaden des als Solitär konzipierten Gebäudes sind durch klassische Gliederungsmuster und Vorlagen- bzw. Rückladensysteme bestimmt. Auch wenn derartige Anklänge in der Außenerscheinung von Bauten wie dem Präsidial- (Müller Reimann, 2013) oder PEG-Gebäude nicht gleich penetrant hervortreten: Alle diese Bauten ließen sich als Reformulierungen klassischer Muster und tradierter Typen lesen. Für das Präsidialgebäude (Abb. 25) ist laut Auslobung zudem eine großzügige „Auffahrt für hochrangige Besucher“ vorzusehen (Auslobung 2007: 44). Der altehrwürdige Palazzo, ja vielleicht sogar die solitäre Villa kann offenbar ein passables Modell für die architektonische Selbstdarstellung einer ‚Bürgeruniversität‘ abgeben – gilt doch vor allem der Palazzo als *die* Verkörperung eines stadtbürgerlichen Bauens, als Symbol eines ökonomisch prosperierenden Stadtpatriziates (Erben 2014).

Die Beobachtungen zur Spannung von traditionellen bzw. klassischen und klassisch modernen Bezügen könnten beliebig fortgeführt und verfeinert werden. Doch die Kernthesen bleiben gültig: Am Campus werden gezielt Images der klassischen Moderne aufgerufen. Dem institutionellen Symbolkonto sollen die damit verbundene Konnotationen wie Innovativität, Offenheit, Dynamik oder Aufbruchsbereitschaft gutgeschrieben werden. Auch die damit assoziierten sozialen Werte wie Mut, Integrationskraft, Transparenz und Kritikfähigkeit sollen dort verbucht werden. Zugleich aber sind diese Bezüge zur Moderne eingebettet in einen ‚klassischen‘ Rahmen. Er verkörpert seinerseits Gediegenheit, Tradition und Beständigkeit.

Diese Konstellation greift sogar in Zonen, in denen brutalistische Anklänge geduldet werden. Das gilt etwa für das Treppenfoyer des PEG-Gebäudes, Gehäuse für eine „Raumskulptur“ (Dyckerhoff 2014) (Abb. 26). Hier kommt Sichtbeton zum Einsatz. Er galt einst als ehrlich wie krudes Material par excellence (Bonacker 1997). Allerdings ist der Sichtbeton der Wände hier gestockt und warm getönt. Die weißen Betonfertigteile für Treppenwangen und Unterzüge sind aufwendig poliert – nach Angaben des Herstellers in „meisterliche[r] handwerkliche[r] Ausführung“ (Dyckerhoff 2014). Bereits hier macht sich ein Zug zur traditionalistischen Abmilderung geltend. Man könnte von manufakturereller Nobilitierung des Rohen sprechen. Das vor allem deshalb, weil hier der Sichtbeton nur eine Art Grundierung bildet. Von ihm heben sich kostbarere Materialien ab, etwa rötliches Kirschholz für Wand- und Deckenverkleidungen, Sitzelemente und Handläufe (Abb. 27).

21| Lounge im House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel)



22| Foyer des House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel)



23| Raffael, Die Schule von Athen, 1511, Stanzen des Vatikan



24| House of Finance (Ansicht von Osten, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel)



25| Präsidial-Gebäude (rechts; Ansicht von Westen, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main), 2013, Müller Reimann



Auch anderweitig ist das Krud-Moderne von betont klassischen oder sogar offen traditionalistischen Parametern buchstäblich eingrahmt: Generell dominieren ja Symmetrie/Proportion und Axialität. Im Ensemble ergeben sich harmonische Wechselbezüge. Flankierend tritt Materialkontinuität bzw. gediegen-„wertige“ Materialregie hinzu, Naturstein dominiert statt Glas. Auch diese Merkmale materialisieren Dauerhaftigkeit, kommunizieren eine Aura der kulturellen Versiertheit, ja beschwören eine selbstverständliche Einfügung in eine große Kontinuitätserzählung.

Diese Abmilderungen und Rahmungen exponieren die formalen und materiellen Bezüge zur klassischen Moderne buchstäblich, gleichsam wie in einer noblen Ausstellung.³⁶ Das ist ein Unterschied zum Modus des Bruchs. Er war ab den 1970er Jahren ca. zwei Dekaden lang verbindlich. Formen der klassischen Moderne waren nur als ironisierte, dekontextualisierte und reflektierte Zitate akzeptiert (Welsch 1987). Ihr historischer bzw. mythischer Geltungsanspruch sollte fragmentiert werden. Heute nun, im Zuge einer kontinuierlichen „Revision der Postmoderne“ (Flagge/Schneider 2004), ist nicht mehr eine fragile Collage gefordert, sondern eine gesteigerte Ensemblewirkung. Einheit zählt wieder als Eigenwert. Zwar ist eine eigene Haltung von Einzelgebäuden dort erwünscht, wo dies an ein Konzept der institutionellen Typologie (Palazzo) angebunden werden kann. Aber auch sie müssen sich, so das Programm, zum Ensemble fügen, das einen klar definierten Raum umfassen soll.

Aufzuschlüsseln ist dieser Paradigmenwechsel im Feld der universitären Campusarchitektur über analoge Umstellungen im Feld des Urbanismus. Auch der Campus der Goethe-Universität ist ja explizit als städtebauliches Projekt deklariert.³⁷ Laut Auslobung von 2004 ist das Großprojekt in einem bisher „weitgehend ausgeblendeten Stadtteil“ angesiedelt (Auslobung 2004: 25). Zugleich wird für den Campus selbst der Anspruch erhoben, einen eigenen – tautologisch – „urbanen Stadtteil“ (ebd.: 27) zu bilden. Der „schönste und modernste Campus Europas“ (Koch 2013: 17) soll durch diesen Anspruch erklärtermaßen amerikanischen Campussen vergleichbar erscheinen – vor allen denjenigen sog. Eliteuniversitäten (Rost 2012/Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004).³⁸ Verdeckt wird durch diese Formulierung, dass der Standort Westend sich wie eine Insel aus einem schon bestehenden Stadtviertel erhebt (Abb. 28). Schon programmatisch stand nicht die soziale Verzahnung mit einem Kiez wie in Bockenheim im Vordergrund. Vielmehr wird bei der Profilierung der ‚Bürgeruniversität‘

³⁶ Zur Selbstexposition des Architektonischen in der Moderne: Prigge 2006, S. 24–34.

³⁷ Zur Einordnung in eine allgemeine Konjunktur der Wiedererfindung von Universitäten als ‚urban‘: Käßlinger 2011.

³⁸ Rost 2012, S. 84; Elbe/Wilhelm/Goldschmidt 2004, S. 5.

paradoxe Weise gerade auf eine territoriale Abgrenzung zum Westend gesetzt, etwa durch klare sog. „Stadtkanten“.³⁹

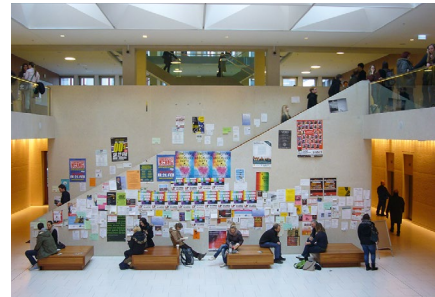
Dennoch kommt hier ein stadtplanerisches Paradigma zum Tragen. Es scheint im aussagekräftigen Terminus „urbaner Stadtteil“ (s. o.) explizit auf. Eine penetrante Etikettierung als urban ist weit verbreitet in Diskursen des City- oder Stadtteilmaking. Sie versuchen die seit einiger Zeit schlagwortartig ausgerufenen ‚Renaissance des Urbanen‘ für sich zu nutzen.⁴⁰ Zumeist sind es Kompensationsdiskurse. Damit antworten sie auf das Post-industriell-Werden führender europäischer bzw. westlicher Städte. Sie bemühen dafür Konzepte finanz-, verstärkt aber auch wissens- oder netzbasierter Ökonomien. Allerdings haben Sie dabei eine Quadratur des Kreises zu vollbringen: Sie müssen die Vorzüge dieser vielversprechenden Ökonomien, die eigentlich auf Raumunabhängigkeit setzen, im städtischen Rahmen reterritorialisieren. Vor allem das soziologisch lancierte *Creative-City*-Konzept hat diesen Anspruch (Florida 2004). Es soll Atmosphären des ‚Urbanen‘ schaffen, die Träger der Kreativwirtschaft in die Städte ziehen (dazu und zum Folgenden: Dörfler 2011). Als ‚kreative‘ Ambientes befördern entsprechende *Cities* oder Quartiere, so das Programm, den vermuteten Ablauf von Innovationsprozessen: Sie sollen entspannte Anregung bieten. Sie sollen mit positivem Unerwartetem konfrontieren. Sie sollen das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen – wenn auch nicht zu unterschiedlichen – Individuen initiieren, im Idealfall von überzeugten Kosmopoliten. Sie sollen intensive Kommunikation wie zugleich auch standesgemäßen Rückzug ermöglichen. Zugleich aber haben sie Sicherheit, Service und Überschaubarkeit im Rahmen eines virtuell grenzenlos erweiterbaren Horizontes zu bieten. Insofern sind auch diese ‚kreativen‘ Quartiere letztendlich doch auf Homogenität programmiert.

Eine ähnliche Spannung lässt sich auch am *Campus Westend* zeigen: In diese Richtung weist vor allem die ‚urbane‘ Platzanlage (Abb. 29). Sie zitiert ein Element europäischer Stadtkultur herbei, das für kommunikative, kommerzielle und symbolische Überschneidungen steht (Verspohl 1987, Köstler 2003, Ziegler 2010). Plätze symbolisieren kommerzielle Vitalität, stadtbürgerlichen Eigensinn und demokratische Interessenaushandlung. Zwar ruft auch der Campusplatz im Westend diese Anmutung in gleichsam reiner Bildlichkeit auf. Aber die Möglichkeiten zur Aneignung sind stark vorstrukturiert bzw. limitiert. Der weitläufige, einheitlich gepflasterte Platz ist nur am Rande mit Sitzmöglichkeiten möbliert. Nutzer*innen verlieren sich hier visuell. Der Platz entwirft also nicht Öffentlichkeit, sondern kommuniziert primär Großzügigkeit und Würde der Institution. Die

³⁹ Zu „Kanten“: Auslobung 2004, S. 22; zum Kompositbegriff *Stadtkanten*: Rost 2013, S. 93.

⁴⁰ Eine Bestandsaufnahme dieser Tendenz mit ihrer Reakzentuierung urbaner Mitten bieten die Beiträge in: Bodenschatz 2008; zur ‚Urban Renaissance‘ auch: ders. 2005.

26| Treppenfoyer des PEG- (Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-) Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013, Müller Reimann



27| Treppenfoyer des PEG- (Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-) Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013, Müller Reimann



28| Modell des Campus Westend im Foyer des IG-Farben-Gebäudes, Frankfurt am Main, 2002



29| Campus-Platz (Theodor.-W.-Adorno-Platz, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2002, Masterplan: Ferdinand Heide



30| Body of Knowledge, 2010, Jaume Plensa



einzigste Skulptur *Body of Knowledge* (Jaume Plensa, 2011) (Abb. 30) macht das deutlich: Trotz der visuell dominanten physischen Perforation, die eine zeitgemäße Netzwerk- und Internationalitätsikonographie trägt, kann man sie auch als Symbol institutioneller Verkörperung (*„Body“*) und Rezentrierung lesen.

Eine analoge Dialektik lässt sich am gesamten Campus beobachten. An vielen Stellen wird eine zunächst liberal anmutende Raumkonzeption als gerahmt erkennbar. Dafür zeigt die genau kalkulierte Planung von Frei-, Rückzugsräumen sowie Gemeinschafts- und Arbeitssphären. Stets werden sie von professionalisierten Servicebetrieben und -angeboten begleitet. Ein ambivalenter, weniger liberaler Eindruck ergibt sich, wenn man bedenkt, dass freie Studierendeninitiativen oder Projekte, die im Ruch des Kritischen stehen – und seien es nur Cafés – im Gegensatz lange um Räumlichkeiten kämpfen mussten (Belina et al. 2013).

In der Frankfurter Campuskonzeption machen sich aber nicht nur die Paradoxien ‚kreativer Urbanität‘ – die zugleich stets eine geplante ist – geltend. Zugleich stehen auch Umstellungen im Verständnis von Stadt sowie ihrer planerischen und architektonischen Gestaltung im Hintergrund.⁴¹ Die Adaption entsprechender Leitdiskurse ist vor allem über die Scharnierstelle Berlins nach der Wiedervereinigung gelaufen. Berlin wurde ab 1989 ein Versuchsfeld für die stadtplanerische und architektonische Adaption von ‚neoklassischen‘ Konzepten. Am prominentesten und wirkmächtigsten hatte sie der italienische Architekt und Stadttheoretiker Aldo Rossi schon ab den späten 60er Jahren entwickelt (Rossi 1973). Gespeist waren sie aus einer Kritik, ja einem Überdruß am spätmodernen Urbanismus. Abgelehnt wurden dessen Betonung von Transitorik und Funktionsdifferenzierung. Dagegen setzte Rossi eine Konzeption der Stadt als kollektives Kunstwerk – nicht mehr als technoide Planungskonstruktion. Tief in die Textur der „europäischen Stadt“ (ebd.:19) eingewoben seien soziokulturelle Werte, so vor allem etwa Geschichtlichkeit – verstanden als Präsenz einer erinnerten Vergangenheit, und Dauerhaftigkeit. Sie verbürgten Identität, definiert als Identifikation der Stadtbewohner mit kontinuierlichen Orten und herausragenden, stadtraumprägenden Monumenten. Verbunden damit war eine neue Aufmerksamkeit für die identitätsstiftende Funktion von Typen. Ihre Definition ging demnach nicht im (modernen) Funktionalen auf.

⁴¹ Sie verorten die ausgerufene ‚Renaissance des Urbanen‘ weniger im Rahmen einer globalen Ökonomie und ihrer mobilen Eliten denn in demjenigen der ‚europäischen Stadt‘. Auch dieser Zugriff lässt sich trotz aller analytischer Bereicherung in seinem normativen Kern als kompensatorischer Diskurs verstehen, die auf die von den globalen Dynamiken ausgelösten Verlustängste reagiert. Aus städtebaulicher Perspektive dieses Paradigma der europäischen Stadt konturierend: Lampugnani, 2010; kritisch aus primär sozialwissenschaftlicher Perspektive dazu: Siebel 2004; ders. 2011. Die Spannweite der an das Paradigma *europäische Stadt* angelagerten, intensiven Debatte – eine Art kontroverser Selbstverständigungsdiskurs in Zeiten beschleunigten Wandels – kann hier nicht abgebildet werden.

Vielmehr verkörpern sie eine Art tiefenstrukturelle Kontinuität unter der Oberfläche des Wandels (Ruhl 2013). In diesem Sinne ließe sich Rossi sich mehr als seine offizielle Etikettierung als Rationalist auch als struktureller Klassizist verstehen. Er sah neben rational-plane-rischen auch emotive, identifikatorische Aspekte eh schon in jeder ‚europäischen Stadt‘ vereint, die ihren Namen verdiente.

Rossis Konzepte haben ihren Weg nach Frankfurt nun vor allem auch über das Berlin der Nachwendezeit gefunden. Hier war bereits vor der Wiedervereinigung die Leitidee einer kritischen Rekonstruktion entwickelt worden (Hennecke 2010). In den auf 1989 folgenden Jahren, vor allem mit dem Aufstieg Berlins zur Hauptstadt, war das Konzept institutionell sehr erfolgreich.⁴² Auch das ‚kritische‘ Programm sollte sich von der ausgemachten Geschichtsvergessenheit der modernen Großstadt abzusetzen. Es formulierte die Empfehlung, ganz im Sinne Rossis, auch lokale Typologien wieder aufzugreifen. Gewährleistet werden sollte so die „Lesbarkeit“ eines historisch vielfach geschichteten Stadtplanes (Stimmann 2001). Der „Stadttext“ sollte gemäß seiner geschichtlichen Vorgaben umredigiert und letztendlich perfektioniert werden (Ein Gespräch mit Hans Stimmann: 30).

Der Großteil der am *Campus Westend* prämierten Architekten bzw. Büros ist der diesen Leitlinien entsprechenden ‚Neuen Berliner Architektur‘ zuzurechnen. Diese adaptiert stark die Konzepte der kritischen Rekonstruktion und des Rationalismus. Es erstaunt daher nicht, dass eine formale Verwandtschaft der neuen Frankfurter Campusarchitektur zu Leitbauten dieser ‚Neuen Berliner Architektur‘ zu erkennen ist.⁴³ Auch an der Spree werden gerne kubische Volumina als Abbeviatur klassischer Typologien betont. Auch tradierte Ordnungsprinzipien im Rahmen eines modular-‚rationalen‘ Grundrasters werden akzentuiert. Stein wird auf Kosten von Glas präferiert. Auch große architektonisch-urbane Gesten im Zusammenspiel mit bestehenden monumentalen Strukturen können wieder eingeführt werden – trotz aller scheinbaren Zurücknahme der Bauten in die Sphäre des angeblich Selbstverständlichen.⁴⁴

42 Zur Rekonstruktion der Konjunkturen des Paradigmas: Hertweck 2010; 1999 wurden die Positionen der kritischen Rekonstruktion in das verfahrenstechnisch wie konzeptuell umstrittene *Planwerk Innenstadt* gegossen. Es war bis 2011 verbindlich. Seitdem ist das signifikant modifizierte *Planwerk Innere Stadt* maßgeblich, das stärker auf historische Brüche und segmentäre Diversität wie soziale Partizipation geöffnet ist.

43 Einige Beispiele in: Kleihues/Becker-Schwering/Kahlfeld 2000, S. 394–442; im Rückblick des zentralen Akteurs Stimmann auf das von ihm hinterlassene Vermächtnis, die im Hintergrund stehenden Intentionen, Programme und Ideologeme: Stimmann/Kieren 2005; eine hellsichtige Rezension, die Leistungsfähigkeit wie Selbsttäuschungen des Konzepts ‚kritische Rekonstruktion‘ und seiner Updates klar benennt: Nikolaus Bernau, Testament des Senatsbaudirektors, Deutschlandfunk Kultur, 09. 03. 2006 (https://www.deutschlandfunkkultur.de/testament-des-senatsbaudirektors.950.de.html?dram:article_id=133802;17.03.2020).

44 Omnipräsent ist dieser Terminus, der kritisch in seiner Verkürzung sozialer und diskursiver Zusammenhänge zu diskutieren ist bei Mäckler (etwa: ders. 2018).

31| Novocomum, Como, 1929, Giuseppe Terragni



32| Novocomum (Nordwestecke), Como, 1929, Giuseppe Terragni



33| Palazzo della Civiltà Italiana,
Rom (EUR), 1943, Giovanni
Guerrini, Bruno La Padula,
Mario Romano



34| OpernTurm, Frankfurt
am Main, 2010,
Christoph Mäckler



35| OpernTurm, Frankfurt
am Main, 2010,
Christoph Mäckler



Historisch böten sich aber auch andere, wohl noch problematischere Ableitungen an. Aufschlussreich ist vor allem der Blick auf das Italien der späten 1920er bis 1940er Jahre. Die dortige Architekturszene war formal durchaus divers strukturiert. Eckpunkte waren die antagonistischen Konzepte abstrakter Modernität und monumentaler Ordnung – die aber doch darin konvergierten, dass sie sich für Facetten der faschistischen Ideologie einspannen ließen. Aus dem relativ breiten Strömungsbogen der italienischen *Architettura moderna* ließen sich etliche Bauten zwischen Giuseppe Terragnis *Novocomum* in Como (1928–29) (Abb. 31/32) und dem *Palazzo della Civiltà Italiana* in EUR/Rom (Ernesto Bruno La Padula, Giovanni Guerrini und Mario Romano, 1938–43) (Abb. 33) benennen, die Gemeinsamkeiten mit den am *Campus Westend* vertretenen Entwurfshaltungen aufweisen. Dieser formale Bezug zu Architekturen, die teilweise explizit der faschistischen Ideologie dienen, drängt sich vor allem bei den den Campusplatz seitlich flankierenden Bauten auf.⁴⁵

Noch entscheidender scheint aber eine aktuelle Entwicklung. Sie wird dann deutlich, wenn man wieder auf Frankfurt schaut. Hier wird klar, dass das am Campus vertretene Bauen Teil der supralokalen, ja -nationalen Szene uniformer Investorenarchitektur ist.⁴⁶ Entsprechende neuere Projekte sprechen ein ähnliches Idiom wie der Campus. Deutlich sind Analogien gerade zu Bauten mit urbanistischem Anspruch, vor allem aber auch mit exklusiv-elitärem Profil: *OpernTurm*-Ensemble (Christoph Mäckler, Frankfurt am Main, 2010; dazu: Dauss 2011) (Abb. 34/35), *Tower 185* (ebd., ders., 2012) oder *Main-tor Quartier/Riverside Financial District* (ders. und KSP Engel, ebd., 2019). Sie geben sich in der Materialregie traditionsbetont. Auch revitalisieren sie die schon benannten, stereotyp geronnenen Elemente klassischen Vokabulars wie dominante Steinsichtigkeit, Axialität, Arkaden, die um hufeisenförmige Höfe gelegt sind, monumentale Eingangsportale – und beschwören damit ein Pathos ‚großer Gesten‘. Die ‚*corporate architecture*‘ der Universität und diejenige für globale ‚*corporates enterprises*‘ und ‚*corporate clients*‘ geschaffenen Bauten gleichen sich an. Man kann das als ‚Professionalisierung‘ der Hochschularchitektur bezeichnen. Man kann es aber auch als vertane Chance sehen. Anstatt der Hochschule einen ‚Maßanzug‘ zu verpassen, hätte man ihr auch eine weniger glatte und vor allem weniger uniforme Erscheinung verleihen können. Sichtbar hätte dann auch werden können, dass eine

45 ‚Formaler Bezug‘ meint keine ideologische Deckungsgleichheit, sondern eben eine morphologische Analogie.

46 Es hat recht, ja auffallend lange gedauert, bis diese merkwürdige Überlagerung von merkwürdigen architekturhistorischen Referentialisierungen und architektonischen Repräsentationsansprüchen global agierender Unternehmen begrifflich zu fassen und reflektieren. Versuche dazu – die darüber ein im Anspruch komplexes wie differenziertes Panorama neuer ‚rechter Räume‘ zu skizzieren trachten – liegen vor im in den Feuilletons kontrovers diskutierten Heft 235 von ARCH+ (Rechte Räume – Bericht einer Europareise) vom Mai 2019.

Universität *per definitionem* niemals eine Institution aus einem Guss sein kann. Vielmehr sollte sie auch Brüche zulassen und Räume für ungezügelte Denkprozesse bieten. Nur so können Widersprüchlichkeiten hinter der Einheitsfassade des Bestehenden sichtbar gemacht, abweichende Ordnungen durchgespielt und unsicheres Terrain betreten werden – was gleichbedeutend mit wissenschaftlicher Praxis ist.

Quellen

- Adorno, Theodor W.: Funktionalismus heute. In: ders.: Kulturkritik und Gesellschaft I, Gesammelte Schriften Bd. 10.1, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1977, S. 375–395
- Auslobung Realisierungswettbewerb Johann Wolfgang Goethe-Universität Campus Westend, 1. Bauabschnitt in Frankfurt a. M., hg. v. Land Hessen vertreten durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst, vertreten durch die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., vertreten durch das Hessische Baumanagement RNL Rhein-Main, August 2004
- Auslobung Realisierungswettbewerb Johann Wolfgang Goethe-Universität Campus Westend, 1. Bauabschnitt in Frankfurt am Main, hg. v. Land Hessen vertreten durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst, vertreten durch die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, vertreten durch das Hessische Baumanagement RNL Rhein-Main, August 2004
- Kühne-Hörmann, Eva/Müller-Esterl, Werner: Zielvereinbarung zwischen dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst und der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main für den Zeitraum 2011–2015, Wiesbaden 2011
- UniReport ‚Umzug Spezial‘, 16. Januar 2013, Jahrgang 45

Literatur

- Aschenbeck, Nils: Reformarchitektur. Die Konstituierung der Ästhetik der Moderne, Basel 2016
- Bammann, Kai: Tattoo, Piercing und body modification als Medium von Exklusion und Inklusion in der modernen Gesellschaft. In: Daniela Klimke (Hg.): Exklusion in der Marktgesellschaft, Wiesbaden 2008, S. 257–271
- Belina, Bernd/Petzold, Tino/Schardt, Jürgen/Schipper, Sebastian: Die Goethe-Universität zieht um. Staatliche Raumproduktion und die Neoliberalisierung der Universität. In: sub\urban. zeitschrift für kritische Stadtforschung, 1(1) (2013), S. 49–74 (<http://www.zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/article/view/4>; 11.04.2019)

- Beuckers, Klaus Gereon (Hg.): Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe. Beiträge zur Tagung des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 5. bis 7. Juni 2009 (Kieler Kunsthistorische Schriften Neue Folge 11), Kiel 2010
- Bodenschatz, Harald: Renaissance der Mitte. Zentrumsumbau in London und Berlin, Berlin 2005
- Bodenschatz, Harald: Urban Renaissance in Birmingham und Manchester. In: ders./Ulrike Laible (Hg.): Großstädte von morgen. Internationale Strategien des Stadtumbaus, Berlin 2008, S. 44–65
- Bonacker, Kathrin: Beton. Ein Baustoff wird Schlagwort. Geschichte eines Imagewandels von 1945 bis heute, Marburg 1997
- Bremshey, Peter/Domning, Ralf: Eventmarketing. Die Marke als Inszenierung, Wiesbaden 2001
- Hans-Jürgen Breuning, Italienische Architektur der Nachkriegszeit und deren Spiegelungen in der Gegenwart, Stuttgart 1999
- Burke, Peter: Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft, Berlin 2001
- Castells, Manuel: Das Informationszeitalter. Wirtschaft. Gesellschaft, Kultur, 3 Bde., Opladen 2003–2004
- Cohen, Jean-Louis: Das Monumentale: latent oder offenkundig. In: Romana Schneider/Wilfried Wang (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 2000. Macht und Monument, Ostfildern-Ruit 1998, S. 71–85
- Dauss, Markus: Identitätsarchitekturen. Öffentliche Bauten des Historismus in Paris und Berlin (1871–1918), Dresden 2007
- Dauss Markus/Rehberg, Karl-Siegbert: Gebaute Raumsymbolik. Die ‚Architektur der Gesellschaft‘ aus der Sicht der Institutionenanalyse. In: Joachim Fischer/Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie, Bielefeld 2009, S. 109–136
- Dauss, Markus: ‚Innovative Höchstwerte?‘ Hochhausbau und -abriss in ‚Mainhattan‘. In: Christian Freigang/Markus Dauss/Evelyn Brockhoff (Hg.): Das ‚neue‘ Frankfurt. Innovationen in der Frankfurter Kunst vom Mittelalter bis heute (Vorträge der 1. Frankfurter Bürger-Universität). Frankfurt a. M. 2010, S. 124–143
- Dörfler, Thomas: Antinomien des (neuen) Urbanismus. Henri Lefebvre, die HafenCity Hamburg und die Produktion des posturbanen Raumes. Eine Forschungsskizze. In: Raumforschung und Raumordnung 2 (2011), S. 91–104
- Drummer, Heike/Zwilling, Jutta: Von der Grüneburg zum Campus Westend. Die Geschichte des IG Farben Hauses, Frankfurt a. M. 2007
- Dülmen, Richard van/Rauschenbach, Sina (Hg.): Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft, Köln 2004

- Dyckerhoff Weisszement: Objektbericht. PEG-Gebäude – Campus Westend, Frankfurt am Main, (<http://www.dyckerhoff-weiss.de/online/de/Home/Referenzen/Fassaden/articolo4810.html?print>; 11. 11. 2014)
- Ein Gespräch mit Hans Stimmann. Planwerk Innenstadt Berlin. Der historische Stadtgrund als Feld des Experiments. In: Centrum. Jahrbuch Architektur und Stadt 1997–1998, S. 27–33
- Elbe, Judith/Wilhelm, Martin/Goldschmidt, Julia: Der Campus. Zur Zukunft deutscher Hochschulräume im internationalen Vergleich, Darmstadt 2004
- Erben, Dietrich: Palastbau. In: Der Neue Pauly. Supplemente 9. Renaissance – Humanismus. Lexikon zur Antikerezeption, hg. v. Manfred Landfester, Stuttgart 2014, Sp. 712–719
- Feldtkeller, Christoph: Der architektonische Raum. Eine Fiktion. Annäherungen an eine funktionale Betrachtung, Braunschweig/Wiesbaden 1989
- Flagge, Ingeborg/Schneider, Romana (Hg.): Die Revision der Postmoderne – Post-Modernism Revisited (Ausst. Kat. Deutsches Architekturmuseum Frankfurt), Hamburg 2004
- Florida, Richard: The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure, Community, and Everyday Life, New York (NY) 2004
- Franck, Georg: Mentaler Kapitalismus. Eine politische Ökonomie des Geistes, München 2005
- Ders.: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München 1998
- Freigang, Christian: Auguste Perret, die Architekturdebatte und die ‚Konservative Revolution‘ in Frankreich 1900–1930, München/Berlin 2003
- Gall, Lothar: Die Stadt und die moderne Bürgergesellschaft. In: Albrecht Corde/Gerhard Dilcher (Hg.): Stadt – Gemeinde – Genossenschaft. Festschrift für Gerhard Dilcher zum 70. Geburtstag, Berlin 2003, S. 139–152
- Göhler, Gerhard: Institution – Macht – Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken, Baden-Baden 1997
- Haas, Bruno, A.: Die Stadt im Spiegel des neuen Bildgrundes. In: Bilder einer Metropole. Die Impressionisten in Paris (Ausst. Kat. Folkwang Museum Essen), Essen 2010, S. 83–95
- Hammerstein, Notker: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität, von der Stifteruniversität zur staatlichen Hochschule (1914–1950), Frankfurt a. M./Neuwied 1989
- Hansen, Astrid: Bauen für die Wissenschaft. In: Claude Lichtenstein (Hg.): Ferdinand Kramer – Der Charme des Systematischen, hg. v. Claude Lichtenstein, Museum für Gestaltung Zürich/Deutscher Werkbund Frankfurt am Main/Bauhaus Dessau, Gießen 1991, S. 82–91
- Hansen, Astrid: Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers. Hochschulbau der 50er Jahre, Weimar 2001

- Hansen, Astrid: Kramers Universitätsbauten in Frankfurt am Main. Eine gebaute Hochschulreform. In: Klaus Gereon Beuckers (Hg.): Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe, Beiträge zur Tagung des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 5. bis 7. Juni 2009, Kiel 2010, S. 223–242
- Heidenreich, Martin: Die Debatte um die Wissensgesellschaft. In: Stefan Böschen/Ingo Schulz-Schaeffer (Hg.): Wissenschaft in der Wissensgesellschaft, Wiesbaden 2003, S. 25–51
- Heilbrunn, Ludwig: Die Gründung der Universität Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1915
- Hennecke, Stefanie: Die Kritische Rekonstruktion als Leitbild. Stadtentwicklungspolitik in Berlin zwischen 1991 und 1999, Hamburg 2010
- Hertweck, Florian: Der Berliner Architekturstreit. Architektur, Geschichte und Identität in der Berliner Republik 1989–1999, Berlin 2010
- Hofmann, Werner: Die Moderne im Rückspiegel. Hauptwege der Kunstgeschichte, München 1998
- Holert, Tom (Hg.): Bildungsschock. Lernen, Politik und Architektur in den 1960er und 1970er Jahren, Berlin 2020
- Jaeggi, Annemarie: Die Moderne im Blick. Albert Renger-Patzsch fotografiert das Fagus-Werk, Berlin 2011
- Jaeggi, Annemarie: Fagus. Industriekultur zwischen Werkbund und Bauhaus, Berlin 1998
- Jiricna, Eva: Moderne Treppen. Architektur, Konstruktion, Gestaltung. Stuttgart/München 2001, S. 6–20
- Kähler, Gert: Architektur als Symbolverfall. Das Dampfermotiv in der Baukunst, Braunschweig 1981
- Käpplinger, Claus: Trends in der Hochschularchitektur. Universitäre Raumbildung. In: Münchner Uni Magazin 4/2011, S. 12 f.
- Kleihues, Josef Paul/Becker, Jan/Becker-Schwering, Gerd/Kahlfeldt, Paul: Bauen in Berlin 1900–2000, Berlin 2000
- Koch, Roland: Die Erfolgsgeschichte der Goethe Universität zu Anfang des 21. Jahrhunderts. In: Rudolf Steinberg (Hg.): Die neue Universität Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 2013, S. 15–12
- Köstler, Andreas: Place Royale. Metamorphosen einer kritischen Form des Absolutismus, München 2003
- Kündiger, Barbara: Fassaden der Macht. Architektur der Herrschenden, Leipzig 2001
- Lampugnani, Vittorio Magnago: Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes, Berlin 2010
- Le Corbusier: Kommende Baukunst, Berlin/Leipzig 1926
- Lippert, Hans-Georg: Schlösser für die Wissenschaft. Deutsche Hochschulbauten im 19. Jahrhundert. In: Jean-Michel Leniaud u. a. (Hg.): Institutions, services publics et architecture XVIII^e-XX^e siècle (Actes des journées d'études du Collège

- doctoral européen 'Institutions, écrit et symboles', École Pratique des Hautes Études Paris et Université Technique de Dresde, Paris les 13 et 14 juin 2002), Saint-Just-la-Pendue 2003 2003, S. 103–117
- Loos, Adolf: Warum ein Mann gut angezogen sein soll. Enthüllendes über offenbar Verhüllendes, Wien 2007
- Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien, Opladen 1996
- Lyotard, Jean-François: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Graz/Wien 1986
- Maaser Michael: 1968 – das Jahr, das den Muff aus den Talaren fegte. Als Frankfurter Studenten die ‚autonome und politische Volksuniversität Frankfurt‘ ausriefen. In: UniReport, Mittwoch, 17. November 2004, S. 3
- Mäckler, Christoph: Lehre 1998–2018. Von der Rematerialisierung der Architektur zur Rekultivierung des städtischen Raumes, Berlin 2018
- Mazzoni, Ira: Umbruch, Abbruch, Aufbruch? – Universitätsbauten der Nachkriegsmoderne im Rahmen aktueller städtebaulicher Überlegungen. In: Olaf Gisbertz (Hg.): Nachkriegsmoderne kontrovers. Positionen der Gegenwart, Berlin/München 2012, S. 56–67
- Messedat, Jons: Corporate Architecture, Entwicklung, Konzepte, Strategien, Stuttgart 2005
- Möll, Thorsten: Messung und Wirkung von Markenemotionalen. Neuromarketing als neuer verhaltenswissenschaftlicher Ansatz, Wiesbaden 2007
- Müller-Rees: Vanessa, Haute Architecture. Eine Untersuchung der Baustrategie der Marke Cartier und der Corporate Architecture von Luxusmodemarken seit 1990, München/Berlin 2006
- Muthesius, Stefan: The Post-War University. Utopianist Campus and College, New Haven (CT) 2000
- Prigge, Walter: Ausgestellte Moderne. In: ders. (Hg.), Ikone der Moderne. Das Bauhausgebäude in Dessau, Berlin 2006, S. 24–34
- Rechte Räume – Bericht einer Europareise, Heft 235 von ARCH+ (Mai 2019)
- Rehberg, Karl-Siegbert: Art et architecture comme symboles de présence. Perspectives de recherches comparatistes pour une théorie des institutions. In: Jean-Michel Leniaud u. a. (Hg.): Institutions, services publics et architecture XVIII^e-XX^e siècle (Actes des journées d'études du Collège doctoral européen 'Institutions, écrit et symboles', École Pratique des Hautes Études Paris et Université Technique de Dresde, Paris les 13 et 14 juin 2002), Saint-Just-la-Pendue 2003 2003, S. 149–160
- Rehberg, Karl-Siegbert: Die stabilisierende ‚Fiktionalität‘ von Präsenz und Dauer. Institutionelle Analyse und historische Forschung. In: Reinhard Blänkner/Bernhard Jussen (Hg.): Institutionen

- und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordners, Göttingen 1998, S. 382–407
- Rehberg, Karl-Siegbert: Institutionen als symbolische Ordnung. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen. In: Gerhard Göhler (Hg.): Die Eigenart der Institutionen, Baden-Baden 1994, S. 47–84
- Rehberg, Karl-Siegbert: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorie. Eine Einführung in systematischer Absicht. In: *Institutionalität und Symbolisierung: Verstetigung kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*, im Auftrag des Sonderforschungsbereichs 537 herausgegeben von Gert Melville. Köln/Weimar/Wien 2001, S. 30–49
- Riedel, Manfred: Bürger, Staatsbürger, Bürgertum. In: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, hg. v. Otto Brunner/Reinhart Koselleck/Werner Conze, Stuttgart 1972, S. 672–725
- Ronneberger, Klaus: Wissens-Räume – Architektur und Hochschulpolitik in Frankfurt. In: *derive* 59 (2015), S. 22–31
- Rossi, Aldo: Die Architektur der Stadt, Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Düsseldorf 1973
- Rost, Peter: Der Neubau der Goethe-Universität. Von Bockenheimer auf den Campus Westend und den Campus Riedberg. In: Rudolf Steinberg (Hg.): *Die neue Universität Frankfurt am Main*, Frankfurt a. M. 2013, S. 69–111
- Roth, Petra: Vorbilder der Großstadt. Viele gute Ideen für die Bürgerstat kommen heute wieder aus der Goethe-Universität. In: Rudolf Steinberg (Hg.): *Die neue Universität Frankfurt am Main*, Frankfurt a. M. 2013, S. 23–32
- Ruhl, Carsten: Magisches Denken – Monumentale Form. Aldo Rossi und die Architektur des Bildes, Tübingen 2013, S. 97 f.
- Sassen, Saskia: *Metropolen des Weltmarktes. Die neue Rolle der Global Cities*, Frankfurt/New York (NY) 1996
- Schardt, Jürgen: *Mythos Bürgersinn. Zur Gründungsgeschichte der Universität Frankfurt am Main. Eine Flugschrift*, Hamburg 2014
- Scharl, Katharina/Wrana, Daniel: Wahrheitspolitik(en) zu ‚Bologna‘ in einer Podiumsdiskussion. Eine praxeologisch-poststrukturalistische Figurationsanalyse. In: Johannes Angermüller u. a. (Hg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Bd. 1, Theorie, Methodologien und Kontroversen, Bielefeld 2014, S. 350–378, hier: S. 372
- Semper, Gottfried: *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Ästhetik*, Bd. 1: Die textile Kunst, für sich betrachtet und in Beziehung zur Baukunst, Mittenwald 1977 (1860)
- Sennott, Stephen (Hg.): *Encyclopedia of Twentieth Century Architecture*, Bd. 1. New York (NY) 2004
- Siebel, Walter (Hg.): *Die europäische Stadt*, Frankfurt a. M. 2004

- Siebel, Walter: Von der Vision zur Resignation: die Ideengeschichte des Städtebaus im 20. Jahrhundert. Anmerkungen zu: Vittorio Magnago Lampugnani: Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes. 2 Bände, 907 Seiten. Berlin 2010, 2011. In: <http://www.raumnachrichten.de/rezensionen/1367-lampugnani> (15.04.2019)
- Slessor, Catherine: Treppenhäuser, München 2000
- Sloterdijk, Peter: Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung, Frankfurt a. M. 2005
- Steinberg, Rudolf (Hg.): Die neue Universität Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 2013
- Steinberg, Rudolf (Hg.): Die Rückkehr zur Stiftungsuniversität. In: ders. (Hg.): Die neue Universität Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 2013, S. 32–67
- Steinmetz, Remo: Campus Americanensis – Quo vadis?. In: Campus and the City. Urban Design for the Knowledge Society, hg. v. Kerstin Hoeger/Edzo Bindels, Zürich 2011, S. 111–114
- Stimmann, Hans: Vorwort, und: Das Gedächtnis der europäischen Stadt. In: ders. (Hg.): Von der Architektur zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, S. 7–28
- Stimmann, Hans/Kieren, Martin: Die Architektur des neuen Berlin, Berlin 2005
- Stock, Wolfgang Jean: Die Eleganz des Einfachen. In: NZZ, 24.01.2016 (https://www.nzz.ch/feuilleton/kunst_architektur/die-eleganz-des-einfachen-1.18682865; 17.03.2020)
- Verspöhl, Franz-Joachim: Der Platz als politisches Gesamtkunstwerk. In: Werner Busch/Peter Schmoock (Hg.): Kunst. Die Geschichte ihrer Funktionen, Berlin 1987, S. 307–333
- Vogel, Kathrin: Corporate Style. Stil und Identität in der Unternehmenskommunikation, Wiesbaden 2012
- Vonseelen, Tanja: Von Erdbeeren und Wolkenkratzern. Corporate Architecture. Begründung, Geschichte und Ausprägung einer architektonischen Imagestrategie, Oberhausen 2012
- Wall, Jeff: Dan Grahams Kammerspiel. In: ders.: Szenarien im Bildraum der Wirklichkeit, Essays und Interviews, hg. von Gregor Stemmrich, Dresden 1997, S. 89–187
- Welsch, Wolfgang: Unsere Postmoderne Moderne, Weinheim 1987
- Wurm, Fabian: Bauten für den zweiten Blick – die Architektur des Ferdinand Kramer in: Die Neue Gesellschaft, Frankfurter Hefte, Bd. 36 (1989), S. 142–149
- Würmseer, Grit: Auf dem Weg zu neuen Hochschultypen. Eine organisationssoziologische Analyse vor dem Hintergrund hochschulpolitischer Reformen, Wiesbaden 2010
- Ziegler, Hendrik: Der Sonnenkönig und seine Feinde. Die Bildpropaganda Ludwigs XIV. in der Kritik. Mit einem Vorwort von Martin Warnke und einer französischen Zusammenfassung, Petersberg 2010

Abbildungen

- Abb. 1 IG-Farben-Gebäude, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (seit 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main), Foto: Markus Dauss
- Abb. 2 Jügelhaus, Goethe-Universität Frankfurt am Main / Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung, 1906, Ludwig Neher, Foto: Markus Dauss
- Abb. 3 Stadt- und Universitätsbibliothek (rechts) (Ostfassade), Frankfurt am Main, 1964, Ferdinand Kramer, Foto: Markus Dauss
- Abb. 4 Studentenwohnheim (Studierendenwohnheim) an der Bockenheimer Warte, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1958, Ferdinand Kramer, Foto: Markus Dauss
- Abb. 5 Hörsaalgebäude I (Treppenhaus), Campus Bockenheimer, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1956–58, Ferdinand Kramer, Foto: Markus Dauss
- Abb. 6 Hörsaalzentrum (Ansicht von Süden), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss
- Abb. 7 Hörsaalzentrum (Ansicht von Südwesten), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss
- Abb. 8 Hans Poelzig (1869–1936), I. G.-Farben, Frankfurt am Main, Verwaltungsgebäude. Außenansichten bei Nacht, Foto auf Karton, 15,1×40,4 cm, Dr. Paul Wolff & Tritschler, Historisches Bildarchiv, Offenburg, 1930
- Abb. 9 Casino-Gebäude, Teil des IG-Farben-Ensembles, Frankfurt am Main, 1931, Hans Poelzig, 1998–2001 durch Dissing und Weitling umgebaut und saniert (ab 2001 Goethe-Universität Frankfurt am Main), Foto: Markus Dauss
- Abb. 10 Servicetür und Fassade aus Naturstein (Travertin), Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide, 2008, Foto: Markus Dauss
- Abb. 11 RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäude, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 12 PEG-(Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-)Gebäude, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 13 Treppenhaus im Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss
- Abb. 14 Boden des Foyers im Hörsaalzentrum, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss

- Abb. 15 Campus-Platz (Theodor.-W.-Adorno-Platz), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Masterplan von 2002: Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss
- Abb. 16 Foyer des RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-) Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 17 Galeriegeschoss des RUW-(Recht- und Wirtschaftswissenschafts-)Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 18 Eingangsportal des House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel), Foto: Markus Dauss
- Abb. 19 House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel), Foto: Markus Dauss
- Abb. 20 ‚Lecture Room‘ im House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel), Foto: Markus Dauss
- Abb. 21 Lounge im House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel), Foto: Markus Dauss
- Abb. 22 Foyer des House of Finance, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel), Foto: Markus Dauss
- Abb. 23 Die Schule von Athen, 1511, Raffael, Stanzen des Vatikan, Bild: https://de.wikipedia.org/wiki/Stanzen_des_Raffael#/media/Datei:%22The_School_of_Athens%22_by_Raffaello_Sanzio_da_Urbino.jpg (02.03.2021)
- Abb. 24 House of Finance (Ansicht von Osten), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2008, Kleihues & Kleihues (Jan Kleihues und Norbert Hensel), Foto: Markus Dauss
- Abb. 25 Präsidial-Gebäude (rechts; Ansicht von Westen, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main), 2013, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 26 Treppenfoyer des PEG-(Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-)Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 27 Treppenfoyer des PEG-(Psychologie-, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschafts-)Gebäudes, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013, Müller Reimann, Foto: Markus Dauss
- Abb. 28 Modell des Campus Westend im Foyer des IG-Farben-Gebäudes, Frankfurt am Main, Foto: Markus Dauss

- Abb. 29 Campus-Platz (Theodor.-W.-Adorno-Platz), Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Masterplan: Ferdinand Heide, Foto: Markus Dauss
- Abb. 30 Jaume Plensa, Body of Knowledge, 2010, bemalter rostfreier Stahl, Campus Westend, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2010, Foto: Markus Dauss
- Abb. 31 Novocomum, Como, 1929, Giuseppe Terragni, Foto: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Como_Terragni_bn2.jpg (26. 02. 2020)
- Abb. 32 Novocomum (Nordwestecke), Como, 1929, Giuseppe Terragni, Foto: https://it.wikipedia.org/wiki/Novocomum#/media/File:Como_Terragni_bn2.jpg (26. 02. 2021)
- Abb. 33 Palazzo della Civiltà Italiana, Rom (EUR), 1943, Giovanni Guerrini, Bruno La Padula, Mario Romano, Foto: https://it.wikipedia.org/wiki/Novocomum#/media/File:Novocomum,_Dettaglio.jpg (26. 02. 2021)
- Abb. 34 OpernTurm, Frankfurt am Main, 2010, Christoph Mäckler, Foto: Markus Dauss
- Abb. 35 OpernTurm, Frankfurt am Main, 2010, Christoph Mäckler, Foto: Markus Dauss

The University as a Media Complex: The United States after 1940

In Los Angeles in the early 1940s, two exiled members of the Institute for Social Research at the University of Frankfurt am Main, Max Horkheimer and Theodor Adorno, described a division of labor that any university professor should have recognized. Odysseus, ancestor of modern intellectuals—scholars, scientists, statesmen—interprets the world and appreciates its beauty, straining toward the Sirens' enchanted song as oarsmen propel the ill-fated dialectic of Enlightenment forward. For Horkheimer and Adorno, the scene—Odysseus tied to the mast in helpless rapture while the oarsmen row in mechanical unison below—summarizes Enlightenment's tragic contradiction: the liberal individual, a philosopher and an aesthete, as the ultimate product and prisoner of "mass culture" (Horkheimer and Adorno, 2002: 25–27).

Witnessing the world's first atomic test in 1945 another such figure, the American nuclear physicist J. Robert Oppenheimer, felt moved to recall Hindu scripture: "Now I am become Death, the destroyer of worlds!" (Hijiya, 2000: 23–125).¹ Oppenheimer taught at the University of California, Berkeley from 1920 to 1943. Working during the war as a lead scientist on the Manhattan Project, Oppenheimer went on to direct the Institute for Advanced Study (IAS), an independent research center near Princeton University. During his tenure at the Institute, Oppenheimer, who had been involved in union organizing at the Berkeley Radiation Lab prior to the war, had his security clearance stripped by the anti-communist inquest that sent a chill through the postwar intelligentsia. He knew who his oarsmen were and was sympathetic to their plight. An outspoken opponent of nuclear proliferation, Oppenheimer exemplified the scientist-scholar caught, like Odysseus, in an impossible bind, forced to do the work of enlightened reason—splitting atoms or contemplating Being in splendid isolation—that he knew very well was profoundly unreasonable.

¹ In a 1965 television documentary, Oppenheimer recalled thinking these words from the Bhagavad Gita as he witnessed the atomic explosion at the Trinity test site on July 16, 1945.

It is not difficult, with Horkheimer and Adorno, to extrapolate modern society itself out of the Odysseus allegory: the alienated bourgeoisie above decks, reading books, managing offices, and attending concerts, and workers chained to the factory floor below. This primordial social division, with its two types of bondage, sustains every opera house, museum, and university. But what do we learn when we focus instead on the instruments—the *media*—that support and maintain the operatic spectacle: a piece of infrastructure (the boat with decks above and below), an “iron cage” (the mast to which Odysseus is tied), a power source (the oarsmen’s labor), along with the rope with which Odysseus is bound, and the wax that plugs the oarsmen’s ears so that they may continue in their labors undistracted by the Sirens’ call?

This apparatus, which we can call a *media complex*, diagrams the architecture of Enlightenment which, with Oppenheimer-as-Odysseus in mind, we can understand as the architecture of the modern research university. Approaching university history in this way calls our attention to the material infrastructures within which knowledge is produced and circulates. Typically designed by architects, engineers, campus planners, and university administrators, such infrastructures divide knowledge into its intellectual and physical components. In the mid-twentieth century, there is no better place to begin a survey of the university as a media complex than at the University of California at Berkeley, where Oppenheimer began his career.

By the time Oppenheimer departed for Los Alamos in 1943, Berkeley had already become a key nexus in the “multiversity”, the term later given by Oppenheimer’s Berkeley colleague Clark Kerr to a new system of knowledge production. In *The Uses of the University*, published in 1963, Kerr, a scholar of labor relations and by then president of the University of California, half-jokingly defined the “multiversity” as “a series of faculty entrepreneurs held together by a common grievance over parking” (Kerr, 1963: 20). Although he could have been referring to any number of statewide public university “systems”, or to the sprawling complexity of many private research universities, Kerr was referring first to the system over which he presided. With an annual budget of half a billion dollars and forty thousand employees, the University of California ran “operations in over a hundred locations, counting campuses, experiment stations, agricultural and urban extension centers, and projects abroad involving more than fifty countries” (Kerr, 1963: 7).

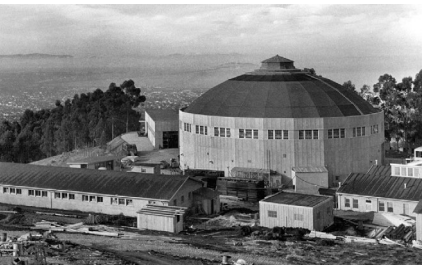
Berkeley was that system’s most prestigious hub. Its Beaux Arts campus had been designed around 1900, principally by the architect John Galen Howard, as a frontier version of the neoclassical City Beautiful that was prototyped at the Chicago World’s Exposition of 1893 and transferred by McKim, Mead & White to Columbia University (where Howard taught), which opened its new campus in upper Manhattan in 1897.

The central axis around which Howard organized the Berkeley campus opens an expansive view onto to Golden Gate, the strait that

**1| John Galen Howard,
Hearst Memorial Mining
Building, University of
California, Berkeley, 1907**



**2| Arthur Brown Jr. with Ernest
Lawrence, Cyclotron Building,
The University of California,
Berkeley, 1940**



**3| Aetron, Blume, Atkinson
and Charles Luckman
Associates, Stanford Linear
Accelerator Center (SLAC),
Stanford University, c. 1966**



separates the isthmus of San Francisco from the mainland. Although the plan was only partially realized, two buildings arranged along this axis mark Berkeley's transition from university to multiversity. The first, which stands abreast the axis and was designed by Howard, is the Hearst Memorial Mining building, a building devoted to the new science of mines that commemorated the career of mining entrepreneur George Hearst and was commissioned by his widow and Berkeley's patron, Phoebe Apperson Hearst (Fig. 1). The second building, positioned directly on the main east-west axis and aligned with the Pacific horizon, is the Lawrence cyclotron, designed by Arthur Brown, Jr. in 1940 (Fig. 2). Brown designed this large, cylindrical shed with neoclassical overtones to house a fifth-generation cyclotron, or electromagnetic particle accelerator, to support work done at Berkeley's Radiation Lab under the nuclear physicist Ernest O. Lawrence and his colleague Oppenheimer, among others.

As it happened, parts of the cyclotron were repurposed for work on the Manhattan project, and the instrument was not completed until after the war. But by 1940, the elements of the postwar multiversity, which turned on the sponsorship of university research by government on the one hand and by industry on the other, were already in place.

In 1961, not long before Kerr's book appeared, outgoing US president Dwight Eisenhower, who had earlier been president of Columbia University, warned of a growing "military-industrial complex." A few years later, US Senator J. William Fulbright spoke of a "military-industrial-academic complex" (Fulbright, 1970). Kerr's multiversity, with Berkeley at its core, belonged to this largely decentralized nationwide network. But other campuses, including Berkeley's northern California neighbor, Stanford University, were also growing branches. One such branch was the Stanford Research Institute (SRI), a nondescript suburban facility founded in 1946 to support research by Stanford faculty for the expanding electronics industry. Even as Kerr celebrated the SRI as an instance of university-industry cooperation, another nondescript monument appeared at the edge of the Stanford campus in a two mile-long shed: the Stanford Linear Accelerator Center, jointly developed with the Atomic Energy Commission, which opened in 1966 under the directorship of Wolfgang Panofsky—the physicist son of Oppenheimer's colleague at Princeton's IAS, the émigré art historian Erwin Panofsky (Fig. 3).

So already we have a partial map of the multiversity in its extended setting. But in what ways did its architecture belong to what we have been calling a media complex? And, if the Odysseus role has dissolved into the work of countless scientists and their humanist colleagues working in the multiversity's countless branches, where are the oarsmen? To see the mediations that force them out of the picture, we need to go off campus, to the cities and suburbs being redefined by the corporate capitalism that, as Horkheimer and Adorno already sensed in Los Angeles, was beginning to construct a new world order.

The headquarters building of the Union Carbide Corporation in midtown Manhattan was designed by the architect Gordon Bunshaft with the collaboration of Natalie De Blois, both of Skidmore, Owings & Merrill (SOM), and completed in 1960. This solemn, gridded skyscraper was set back from the street and clad in an articulate metal-and-glass curtain wall. A photograph by Ezra Stoller of a typical office floor, staged to highlight the modular interior, shows a group of white men meeting in a conference room, most of whom were probably college or university graduates (Fig. 4). Perhaps one or two were beneficiaries of the GI Bill, which funded college education for returning veterans after the war. Since Union Carbide was a chemical company, there may even have been a scientist among them. The women seen in the foreground of another Stoller photograph most likely did not benefit from higher education, though one or two may have attended trade schools to train for the work they did in the secretarial pool (Fig. 5). Both of the building's main designers studied at schools of architecture founded on the Beaux Arts model that, unlike European academies of fine arts, were integrated into American research universities. Bunshaft studied at the Massachusetts Institute of Technology (MIT); De Blois, a pioneer in a male dominated field, was educated at the Western College for Women in Ohio, and then at Columbia University's Graduate School of Architecture. Thus, on a typical day on a typical floor in Union Carbide's headquarters, the foundations of which straddle a commuter rail line that connects midtown Manhattan with the affluent northern suburbs, we witness a gendered division of intellectual labor, correlated with social class, within which modern architecture operated during the postwar period in the United States.

By the early 1960s, many corporations had borrowed the campus model to organize their work outside of cities, especially when that work involved some form of scientific research. A representative example was the Thomas J. Watson Research Center, designed by Eero Saarinen for International Business Machines (IBM), in Yorktown Heights, New York, a suburb of New York City, which opened in 1956. In plan, the building is a typical American college campus turned inside out and made more compact than many other corporate adaptations of the campus type to suburban enclaves (Fig. 6). Rather than a series of pavilions clustered around a quadrangle (as at Harvard), or a sequence of cloistered courtyards (as at Yale), this elongated, expandable, curved building was designed to cultivate reflective thought along an indoor stroll. By then the Saarinen office had designed numerous campus plans, and Eero Saarinen grew up on a campus designed by his father Eliel, for the Cranbrook Academy of Arts, in Bloomfield Hills, Michigan. The elder Saarinen brought an arts and crafts sensibility to the design of the Cranbrook campus and to the Cranbrook Academy curriculum. The aim was to counteract the urban alienation (and racial strife) of nearby Detroit, with an idealized Nordic *Gemeinschaft*.

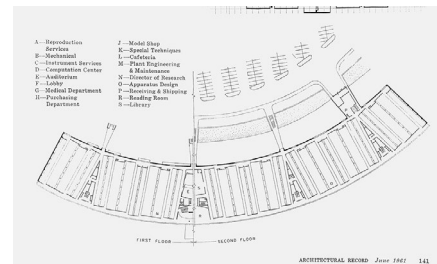
4| Gordon Bunshaft and Natalie De Blois, Union Carbide Building, New York, 1960.



5| Gordon Bunshaft and Natalie De Blois, Union Carbide Building, New York, 1960



6| Eero Saarinen and Associates, IBM Thomas J. Watson Research Laboratory, Yorktown Heights, New York, 1961



Throughout his short but prolific career, and often with the help of fellow Cranbrook alumni Charles and Ray Eames and Florence Knoll, the younger Saarinen translated the community-of-the arts he found at Cranbrook into a modernist idiom suited to constructing different forms of corporate community for American business.

The Watson Research Center was one such community—an inside-out campus designed mainly for doctors of philosophy, or PhDs, most of whom were engineers or computer scientists. Rather than enclose these office workers in cubicles doing repetitive tasks, as SOM had done at Union Carbide, Saarinen sought to free their minds. IBM was in the knowledge business, and the Watson Research Center was an extension of the postwar multiversity where many of its employee-researchers completed their dissertations. By this point, IBM's products included large mainframe computers and the software that ran on them, as well as the expertise to run the software and the machines, all of which the company leased to private and government clients whose work involved processing large amounts of information. To develop new machines, new software, new expertise, and new clients, IBM cultivated new landscapes of knowledge. Hence, the name of the magazine that IBM published for its employees and its customers repeated the simple command given by IBM's founder and the building's namesake, Thomas J. Watson, Sr.: "Think."²

Who then was the "researcher" for whom Saarinen designed this building? As imagined and staged by Saarinen's architecture, this figure, who was almost always a white male, was a thinking, feeling person—a unique individual. More specifically, far from being a modular abstraction—an "organization man", as at Union Carbide—Saarinen's imagined researcher exhibited all of the stereotypical eccentricities of the college professor or research scientist.

At the Watson Research Center, Saarinen and his colleagues accommodated this figure's individuality in a floor plan organized around a rainbow of color-coded hallways, equipped with a modular partition system that could be arranged and adjusted as needed. In rows of color-coded office cells lining the internal corridors, researchers faced inward, doing specialized work. When they needed time and space to think, they could go for a walk, symbolically but also literally. This campus stroll, however, did not cross quadrangles or lawns; instead, it followed a curved, outward-facing corridor with an expansive, gently panoramic view of the rolling landscape that had been made famous a century earlier by the Hudson River School of American painters (Fig. 7). Like much else in Saarinen's work, the curve is functional (allowing for a panoramic view), but also expressive, with overtones of Erich Mendelsohn and more distantly, Hans Poelzig, the architect of the similarly curved IG-Farben-Haus now occupied by the University of Frankfurt. Although Saarinen's corridor

7| Eero Saarinen and Associates,
IBM Thomas J. Watson Research
Laboratory, Yorktown Heights,
New York, 1961



² IBM published *Think* magazine from 1935 to 1999, principally for customers through 1970, and mainly for employees thereafter.

for IBM was glazed floor-to-ceiling, the rest of the building was windowless. Thirty years before the advent of the personal computer, the instrument screens and IBM Selectric typewriters on the desktops inside the cubicles were forerunners of screens, desktops, and Windows to come.

This topology—off campus scientists, inside-out walks, windowless offices with on-screen “windows”—belongs to what we can call the organizational complex, a type of media complex that, like the postwar multiversity, formed an aesthetic and technological extension of the Cold War military-industrial complex (Martin, 2003). Within such complexes, media were much more than computers or communications devices. Like the system of corridors, offices, windows, and screens at IBM, they are environments, where thinking was done on leisurely strolls designed, like the computers themselves, to mediate the production of knowledge in which universities and corporations joined forces.

Here, thinking was work that had been previously reserved for scholars and scientists but was gradually moved off-campus to corporate laboratories like those at IBM, as well as to non-profit “think tanks” and other civil society extensions of academia. Both “pure” and “applied” at once, in these early years of computerization, knowledge—technical knowledge, mathematical and scientific knowledge, social and economic knowledge, as well as engineering and design—was also a function of border lines that defined where and how that thinking was done.

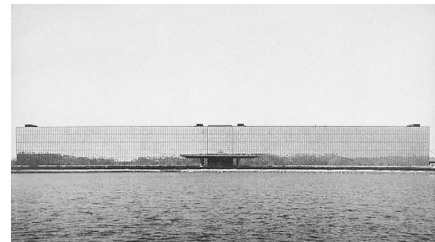
While working on IBM, the Saarinen office designed another inside-out campus—a laboratory for the Bell Telephone Company in Holmdel (NJ). The original Bell Labs complex, also in New Jersey, was among the most important sites of communications research and development during the mid-century. The new facility extended this work to communication satellites and related systems for both the corporate sector and the US government, including the military. Again, there were inward-looking modular offices, this time surrounding a large central atrium. A wide corridor now wrapped around the entire building, clad in a gridded, mirrored glass curtain wall, the first of its kind (Fig. 8). Outside, the mirror reflected the suburban landscape of clouds above and cars below—a kind of ambient white noise, an ominous, everyday sublime that was quite unlike IBM’s picturesque Hudson Valley (Fig. 9). This was the sprawl of big science in the suburbs, rising against the backdrop of the Cold War.

Saarinen’s design associate on both projects was Kevin Roche, a graduate of the Illinois Institute of Technology. Together with John Dinkeloo, Roche completed the Bell Labs building after Saarinen’s untimely death in 1961. Roche and Dinkeloo would go on to design many headquarters for multinational corporations, among which was a new campus for the Union Carbide Corporation, which had moved from its Park Avenue headquarters to suburban Connecticut. Completed in 1982 and designed as a single, massive piece of infrastructure,

8| Eero Saarinen and Associates, Bell Laboratories, Model, with corridor, Holmdel, New Jersey, 1966



9| Eero Saarinen and Associates, Bell Laboratories, Holmdel, New Jersey, 1966



10| Kevin Roche, John Dinkeloo and Associates, Union Carbide Headquarters, Danbury, Connecticut, 1982



Roche and Dinkeloo's Union Carbide headquarters organized clusters of office pods around a massive parking garage in place of a central atrium (Fig. 10). This was a drive-in campus, where suburban office workers could park just outside their cubicle and enter without ever having to go outdoors. The inversion allowed the offices to occupy the full perimeter, arranged in a snowflake-like pattern in which every office was a corner office, with each occupant able to enjoy a piece of the surrounding landscape from which both cars and people had been architecturally removed.

Roche and Dinkeloo's design utilized pattern-based techniques to minimize spatial hierarchy that had been pioneered at SOM by Walter Netsch, most notably in the design of the University of Illinois campus at Chicago Circle in the 1960s. But where Netsch's spatial patterns maximized opportunities for social encounter, Roche's plan addressed Union Carbide's American employees as individual persons, or what management jargon called "human resources", with rhetorically equal access to amenities, including personalized outdoor views and personalized environmental controls in each office. This individualized equality was, of course, a ruse of the sort that Horkheimer and Adorno had already associated with American mass culture four decades earlier. Transferred to the American suburbs, pseudo-individualization applied only to the distant descendants of Odysseus—college-educated office workers, particularly middle managers—and not to the oarsmen, like support staff and maintenance workers, who kept the giant ship afloat.

Union Carbide was a chemical company that, like IBM or Bell Labs, also depended on scientific and technological innovation. Among the company's most important products were fertilizers and pesticides manufactured and sold in support of "agricultural revolutions" around the world. One major Union Carbide pesticide manufacturing plant was located in Bhopal, India. On the night of December 2, 1984, two years after Roche's building opened, forty-five tons of the lethal gas methyl isocyanate (MIC) leaked from a poorly maintained storage tank at the Bhopal plant. The official death toll was 3,800, roughly equivalent to the number of workers at Union Carbide's headquarters in suburban Connecticut. Activists and survivors estimated the toll to be as high as 10,000 to 20,000. Most of the victims, including an unknown number of Union Carbide employees—"human resources"—lived next to the plant and were overcome by the gas as they slept. Many were from the poorest classes in Indian society and lacked citizenship papers and other documents, so neither their lives nor their deaths were ever formally counted (Martin, 2010: 123–145).³

These two examples—a suburban headquarters and an urban factory—show that, by the mid-1980s, the risks of knowledge work like boredom, stress, and de-personalization, were starkly differentiated

3 For more detail on the Union Carbide headquarters in relation to the Bhopal tragedy, see Martin 2010, pp. 123–145.

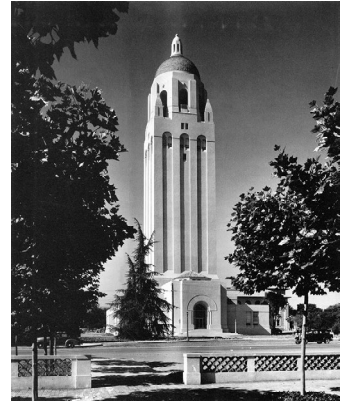
from those of physical labor, which was often performed for the same corporate body, like Union Carbide, by different people living dramatically different lives. Since the 1960s, campus activists had used Clark Kerr's description of the multiversity as a "knowledge factory" to critique its instrumental ties to business and the military (Savio, 1964).⁴ By that time, corporations and universities were so enmeshed that it is possible to speak of something like a "corporate university" to describe the inside-out connection of research and development with its profit-seeking, and sometimes lethal, deployment.

Off campus, corporations like IBM and Union Carbide built media complexes—environments—for what amounts to the design of the office worker as a thinking individual. This individual, who was both real and imagined, lived on the constantly shifting border between universities and corporations. Modernist buildings like those designed by SOM, Saarinen, and Roche, redrew this border in unexpected ways. But modernism was not a necessary ingredient of mid-century modernity, as the example of the Hoover Tower at Stanford University shows.

Located in the historical core of the Stanford campus, in the middle of what is now Silicon Valley, the Hoover Institution of War, Revolution, and Peace was founded at Stanford in 1919 as a semi-autonomous research institute that later became one of the premier "think tanks" of the post-Cold War economic and political order. In 1941, Arthur Brown, Jr.—who would shortly design Berkeley's cyclotron shed—designed a new building for the Hoover Institution, centered on a tower that mainly houses the Hoover Library and archives, with a windowless, fluted shaft shielding the books and scholars inside from daylight outside. The Hoover Tower's simplified, vaguely Art Deco forms combine distant neoclassical references with the northern California Mission Style that connected the Stanford campus with the legacy of the Spanish Empire, for which the mission was an architectural unit of colonial rule (Fig. 11). This connection is most evident in Stanford's original, central quadrangle, completed in 1906 by Shepley, Rutan, and Coolidge (the successor firm to Henry Hobson Richardson) in a neo-Romanesque manner with sharp Mission Style accents, such as red tile roofs. The Hoover Tower sits off to the side of this quadrangle, distinctively marking the skyline.

Established during the 1920s as a repository of documents related to "war, revolution, and peace", by the early 1980s the Hoover Institution had become the principal archive of the history and ideology of neoliberal economic theory. W. Glenn Campbell, the Institution's president from 1960 to 1989, was an economist and early member of the Mont Pèlerin Society, the organization of professional economists that became a clearinghouse for neoliberal thought during

11 | Arthur Brown, Jr.,
Hoover Library Tower,
Stanford University, 1940



⁴ In one of the central statements of the Berkeley Free Speech Movement (FSM), which began at Berkeley in 1964, FSM student leader Mario Savio drew on Kerr's own description of the university as a "knowledge factory."

the postwar period. In 1980 the Society held its general meeting at the Hoover Institution, the first in North America since Princeton in 1958. Other Society members included the economists Milton Friedman and Friedrich von Hayek, both of whose papers are now stored in the Hoover Institution archive, as are the papers of the Mont Pèlerin Society itself (Mirowski and Plehwe, 2009, Martin 2021).

Like these archives, the architectural history we have been surveying belongs to the history of neoliberalism. Contrary to Horkheimer and Adorno's thesis, it does not record the inevitable death of the liberal individual at the hands of the modern masses, but rather his (and her) rebirth, as a knowledge worker. In 1784, Immanuel Kant began his famous remarks on Enlightenment with a categorical imperative—a command: Sapere Aude! Dare to know! In the new order, as Horkheimer and Adorno undoubtedly recognized, scholars had little choice, like Odysseus, but to obey this command, if only as a friendly, collegial rebuke—though not exactly a refusal—of the profit-seeking corporate command: Think!

Sources

- Fulbright, J. William: "The War and Its Effects: The Military-Industrial-Academic Complex". In: Herbert I. Schiller, ed.: *Super-State: Readings in the Military-Industrial Complex*. Urbana (IL): University of Illinois, 1970.
- Kerr, Clark: *The Uses of the University*. Cambridge (MA): Harvard University Press, 1963.
- Savio, Mario: "Bodies upon the Gears' Speech at FSM Rally, Sproul Hall Steps, 2 December 1964." In: Robert Cohen, ed.: *The Essential Mario Savio: Speeches and Writings that Changed America*. Berkeley (CA): University of California Press, 2014.

Bibliography

- Hijiya, James A.: "The Gita of Robert Oppenheimer". In *Proceedings of the American Philosophical Society* 144, no. 2 (June 2000), pp. 123–167.
- Horkheimer, Max, and Theodor Adorno: *Dialectic of Enlightenment: Philosophical Fragments*, trans. Edmund Jephcott. Stanford (CA): Stanford University Press, 2002.
- Martin, Reinhold: *The Organizational Complex: Architecture, Media, and Corporate Space*. Cambridge (MA): MIT Press, 2003.
- Martin, Reinhold: *Utopia's Ghost: Architecture and Postmodernism, Again*. Minneapolis (MN): University of Minnesota Press, 2010.
- Martin, Reinhold: *Knowledge Worlds. Media, Materiality, and the Making of the Modern University*, New York (NY) 2021.

Mirowski, Philip, and Dieter Plehwe, eds.: *The Road from Mont Pèlerin: The Making of the Neoliberal Thought Collective*. Cambridge (MA): Harvard University Press, 2009.

Illustrations

- Fig. 1 John Galen Howard, Hearst Memorial Mining Building, University of California, Berkeley, 1907. "The New University of California", *Architectural Record* 23, no. 4 (April 1908): 283
- Fig. 2 Arthur Brown Jr. with Ernest Lawrence, Cyclotron Building, The University of California, Berkeley, 1940. Lawrence Berkeley National Laboratories. Jeffrey T. Tilman, Arthur Brown Jr., *Progressive Classicist* (New York: Institute of Classical Architecture / W. W. Norton, 2006)
- Fig. 3 Aetron, Blume, Atkinson and Charles Luckman Associates Stanford Linear Accelerator Center (SLAC), Stanford University, c. 1966. Stanford University, Office of Development, Photographs, Department of Special Collections and University Archives, Stanford University Libraries
- Fig. 4 Gordon Bunshaft and Natalie De Blois of Skidmore, Owings & Merrill, Union Carbide Building, New York, 1960. Office interiors. Photograph by Ezra Stoller. © Ezra Stoller/Esto
- Fig. 5 Gordon Bunshaft and Natalie De Blois of Skidmore, Owings & Merrill, Union Carbide Building, New York, 1960. Office interiors. Photograph by Ezra Stoller. © Ezra Stoller/Esto
- Fig. 6 Eero Saarinen and Associates, IBM Thomas J. Watson Research Laboratory, Yorktown Heights, New York, 1961. First and second floor plans. "Unique Cross-Curve Plan for IBM Research Center", *Architectural Record* 130, no. 1 (June 1961): 140–141
- Fig. 7 Eero Saarinen and Associates, IBM Thomas J. Watson Research Laboratory, Yorktown Heights, New York, 1961. Corridor. Photograph by George Cserna. "Research in the Round", *Architectural Forum* 114, no. 6 (June 1961): 80
- Fig. 8 Eero Saarinen and Associates, Bell Laboratories, Holmdel, New Jersey, 1966. Model, with corridor. Photograph by Cervin Robinson. Eeva-Liisa Pelkonen and Donald Albrecht, eds., *Eero Saarinen: Shaping the Future* (New Haven: Yale University Press, 2006): 209
- Fig. 9 Eero Saarinen and Associates, Bell Laboratories, Holmdel, New Jersey, 1966. Photograph by Cervin Robinson. "The Biggest Mirror Ever", *Architectural Forum* 126, no. 3 (April 1967): 33

- Fig. 10 Kevin Roche, John Dinkeloo and Associates, Union Carbide Headquarters, Danbury, Connecticut, 1982
Aerial photograph. “Kevin Roche: Seven Headquarters”,
Office Age 01, Special edition (1990): 132
- Fig. 11 Arthur Brown, Jr., Hoover Library Tower, Stanford University, 1940. Photograph by Jean Moulin © Moulin Studios.
Jeffrey T. Tilman, Arthur Brown Jr., Progressive Classicist
(New York: Institute of Classical Architecture/W.W. Norton, 2006)

Die Universität als Medienkomplex. Die USA nach 1940

In Los Angeles der frühen 1940er Jahre beschrieben zwei im Exil lebende Mitglieder des Instituts für Sozialforschung der Universität Frankfurt am Main, Max Horkheimer und Theodor Adorno, eine Art der Arbeitsteilung, die jedem Universitätsprofessor vertraut vorkommen musste: Odysseus, Vorläufer des modernen Intellektuellen – des Gelehrten, Wissenschaftlers, Staatsmannes – deutet die Welt und schätzt ihre Schönheit, angezogen von dem Zaubergesang der Sirenen, während die Ruderer die unselige Dialektik der Aufklärung vorantreiben. Für Horkheimer und Adorno fasst die Szenerie – Odysseus in hilfloser Verzückung an den Mast gefesselt, während die Ruderer im mechanischen Gleichklang rudern – den tragischen Widerspruch der Aufklärung zusammen: das liberale Individuum, ein Philosoph und Ästhet, als Endprodukt und Gefangener der „Massenkultur“ (Horkheimer und Adorno 2002: 25–27).

Eine ähnliche Figur, der amerikanische Kernphysiker J. Robert Oppenheimer, fühlte sich als Zeuge des ersten Atomtests der Welt 1945 dazu bewegt, an einen Vers aus der Bhagavad Gita zu erinnern: „Jetzt bin ich der Tod geworden, der Zerstörer der Welten!“¹ Oppenheimer lehrte von 1920 bis 1943 an der *University of California* in Berkeley. Während des Krieges arbeitete Oppenheimer als leitender Wissenschaftler am Manhattan-Projekt, dem zentralen militärischen Atomforschungsprogramm der USA, und leitete anschließend das *Institute for Advanced Study* (IAS), ein unabhängiges Forschungszentrum in der Nähe der Universität Princeton. Oppenheimer war vor dem Krieg an der gewerkschaftlichen Organisation im *Berkeley Radiation Lab* beteiligt gewesen. Er wusste, wer seine Ruderer waren, und empfand Mitgefühl für ihre Lage. Während seiner Amtszeit am IAS wurde Oppenheimer seine Sicherheitsfreigabe durch eine antikommunistische Untersuchung im Rahmen der McCarthy-Ära entzogen, die die

¹ In einer Fernsehdokumentation aus dem Jahr 1965 erinnerte sich Oppenheimer, dass er an diese Worte aus der Bhagavadgita dachte, als er Zeuge der Atomexplosion auf dem Trinity-Testgelände am 16. Juli 1945 wurde, so Hijiya (2000, S. 123–125).

Intelligenzija der Nachkriegszeit erschreckte. Er war ein entschiedener Gegner der Verbreitung von Atomwaffen und ein Beispiel für einen Wissenschaftsgelehrten, der wie Odysseus in einer Zwangslage gefangen war: Er war forciert, die Arbeit der aufgeklärten Vernunft zu tun – er spaltete Atome oder dachte zugleich in idyllischer Absonderung über das Sein nach – und wusste dabei sehr wohl, dass sie zutiefst irrational war.

Es ist nicht schwer, mit Horkheimer und Adorno die Odysseus-Allegorie auf die moderne Gesellschaft umzulegen: die entfremdete Bourgeoisie über Deck, die Bücher liest, Büros leitet und Konzerte besucht, und Arbeiter, die in der Fabriketage darunter angekettet sind. Diese konstitutive soziale Spaltung mit ihren zwei Arten von Knechtschaft stützt jedes Opernhaus, jedes Museum und jede Universität. Aber was lernen wir, wenn wir uns stattdessen auf die Instrumente – die Medien – konzentrieren, die das Operspektakel unterstützen und aufrechterhalten: ein Stück Infrastruktur (das Boot mit den Decks oben und unten), einen „eisernen Käfig“ (den Mast, an den Odysseus gefesselt ist), eine Energiequelle (die Arbeit der Ruderer), zusammen mit dem Seil, mit dem Odysseus gefesselt ist, und das Wachs, das den Ruderern die Ohren verstopft, damit sie ihre Arbeit ungestört vom Ruf der Sirenen fortsetzen können?

Dieser Apparat, den wir als Medienkomplex bezeichnen können, bestimmt die Architektur der Aufklärung, die wir mit Blick auf Oppenheimer/Odysseus als diejenige der modernen Forschungsuniversität verstehen können. Eine solche Annäherung an die Universitätsgeschichte lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die materiellen Infrastrukturen, in denen Wissen produziert wird und zirkuliert. Zumeist von Architekten, Ingenieuren, Campusplanern und Universitätsverwaltungen entworfen, teilen solche Infrastrukturen das Wissen in intellektuelle und physische Komponenten auf. In der Mitte des 20. Jahrhunderts gibt es keinen besseren Ort, um einen Überblick über die Universität als Medienkomplex zu gewinnen, als die *University of California* in Berkeley, wo Oppenheimer seine Karriere begann.

Als Oppenheimer 1943 nach Los Alamos ging, war Berkeley bereits zu einem wichtigen Knotenpunkt der ‚Multiversität‘ geworden – eine Bezeichnung, die später Oppenheimers Berkeley-Kollege Clark Kerr dem neuen System der Wissensproduktion gab. In *The Uses of the University* (1963) definierte Kerr, fachkundig auf dem Gebiet der Arbeitgeber-Arbeitnehmerverhältnisse und bis dahin Präsident der University of California, die ‚Multiversität‘ halb scherzhaft als „eine Reihe von Fakultätsunternehmen, die durch einen gemeinsamen Groll auf das Parken zusammengehalten werden“ (Kerr 1963: 20). Kerr hätte sich auf eine beliebige Anzahl von landesweiten öffentlichen Universitäts-„Systemen“ oder auf die sich beständig steigernde Komplexität vieler privater Forschungsuniversitäten beziehen können, zielte aber zunächst auf das System ab, dem er vorstand. Mit einem Jahresbudget von einer halben Milliarde Dollar und vierzigtausend Angestellten betrieb die University of California „Unternehmen an

über hundert Standorten, wozu sie Campuse, Versuchsanstalten, landwirtschaftliche und städtische Erweiterungszentren und Projekte im Ausland zählte, in mehr als fünfzig Ländern“ (Kerr 1963: 7).

Berkeley war der prestigeträchtigste Knotenpunkt dieses Systems. Sein *Beaux-Arts*-Campus wurde um 1900 hauptsächlich von dem Architekten John Galen Howard als eine Grenzversion der neoklassizistischen *City Beautiful* entworfen worden. Diese war 1893 auf der Weltausstellung in Chicago als Prototyp entstanden und von McKim, Mead & White auf die *Columbia University* (an der Howard lehrte) übertragen worden, die 1897 ihren neuen Campus in Upper Manhattan eröffnete.

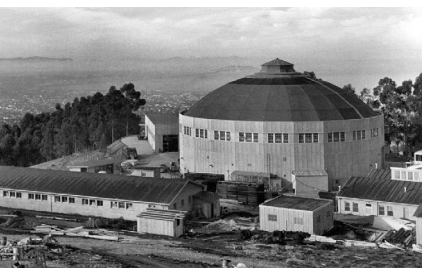
Die zentrale Achse, um die Howard den Berkeley-Campus angelegt hat, eröffnet einen weiten Blick auf das *Golden Gate*, die Meerenge, die die Landenge von San Francisco vom Festland trennt. Obwohl der Plan nur teilweise realisiert wurde, markieren zwei entlang dieser Achse angeordnete Gebäude Berkeleys Übergang von der Universität zur Multiversität. Das erste, das neben der Achse steht und von Howard entworfen wurde, ist das *Hearst-Memorial-Mining*-Gebäude, das der neuen Bergwissenschaft gewidmet wurde. Es erinnert an das Lebenswerk des Bergbauunternehmers George Hearst und wurde von seiner Witwe und Berkeleys Mäzenin Phoebe Apperson Hearst in Auftrag gegeben (Abb. 1). Das zweite Gebäude, das direkt auf der Ost-West-Hauptachse liegt und auf den pazifischen Horizont ausgerichtet ist, ist das Lawrence-Zyklotron, das 1940 von Arthur Brown Jr. entworfen wurde (Abb. 2). Brown designte diese große, zylindrische Halle mit neoklassischen Anklängen, die ein Zyklotron der fünften Generation bzw. einen elektromagnetischen Teilchenbeschleuniger beherbergen sollte, um die Arbeiten zu unterstützen, die im *Berkeley's Radiation Lab* u. a. von dem Kernphysiker Ernest O. Lawrence und seinem Kollegen Oppenheimer durchgeführt wurden.

Teile des Zyklotrons wurden schließlich für die Arbeit am Manhattan-Projekt umfunktioniert, und das Instrument konnte erst nach dem Krieg wirklich fertiggestellt werden. Aber die Elemente der Nachkriegs-Multiversität, die die Förderung der universitären Forschung einerseits durch die Regierung und andererseits durch die Industrie vorantrieb, waren im Jahre 1940 bereits etabliert. 1961, kurz vor dem Erscheinen von Kerrs Buch, warnte der abtretende US-Präsident Dwight Eisenhower, der schon zuvor der *Columbia University* vorgestanden hatte, vor einem wachsenden „militärisch-industriellen Komplex“. Einige Jahre später sprach US-Senator J. William Fulbright von einem „militärisch-industriellen-akademischen Komplex“ (Fulbright 1970). Kerrs Multiversität, mit Berkeley im Zentrum, gehörte zu diesem weitgehend dezentralisierten landesweiten Netzwerk. Aber auch andere Campuse, darunter Berkeleys nordkalifornischer Nachbar, die *Stanford University*, waren ebenso wachsende Zweigniederlassungen. Dazu gehörte auch das *Stanford Research Institute* (SRI), eine unscheinbare, vorstädtische Einrichtung, die 1946 gegründet wurde, um die Forschung der Stanford-Fakultät für die

1| Hearst Memorial Mining Building, University of California, Berkeley (CA), 1907, John Galen Howard



2| Cyclotron Building, The University of California, Berkeley (CA), 1940, Arthur Brown Jr. with Ernest Lawrence



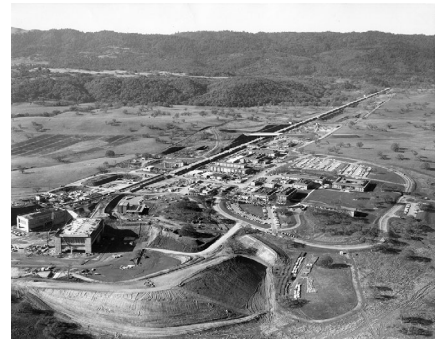
expandierende Elektronikindustrie zu unterstützen. Noch während Kerr das SRI als Beispiel für die Zusammenarbeit zwischen Universität und Industrie feierte, tauchte am Rande des Stanford-Campus in Form einer zwei Meilen langen Halle ein weiteres unscheinbares Monument auf: das gemeinsam mit der Atomenergiekommission entwickelte *Stanford Linear Accelerator Center*, das 1966 unter der Leitung von Wolfgang Panofsky eröffnet wurde – dem Physiker und Sohn von Oppenheimers Kollegen am IAS in Princeton, des emigrierten Kunsthistorikers Erwin Panofsky (Abb. 3).

Wir haben also bereits eine Teilkarte der Multiversität in ihrem erweiterten Umfeld erstellt. Aber in welcher Weise gehörte ihre Architektur zu dem, was wir einen Medienkomplex genannt haben? Und wenn sich die Rolle des Odysseus in der Arbeit unzähliger Wissenschaftler und ihrer humanistischen Kollegen aufgelöst hat, die in den zahllosen Zweigen der Multiversität arbeiten, wo sind dann die Ruderer? Um die Mediationen zu sehen, die sie aus dem Bild drängen, müssen wir den Campus verlassen, zu den Städten und Vorstädten, die durch den Unternehmens Kapitalismus neu bestimmt werden, der, wie schon Horkheimer und Adorno in Los Angeles spürten, eine neue Weltordnung zu errichten begann.

Das Hauptgebäude der *Union Carbide Corporation* in *Midtown Manhattan* wurde von dem Architekten Gordon Bunshaft in Zusammenarbeit mit Natalie De Blois entworfen (beide bei Skidmore, Owings & Merrill [SOM]) und 1960 fertiggestellt. Dieser feierliche, gitterförmige Wolkenkratzer wurde von der Straße zurückgesetzt und mit einer gegliederten Vorhangfassade aus Metall und Glas verkleidet. Ein Foto von Ezra Stoller von einer typischen Büroetage, das inszeniert wurde, um das modulare Innere hervorzuheben, zeigt eine Gruppe weißer Männer, die sich in einem Konferenzraum versammelt haben. Die meisten von ihnen waren wahrscheinlich College- oder Universitätsabsolventen (Abb. 4), vielleicht waren ein oder zwei darunter auch Nutznießer des GI-Gesetzes, das nach dem Krieg die College-Ausbildung für zurückkehrende Veteranen finanzierte. Da *Union Carbide* ein Chemieunternehmen war, könnte auch ein Wissenschaftler unter ihnen gewesen sein. Die Frauen, die im Vordergrund eines anderen Stoller-Fotos zu sehen sind, hatten höchstwahrscheinlich nicht von einer Hochschulausbildung profitiert, obwohl vielleicht ein oder zwei von ihnen Handelsschulen besucht hatten, um sich für die Arbeit im Sekretariatswesen auszubilden (Abb. 5). Beide Hauptgestalter des Gebäudes hatten an Architekturschulen nach dem *Beaux-Arts*-Modell studiert, die im Gegensatz zu den europäischen Akademien der Bildenden Künste in amerikanische Forschungsuniversitäten integriert waren. Bunshaft hatte das *Massachusetts Institute of Technology* (MIT) besucht; De Blois, eine Pionierin in einem männlich dominierten Gebiet, war am *Western College for Women* in Ohio und dann an der *Graduate School of Architecture* der Columbia University ausgebildet worden.

So erleben wir an einem typischen Tag auf einem typischen Stockwerk im Hauptquartier von *Union Carbide*, dessen Fundamente

3| Stanford Linear Accelerator Center (SLAC), Stanford University (CA), ca. 1966, Aetron, Blume, Atkinson and Charles Luckman Associates



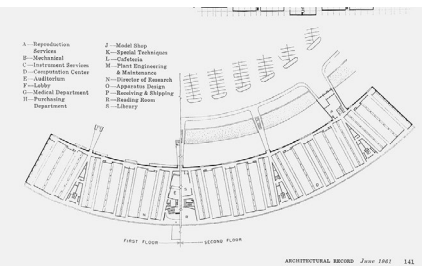
4| Union Carbide Building, New York (NY), 1960, Gordon Bunshaft and Natalie De Blois



5| Union Carbide Building,
New York (NY), 1960, Gordon
Bunshaft and Natalie De Blois



6| IBM Thomas J. Watson
Research Laboratory, Yorktown
Heights, New York, 1961,
Eero Saarinen and Associates



eine Pendler-Eisenbahnlinie überspannen, die *Midtown Manhattan* mit den wohlhabenden nördlichen Vorstädten verbindet, eine geschlechtsspezifische Aufteilung der intellektuellen Arbeit; sie korreliert mit der sozialen Klasse, innerhalb derer die moderne Architektur in der Nachkriegszeit in den Vereinigten Staaten angesiedelt war.

Bis Anfang der 1960er Jahre nutzten viele Unternehmen das Campus-Modell, um ihre Arbeit außerhalb der Städte zu organisieren, vor allem, wenn sie Formen wissenschaftlicher Forschung beinhaltete. Ein repräsentatives Beispiel war das *Thomas J. Watson Research Center*, das von Eero Saarinen für *International Business Machines* (IBM) in Yorktown Heights, einem Vorort von New York City, entworfen wurde und 1956 eröffnet wurde. Der Disposition nach ist das Gebäude ein typischer amerikanischer College-Campus, der von rechts auf links gewendet und kompakter gestaltet ist als viele an vorstädtische Enklaven angepasste Adaptionen des Unternehmenscampustyps (Abb. 6). Statt einer Reihe von Pavillons, die sich um ein Viereck gruppieren (wie in Harvard), oder einer Abfolge von geschlossenen Innenhöfen (wie in Yale) wurde dieses längliche, erweiterbare, geschwungene Gebäude entworfen, um dem Kultus gedanklicher Reflexion – vermittelt des Wandeln durch Innenräume – Raum zu geben. Bis dahin hatte das Büro Saarinen zahlreiche Campuspläne entworfen, und Eero Saarinen war auf einem Campus aufgewachsen, den sein Vater Eliel für die *Cranbrook Academy of Arts* in Bloomfield Hills (Michigan) entworfen hatte. Der ältere Saarinen brachte eine kunsthandwerkliche Sensibilität in die Gestaltung des Cranbrook-Campus und in den Lehrablauf der *Cranbrook Academy* ein. Ziel war es, der städtischen Entfremdung (und den ‚Rassen‘-Spannungen) im nahe gelegenen Detroit mit einer idealisierten ‚nordischen Gemeinschaft‘ entgegenzuwirken. Während seiner kurzen, aber produktiven Karriere und oft mit Hilfe seiner Cranbrook-Alumni Charles und Ray Eames und Florence Knoll übersetzte der jüngere Saarinen das künstlerische Gemeinschaftsmodell, das er in Cranbrook vorgefunden hatte, in ein modernistisches Idiom, das auch geeignet war, verschiedene Formen unternehmerischer Vergemeinschaftung für amerikanische Firmen zu befördern.

Das Watson-Forschungszentrum war eine solche Gemeinschaft – ein von innen nach außen gewendeter Campus, der hauptsächlich für Doktoren der Philosophie oder Doktoranden konzipiert war, von denen die meisten Ingenieure oder Informatiker waren. Anstatt diese Büroangestellten in Kabinen einzuschließen und repetitive Aufgaben erledigen zu lassen, wie SOM es bei *Union Carbide* getan hatte, versuchte Saarinen, ihren Geist zu befreien. IBM war im Wissensgeschäft tätig, und das Watson-Forschungszentrum war eine Erweiterung der Multiversität der Nachkriegszeit, in der viele ihrer forschenden Mitarbeiter ihre Dissertationen abschlossen. Zu diesem Zeitpunkt umfasste das Angebot von IBM große Hauptrechner, die darauf laufende Software sowie das Know-how für den Betrieb der Programme und der Maschinen, die das Unternehmen an private

und staatliche Kunden vermietete, deren Geschäft die Verarbeitung großer Informationsmengen implizierte. Um neue Maschinen, neue Software, neues Fachwissen und neue Kunden zu gewinnen, kultivierte IBM neue Wissenslandschaften. Daher wiederholte der Name der Zeitschrift, die IBM für ihre Mitarbeiter und Kunden herausgab, die einfache Anweisung des IBM-Gründers und Namensvetters des Gebäudes, Thomas J. Watson Sr: „Denke!“²

Wer war der ‚Forscher‘, für den Saarinen dieses Gebäude entworfen hat? Wie von Saarinen Architektur imaginiert und inszeniert, war diese Figur, die fast immer ein weißer Mann war, ein denkender, fühlender Mensch – ein ‚einzigartiges Individuum‘. Genauer gesagt, wies Saarinen imaginiertes Forscher, weit davon entfernt eine modulare Abstraktion zu sein – wie der ‚Organisationsmensch‘ wie bei *Union Carbide* –, alle stereotypen Exzentrizitäten des Hochschulprofessors oder Forschers auf.

Im Watson-Forschungszentrum brachten Saarinen und seine Kollegen die Individualität dieser Figur in einem Grundriss unter, der sich um einen Regenbogen von farblich gekennzeichneten Gängen gliederte. Er war mit einem modularen Trennwandsystem ausgestattet, das je nach Bedarf angeordnet und angepasst werden konnte. In Reihen von farbcodierten Bürozellen, die die inneren Korridore säumten, waren die Forscher nach innen hin orientiert und verrichteten spezialisierte Arbeit. Wenn sie Zeit und Raum zum Nachdenken brauchten, konnten sie einen Spaziergang machen – symbolisch oder buchstäblich. Dieser Campus-Gang führte jedoch nicht über Vierecke oder Rasenflächen, sondern folgte einem geschwungenen, nach außen gerichteten Korridor mit einem weiten, sanften Panoramablick auf die hügelige Landschaft, die ein Jahrhundert zuvor durch die *Hudson River School of American Painters* berühmt geworden war (Abb. 7). Wie vieles andere in Saarinen Werk ist die Kurve funktional motiviert (sie erlaubt einen Panoramablick), aber auch expressiv dimensioniert, mit Anklängen an Erich Mendelsohn und, weiter entfernt, an Hans Poelzig, den Architekten des ähnlich geschwungenen IG-Farben-Gebäude, das heute die Universität Frankfurt beherbergt. Obwohl Saarinen Korridor für IBM vom Boden bis zur Decke verglast war, war der Rest des Gebäudes fensterlos. Die Instrumentenbildschirme und die IBM *Selectric*-Schreibmaschinen auf den Schreibtischen in den Kabinen können als Vorläufer der späteren Bildschirme, Desktops und Fenster der dreißig Jahre später aufkommenden *Personal Computer* gelten.

Diese Topologie – Wissenschaftler außerhalb des Campus, Innen-Außen-Spaziergänge, fensterlose Büros mit Bildschirm-‚Fenstern‘ – gehört zu dem, was wir Organisationskomplex nennen können, eine Art Medienkomplex, der wie die Multiversität der Nachkriegszeit eine ästhetische und technologische Erweiterung

7| IBM Thomas J. Watson Research Laboratory, Yorktown Heights, New York, 1961, Eero Saarinen and Associates



² IBM gab von 1935 bis 1999 das Magazin *Think* heraus, das bis 1970 hauptsächlich für Kunden und danach hauptsächlich für Mitarbeiter bestimmt war.

des militärisch-industriellen Komplexes des Kalten Krieges darstellt (Martin 2003).³ Innerhalb solcher Komplexe waren Medien viel mehr als Computer oder Kommunikationsgeräte. Wie das System von Korridoren, Büros, Fenstern und Bildschirmen bei IBM waren sie gestaltete Umwelten, wo das Denken sich auf gemächlichen Spaziergängen vollzog, die genauso wie die Computer selbst dazu konzipiert worden waren, eine Wissensproduktion zu beflügeln, in welcher Universitäten und Unternehmen ihre Kräfte bündelten.

Hier wurde Denken, eine Tätigkeit, die zuvor Gelehrten und Wissenschaftlern vorbehalten war, nach und nach außerhalb des Campus in Unternehmenslabors wie die von IBM sowie in gemeinnützige ‚Think Tanks‘ und andere zivilgesellschaftliche Erweiterungen des akademischen Bereichs verlagert. Das bedeutete ‚rein‘ und ‚angewandt‘ zusammen. In diesen frühen Jahren der Computerisierung stellte Wissen – technisches, mathematisches, wissenschaftliches, soziales und wirtschaftliches sowie Ingenieurwesen und Design – eine Art Grenzwertfunktion dar, die definierte, wo und wie dieses Denken stattfand.

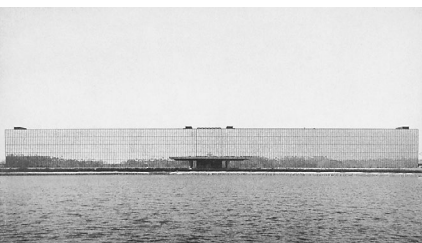
Während der Arbeit an IBM entwarf das Büro Saarinen einen weiteren *Inside-out-Campus* – ein Labor für die *Bell Telephone Company in Holmdel*, New Jersey. Der ursprüngliche Bell-Labs-Komplex, ebenfalls in New Jersey, gehörte in der Mitte des Jahrhunderts zu den wichtigsten Standorten der Kommunikationsforschung und -entwicklung. Mit der neuen Einrichtung wurde diese Arbeit auf Kommunikationssatelliten und verwandte Systeme sowohl für den Unternehmenssektor als auch für die US-Regierung ausgeweitet, einschließlich des Militärs. Wieder gab es nach innen gerichtete modulare Büros, diesmal um ein großes zentrales Atrium herum. Ein breiter Korridor umgab nun das gesamte Gebäude, verkleidet mit einer gitterartigen, verspiegelten Glasvorhangfassade, der ersten ihrer Art (Abb. 8). Draußen wurde spiegelartig die Vorstadtlandschaft mit Wolken oben und Autos unten reflektiert – eine Art weißes Umgebungsruschen, ein ominöses, alltägliches Erhabensein, das sich von IBMs malerischem *Hudson Valley* unterschied (Abb. 9). Dies war die Ausdehnung der großen Wissenschaft in die Vorstädte, die sich vor dem Hintergrund des Kalten Krieges vollzog.

Saarinens Design-Mitarbeiter bei beiden Projekten war Kevin Roche, ein Absolvent des *Illinois Institute of Technology* (IIT). Zusammen mit John Dinkeloo stellte Roche das *Bell-Labs-Gebäude* nach Saarinens vorzeitigem Tod 1961 fertig. Roche und Dinkeloo entwarfen in der Folge zahlreiche Hauptquartiere für multinationale Unternehmen, darunter einen neuen Campus für die *Union Carbide Corporation*, die von ihrem Hauptsitz in der *Park Avenue* in die Vorstadt von Connecticut umgezogen war. Mit dem 1982 fertiggestellten und als ein

8| Bell Laboratories, Modell mit Korridor, Holmdel (NJ) 1966, Eero Saarinen and Associates



9| Bell Laboratories, Holmdel (NJ), 1966, Eero Saarinen and Associates



³ Zum Hauptsitz von Bunshafts *Union Carbide* und anderen Gebäuden mit Vorhangfassade: ebd., S. 80–121; zu Saarinens IBM- und Bell-Laboratorien: ebd., S. 182–211.

einziges, gewaltiges Stück Infrastruktur konzipierten Hauptsitz der *Union Carbide* entwickeln Roche und Dinkeloo eine Ansammlung von Bürokapiteln um ein riesiges Parkhaus anstelle eines zentralen Atriums (Abb. 10). Dabei handelte es sich um eine Art *Drive-in-Campus*, innerhalb dessen die Büroangestellten aus den Vorstädten direkt vor ihrer Arbeitskabinen parken und eintreten konnten, ohne jemals ins Freie gehen zu müssen. Die Umkehrung erlaubte es den Büros, die volle Gebäudetiefe einzunehmen. Sie waren in einem schneeflockenähnlichen Muster angeordnet, in dem jedes Büro ein Eckraum war: Jeder Bewohner konnte ein Stück der umgebenden Landschaft genießen, aus der sowohl Autos als auch Menschen architektonisch entfernt worden waren.

Der Entwurf von Roche und Dinkeloo nutzte musterbasierte Techniken zur Minimierung der räumlichen Hierarchie, die an der SOM von Walter Netsch eingeführt worden waren, vor allem bei der Gestaltung des Campus der *University of Illinois* am *Chicago Circle* in den 1960er Jahren. Doch wo Netschs räumliche Muster die Möglichkeiten für soziale Begegnungen maximierten, richtete sich der Plan von Roche an die amerikanischen Angestellten von *Union Carbide* als einzelne Personen oder, wie es im Managementjargon hieß, als *Human Resources* mit (vorgeblich) gleichberechtigtem Zugang zu allen Annehmlichkeiten, einschließlich der persönlichen Aussicht und Kontrollmöglichkeit der Umgebung in jedem Büro. Diese individualisierte Gleichheit war natürlich eine List, wie sie Horkheimer und Adorno bereits vier Jahrzehnte zuvor als typisch für die amerikanische Massenkultur ausgemacht hatten. Übertragen auf die amerikanischen Vorstädte galt die Pseudo-Individualisierung nur für die entfernten Nachfahren von Odysseus – Büroangestellte mit Hochschulbildung, insbesondere im mittleren Management – und nicht für die Ruderer wie Hilfskräfte und Wartungsarbeiter, die das riesige Schiff über Wasser halten mussten.

Union Carbide war ein Chemieunternehmen, das wie IBM oder Bell Labs auf wissenschaftliche und technologische Innovation angewiesen war. Zu den wichtigsten Produkten des Unternehmens gehörten Düngemittel und Pestizide, die zur Unterstützung der ‚Agrarrevolutionen‘ auf der ganzen Welt hergestellt und verkauft wurden. Eine bedeutende Pestizidfabrik von *Union Carbide* befand sich in Bhopal, Indien. In der Nacht vom 2. Dezember 1984, zwei Jahre nach der Eröffnung des Roche-Gebäudes, traten fünfundvierzig Tonnen des tödlichen Gases Methylisocyanat (MIC) aus einem schlecht gewarteten Lagertank im Werk Bhopal aus. Die offizielle Zahl der Todesopfer belief sich auf 3.800, was in etwa der Zahl der Beschäftigten am Hauptsitz von *Union Carbide* in einem Vorort von Connecticut entsprach. Aktivisten und Überlebende schätzten die Zahl der Todesopfer auf 10.000 bis 20.000. Die meisten Opfer, darunter eine unbekannte Anzahl von *Union-Carbide*-Mitarbeitern – *Human Resources* – wohnten neben dem Werk und wurden im Schlaf von dem Gas getötet. Viele stammten aus den ärmsten Schichten der indischen Gesellschaft und

10| Union Carbide Headquarters, Danbury (CT), 1982, Kevin Roche, John Dinkeloo and Associates



besaßen weder Staatsbürgerschaftspapiere noch andere Dokumente, so dass weder ihr Leben noch ihr Tod jemals formell gezählt wurde (Martin 2010).⁴

Diese beiden Beispiele – ein vorstädtischer Unternehmenssitz und eine städtische Fabrik – zeigen, dass sich bis Mitte der 1980er Jahre die Risiken von Wissensarbeit wie Langeweile, Stress und Entpersonalisierung stark von denen bei körperlichen Arbeit unterschieden. Dennoch war beides Arbeit, die für ein und dasselbe Unternehmen, *Union Carbide*, verrichtet wurde, allerdings von Menschen mit dramatisch unterschiedlichen Lebensbedingungen. Seit den 1960er Jahren hatten Campus-Aktivist*innen Clark Kerrs Beschreibung der Multiversität als ‚Wissensfabrik‘ benutzt, um deren instrumentellen Verbindungen zur Wirtschaft und zum Militär zu kritisieren (Savio 1964).⁵ Zu dieser Zeit waren Unternehmen und Universitäten so ineinander verstrickt, dass man von einer Art ‚*Corporate University*‘ sprechen kann, um den inneren Zusammenhang von Forschung und Entwicklung mit ihrem gewinnorientierten und manchmal tödlichen Einsatz zu beschreiben.

Außerhalb des Campus errichteten Unternehmen wie IBM und *Union Carbide* Medienkomplexe, d. h. Umgebungen, die auf die Entwicklung des Büroangestellten als ein denkendes Individuum ausgerichtet waren. Dieses Individuum, das sowohl real als auch imaginiert war, lebte an der sich ständig verschiebenden Grenze zwischen Universitäten und Unternehmen. Modernistische Gebäude, wie die von SOM, Saarinen und Roche entworfenen, haben diese Grenze auf unerwartete Weise neu gezogen. Doch der Modernismus war keinesfalls notwendiger Bestandteil der Jahrhundertmitte-Moderne, wie das Beispiel des *Hoover Tower* an der *Stanford University* zeigt.

Im historischen Kern des Stanford-Campus, inmitten des heutigen *Silicon Valley*, wurde 1919 in Stanford die *Hoover Institution of War, Revolution, and Peace* als halbautonomes Forschungsinstitut gegründet, das später zu einem der führenden ‚*Think Tanks*‘ der wirtschaftlichen und politischen Ordnung nach dem Kalten Krieg wurde. 1941 entwarf Arthur Brown Jr., der bald Berkeleys Zyklotron-Halle konzipieren sollte, ein neues Gebäude für die *Hoover Institution*, in dessen Zentrum ein Turm steht, in dem hauptsächlich die *Hoover Library* und *Archive* untergebracht sind. Er weist einen fensterlosen, kannelierten Schacht auf, der die Bücher und Wissenschaftler im Inneren vor Tageslicht von außen abschirmt. Die vereinfachten *Art-Déco*-Formen des Hoover-Turms sind kombiniert mit losen neoklassizistischen Bezügen und dem nordkalifornischen *Mission Style*, der den Stanford-Campus mit dem Erbe des spanischen Imperiums

4 Weitere Einzelheiten über den Hauptsitz von *Union Carbide* im Zusammenhang mit der Tragödie von Bhopal: ebd., S. 123–145.

5 In einer der zentralen Aussagen der Berkeley Free Speech Movement (FSM), die 1964 in Berkeley ihren Anfang nahm, stützte sich der FSM-Studentenführer Mario Savio auf Kerrs eigene Beschreibung der Universität als „Wissensfabrik“.

verbindet, für das die Mission ein architektonisches Werkzeug der kolonialen Herrschaft war (Abb. 11).

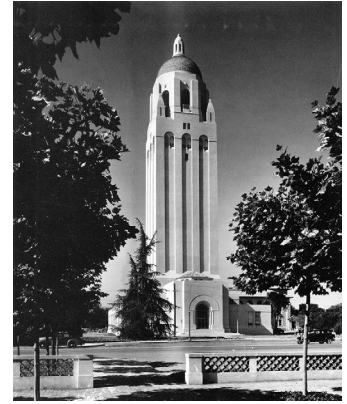
Diese Verbindung zeigt sich am deutlichsten in Stanfords ursprünglichem, zentralen Viereck, das 1906 von Shepley, Rutan und Coolidge (der Nachfolgefirma von Henry Hobson Richardson) in neoromanischer Manier mit markanten Akzenten im Missionsstil wie etwa roten Ziegeldächern fertiggestellt wurde. Seitlich dieses Vierecks steht der *Hoover Tower*, der die Skyline markant kennzeichnet.

Die *Hoover Institution*, die in den 1920er Jahren als Aufbewahrungsort für Dokumente im Zusammenhang mit „Krieg, Revolution und Frieden“ gegründet wurde, war Anfang der 1980er Jahre zum Hauptarchiv für die Geschichte und Ideologie der neoliberalen Wirtschaftstheorie geworden. W. Glenn Campbell, 1960 bis 1989 Präsident der Institution, war Ökonom und frühes Mitglied der Mont-Pèlerin-Gesellschaft, einer Organisation professioneller Ökonomen, die zu einer Clearingstelle für neoliberales Denken in der Nachkriegszeit wurde. 1980 hielt die Gesellschaft ihre Mitgliederversammlung in der *Hoover Institution* ab, die erste in Nordamerika seit Princeton im Jahr 1958. Zu den weiteren Mitgliedern der Gesellschaft gehörten die Ökonomen Milton Friedman und Friedrich von Hayek, deren Dokumente heute im Archiv der *Hoover Institution* aufbewahrt werden, ebenso wie die Akten der Mont-Pèlerin-Gesellschaft selbst (Mirowski und Plehwe 2009, Martin 2021).

Wie diese Archive war diejenige Architekturhistorie, die wir hier skizziert haben, Teil der Geschichte des Neoliberalismus. Entgegen der These von Horkheimer und Adorno dokumentiert sie nicht den unvermeidlichen Tod des liberalen Individuums im Klammergriff der modernen Massen, sondern vielmehr seine (und ihre) Wiedergeburt als Arbeiter des Wissens. 1784 eröffnete Immanuel Kant seine berühmten Äußerungen zur Aufklärung mit einem kategorischen Imperativ – einem Gebot: Sapere aude! Wage es zu wissen! In der neuen Ordnung, wie von Horkheimer und Adorno zweifellos erkannt, hatten die Gelehrten genauso wie Odysseus kaum eine andere Wahl, als dieser Weisung zu gehorchen. Das galt auch, wenn er jetzt nur mehr eine freundliche, kollegiale Zurechtweisung war, die allerdings auch keineswegs eine Ablehnung des gewinnorientierten unternehmerischen Befehls darstellte: „Denken Sie!“

Übersetzung: Victoria Frenzel/Markus Daus

11| Hoover Library Tower, Stanford University, 1940, Arthur Brown, Jr.



Quellen

- Fulbright, J. William: The War and Its Effects. The Military-Industrial-Academic Complex. In: Herbert I. Schiller (Hg.): Super-State. Readings in the Military-Industrial Complex, Urbana (IL) 1970
- Horkheimer, Max/Adorno Theodor W.: Dialectic of Enlightenment. Philosophical Fragments, übersetzt von Edmund Jephcott, Stanford (CA) 2002
- Kerr, Clark: The Uses of the University, Cambridge (MA) 1963

Literatur

- Hijiya, James A.: The Gita of Robert Oppenheimer. In: Proceedings of the American Philosophical Society 144, no. 2 (June 2000), S. 123–167
- Martin, Reinhold: The Organizational Complex. Architecture, Media, and Corporate Space, Cambridge (MA) 2003
- Martin, Reinhold: Utopia's Ghost. Architecture and Postmodernism, Again. Minneapolis (MN) 2010
- Martin, Reinhold: Knowledge Worlds. Media, Materiality, and the Making of the Modern University, New York (NY) 2021
- Mirowski, Philip/Plehwe, Dieter (Hg.): The Road from Mont Pèlerin. The Making of the Neoliberal Thought Collective, Cambridge (MA) 2009
- Savio, Mario: Bodies upon the Gears' Speech at FSM Rally, Sproul Hall Steps, 2 December 1964. In: Robert Cohen (Hg.): The Essential Mario Savio. Speeches and Writings that Changed America, Berkeley (CA) 2014

Abbildungen

- Abb. 1 Hearst Memorial Mining Building, University of California, Berkeley (CA), 1907, John Galen Howard, „The New University of California“, aus: Architectural Record 23, no. 4 (April 1908), S. 283
- Abb. 2 Cyclotron Building, The University of California, Berkeley (CA), 1940, Arthur Brown Jr. und Ernest Lawrence, Lawrence Berkeley National Laboratories, aus: Jeffrey T. Tilman/Arthur Brown Jr., Progressive Classicist, New York 2006.
- Abb. 3 Stanford Linear Accelerator Center (SLAC), Stanford University (CA), ca. 1966, Aetron, Blume, Atkinson and Charles Luckman Associates, Foto: Stanford University, Office of Development, Photographs, Department of Special Collections and University Archives, Stanford University Libraries

- Abb. 4 Union Carbide Building, New York (NY), 1960, Gordon Bunshaft and Natalie De Blois (Skidmore, Owings & Merrill), Blick in Büros, Foto: Ezra Stoller. © Ezra Stoller/Esto
- Abb. 5 Union Carbide Building, New York (NY), 1960, Gordon Bunshaft and Natalie De Blois (Skidmore, Owings & Merrill), Blick in Büros, Foto: Ezra Stoller. © Ezra Stoller/Esto
- Abb. 6 IBM Thomas J. Watson Research Laboratory, Yorktown Heights, New York, 1961, Eero Saarinen und Partner, Grundrisse der ersten und zweiten Etage, aus: „Unique Cross-Curve Plan for IBM Research Center“, *Architectural Record* 130, no. 1 (Juni 1961), S. 140–141
- Abb. 7 IBM Thomas J. Watson Research Laboratory, Yorktown Heights, New York, 1961, Eero Saarinen und Partner, Korridor, Foto: George Cserna, aus: „Research in the Round“, *Architectural Forum* 114, no. 6 (Juni 1961), S. 80
- Abb. 8 Bell Laboratories, Holmdel (NJ) 1966, Eero Saarinen und Partner, Modell mit Korridor, Foto: Cervin Robinson, aus: Eeva-Liisa Pelkonen / Donald Albrecht (Hg.), Eero Saarinen. *Shaping the Future*, New Haven 2006, S. 209
- Abb. 9 Eero Saarinen and Associates, Bell Laboratories, Holmdel (NJ), 1966, Foto: Cervin Robinson, aus: „The Biggest Mirror Ever“, *Architectural Forum* 126, no. 3 (April 1967), S. 33.
- Abb. 10 Union Carbide Headquarters, Danbury (CT), 1982, Kevin Roche, John Dinkeloo und Partner, Luftfotografie, aus: „Kevin Roche: Seven Headquarters“, *Office Age* 01, Special edition (1990), S. 132
- Abb. 11 Hoover Library Tower, Stanford University, 1940, Arthur Brown, Jr., Foto: Jean Moulin © Moulin Studios, aus: Jeffrey T. Tilman / Arthur Brown Jr., *Progressive Classicist*, New York 2006

Perspektiven der Kunst



Einleitung: Künstlerische Strategien als transformative Wissenspraktiken. Zu den künstlerischen Positionen des Bandes

Der Campus ist ein Ort des permanenten Wandels, an dem sich oft versteckte Möglichkeiten entdecken lassen. Um diesen auf die Spur zu kommen, sind künstlerische Ansätze gefragt.

Wenn es die Aufgabe der historischen Forschung ist, die Entwicklungslinien von Campus-Architekturen und Campus-Diskursen in ihrer Genese zu analysieren, dann stellt sich für die Kunst die Frage: Welche Perspektiven werden durch künstlerische Projekte ermöglicht, die uns mit anderen methodischen Ansätzen ausrüsten, um den Campus zu erforschen? Ich bin der Auffassung, dass uns die Kunst als Forschungspraxis vor allem mit kritischen, transformativen und interventionistischen Methoden ausrüstet: eine Forschungspraxis, die sich weniger eignet, das Forschungsfeld in seinem vergangenen oder aktuellen Funktionieren zu rekonstruieren, dafür aber um so mehr seine möglichen, zukünftigen oder uneingelösten Funktionen hervorzuheben vermag. Die Kunst schärft den Blick für Momente, die sonst unsichtbar bleiben und erst durch emanzipative Praktiken ins Bewusstsein gehoben werden können. Ich nenne diese Perspektiven transformative Wissenspraktiken, um zu betonen, dass das Ziel nicht in dem Vergegenwärtigen (Perpetuieren) des sichtbar Vorgefundenen besteht, sondern im Eröffnen vorhandener oder neuer Möglichkeiten. Diese Transformationen müssen nicht zusammen mit Paradigmenwechseln oder Revolutionen gedacht werden, sondern können auch auf einer Mikroebene stattfinden, in Interventionen oder täglichen Taktiken (de Certeau 1980). Mit diesen transformativen Ansätzen verfolgt die künstlerische Praxis ein Gebot, das von der Kritischen Theorie (erstmalig) in die Sozialwissenschaft eingebracht wurde.

Eine programmatische Lektüre ist Max Horkheimers Text *Traditionelle und kritische Theorie* (Horkheimer 1937). Der Sozialphilosoph kündigt hier eine Wissenschaft mit kritischer Perspektive an, die die Aufgabe verfolgt, die Wirklichkeit nicht als solche zu erforschen,

sondern eher zu untersuchen, warum sie *nicht so* sein sollte oder auch wie sie sein *könnte*. Dieser Anforderung entsprechen viele der in diesem Teil des Bands vorgestellten Projekte. Diese künstlerischen Wissenspraktiken stehen demzufolge nicht konträr zur Wissenschaft, sondern sie nähern sich einer bestimmten Art von Forschung und Theorie, die auf Ideologiekritik und Transformation ausgerichtet ist.¹ Auch wenn es sicherlich mehrere transformative Ansätze in der Wissenschaft gibt, lohnt es sich, die Kritische Theorie als einen der programmatischsten Ansätze in dieser Richtung zu verfolgen.

Die erste Generation der Kritischen Theorie, die sich in den 1920er Jahren in Frankfurt am Main formierte, plädierte für eine Forschung, welche die beanspruchte Neutralität und Objektivität der traditionellen Wissenschaften problematisierte. Und das nicht nur, um den ‚objektivierenden‘ Blick der Wissenschaft infrage zu stellen, sondern vor allem auch, um nach ideologiekritischen und emanzipativen Perspektiven zu suchen. Die*der kritische Forscher*in soll versuchen, den herkömmlichen wissenschaftlichen (institutionellen) Blick wieder zu verlernen, um andere Sichtweisen zu verfolgen. Um dies zu visualisieren, ist die Lektüre eines kurzen Texts einer Randfigur der ersten Generation der Kritischen Theorie hilfreich: *Aus dem Fenster gesehen* (1931) von Siegfried Kracauer – auch weil ich denke, dass eher durch diese ‚Randfiguren‘ (Kracauer, Benjamin, Bloch, Fromm ...) das Versprechen einer transformativen Wissenspraxis verfolgt wurde.

Aus dem Fenster gesehen. Über Kontingenzen und uneingelöste Situationen

In seinen essayistischen Texten versucht Kracauer den Blick für marginalisierte Wirklichkeiten zu schärfen, mit dem Bewusstsein, dass genau an diesen Rändern und in Zufälligkeiten eine transformative Wissenspraxis möglich ist. Statt den Blick auf die Monumente einer Stadt, auf die in Inschriften fixierten und in Stein gemeißelten Ereignisse der Geschichte zu werfen, wandert sein Blick aus dem Fenster zu den unbeachteten Momenten und Dingen wie z. B. zur Tätigkeit eines Kinds, das mit Gefundenem auf der Straße spielt, oder zum Lärm von Kreuzungen, wo Zufälliges geschieht und verschiedene Wirklichkeiten für einen Moment aufeinandertreffen, ohne dass es zu einer realen Begegnung kommt (Kracauer 1990). In diesen unbeachteten oder uneingelösten Situationen scheint das auf, was von Architekt*innen und Stadtplaner*innen nicht geplant wurde: eine mögliche und flüchtige Realität, die das Pulsierende einer Stadt zeigt, die aber in Reiseführern oder Stadt-Historiografien

¹ Diese Forschungsperspektiven (traditionelle und kritische) in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich anhand des Phänomens der soziologischen Kunst in einem verschriftlichten Vortrag behandelt (Barboza 2010).

nicht beachtet wird. Kracauer richtet seinen Blick aus dem Fenster auf dieses meist unbeachtete Feld der Zufälligkeiten, weil sich gerade hier eine Alternative zur offiziellen Geschichte der Monumente entdecken lässt. Jahre später skizzierte auch Walter Benjamin in seinen berühmten *Thesen zur Geschichte*² eine alternative Geschichtsschreibung und sammelte in seinem unvollendeten Projekt *Das Passagen-Werk* (Benjamin 1982) verschiedene ephemere Materialien, um eine Zeit an der Schwelle zu porträtieren, die noch auf das Heute eine transformative Kraft ausübt.

Kracauers und Benjamins Überlegungen ähneln Ansätzen, die damals in der Kunst unter anderem von den Surrealist*innen erprobt wurden. Es handelt sich bei ihnen um eine Generation von Akteur*innen, die sich angesichts des radikalen Wandels, der sich im Ersten Weltkrieg und in den nachfolgenden Krisen artikuliert, ebenfalls die Aufgabe gestellt hatte, die Welt nicht mehr rein kontemplativ zu erfassen.³ Der Surrealismus suchte mittels einer poetischen Methode ein neues Denken außerhalb disziplinierender Grenzen, um eine Umgestaltung der Welt voranzutreiben. Seine Anhänger*innen hinterfragten mit verschiedenen Strategien habitualisierte und zweckorientierte Umgangsformen mit der Umwelt, um andere Praktiken und Denkformen zu ermöglichen.

Die Kritische Theorie der ersten Generation war auch darüber hinaus auf ganz unterschiedlichen Ebenen mit den Künsten verbunden, vor allem durch die Hoffnung auf ein politisches Potenzial des Ästhetischen, das sich nicht nur in der Kunst, sondern auch im Alltäglichen und in den Träumen bekundete. Es ist deswegen vielleicht nicht verwunderlich, dass heute diese Ansätze für eine Erneuerung der Kritischen Theorie und für die Entwicklung transformativer Wissenspraktiken eher in den Künsten zu finden sind als in den Wissenschaften, die sich häufig immer noch an einer ‚traditionellen Theorie‘ orientieren.⁴ Auf dieser Wahlverwandtschaft zwischen früher Kritischer Theorie und Surrealismus basieren die in den folgenden Beiträgen präsentierten künstlerischen Methoden.

Welche sind diese Ansätze, die uns mit anderen Wahrnehmungen des Campus konfrontieren? Welche sind die zumeist unbeachteten Wege, die eine andere Nutzung der disziplinierenden Räume freisetzen?

2 *Über den Begriff der Geschichte* wurde von Benjamin 1940 geschrieben, als er sich schon auf der Flucht vor dem deutschen Faschismus befand. Er erschien erst nach seinem Tod 1942 im Band *Walter Benjamin zum Gedächtnis*, der vom Institut für Sozialforschung herausgegeben wurde (Benjamin 1991).

3 Beide Bewegungen entstanden zur selben Zeit, um in Anbetracht der Zivilisationskrise nach dem Ersten Weltkrieg nach alternativen Wegen des Denkens und der Praxis zu suchen. Über diese gemeinsame Erbschaft von Surrealismus und Kritischer Theorie siehe: Hoß/Steinert 1997.

4 Über das Verlangen nach einem ‚Neuanfang‘ der Kritischen Theorien durch die Praxis der Kunst siehe u. a.: Draxler 2017, Sonderegger 2019, Henning 2019.

Atelier de Recherche. Auf der Suche nach anderen (kritischen und transformativen) Methoden

Ziel des zweiten Tags der Frankfurter Campus-Tagung war, Künstler*innen einzuladen, ihre Projekte über den Campus vorzustellen, um im Austausch mit den Wissenschaftler*innen über neue Ansätze im Umgang mit dem Campus zu verhandeln und zu diskutieren. Schon einige Jahre vor der Tagung, seit meinem Wechsel von der Universität Frankfurt zur Universität des Saarlands, hatte ich begonnen, im Format eines interdisziplinären *Atelier de Recherche* Künstler*innen einzuladen, die Interesse am Austausch mit Kultur- und Sozialwissenschaftler*innen hegten. Das Logo dieses *Atelier* visualisiert eine interdisziplinäre Schnittmenge, die sich durch Veränderung der beteiligten Mengen neu kombinieren und konzipieren lässt (Abb. 1).⁵ Die veränderliche Form und variable Nutzung des Logos sollte betonen, dass sich die Kombination und Kooperation künstlerischer und wissenschaftlicher Ansätze nicht systematisieren lässt, sondern immer neu unternommen und verhandelt werden muss. Wenn ich also hier und jetzt versuche, aus den Beiträgen des *Atelier de Recherche* und der Frankfurter Tagung einige Methoden zu extrahieren, bedeutet das nicht, dass diese künstlerischen Ansätze sich komplett methodologisieren lassen. Es gilt, nur einige Richtungsanstöße zu benennen.



Atelier
de
Recherche

1| Logo des
Ateliers de Recherche

Unzeitgemäße Wege mit Ohrstöpseln

Eine der ersten künstlerischen Begehungen des Campus der Universität des Saarlands fand im Jahr 2013 statt. Ich lud den Schauspieler und Aktionisten Boris Pietsch ein, eine Führung über den Campus zu konzipieren. Er war damals durch die Installation eines Schiffs in der Mitte eines zentralen Platzes in Saarbrücken bekannt geworden. Er hatte seine Anstellung im Schauspielhaus aufgegeben und widmete sich damals einem Programm zur Aktivierung von Passant*innen

⁵ Das Logo habe ich zusammen mit der Grafikerin Elena Reiniger entwickelt. Es basiert auf der Form von zwei Tischen, die sich in Bewegung immer wieder kreuzen und überlagern, so dass sich in der Mitte stets neue Überschneidungsformen des Dazwischen ergeben.

durch verschiedene Aktionen. Auf der Website seines damaligen Schiff-Projekts steht:

„Wir weben gemeinsam an Konzepten und Aktivitäten, die es ermöglichen, herkömmliche Formen und Begrenzungen der → Kunst?, der Wissenschaft, der Gesellschaft, des Menschen und des Individuums neu verhandelbar zu machen. Damit wollen wir dazu beitragen, konkrete Lösungsansätze für die offensichtlichen Probleme zu realisieren, in die wir scheinbar bis zur Bewegungsunfähigkeit verstrickt sind.“⁶

Als ich Boris Pietsch einlud, ein Programm für die Belegung des Campus zu organisieren, kam er gerade aus Portugal, wo kurz zuvor seine Mutter, die in einer Jurten-Kommune gelebt hatte, gestorben war. Er schlug vor, die Jurte, in der seine Mutter gewohnt hatte, auf dem Campus zu platzieren, um von hier aus einige Führungen zu organisieren (Abb. 2). Das Zelt funktionierte als Treffpunkt und auch als Bibliothek, in der Kunst- und Architekturbücher zum ‚Aufwärmen‘ vor den Führungen gezeigt wurden. Schon diese bewegliche Konstruktion schaffte in der Mitte des Saarbrücker Campus eine andere, parallele und nomadische Lebens- und Arbeitsform – so, als könnte sich in ihr, außerhalb der disziplinären Gebäude (bestimmten Disziplinen zugeschrieben), eine andere (transdisziplinäre) Forschung etablieren.

Boris Pietschs konkreter Vorschlag für die Führungen über den Campus lehnte sich an eine im Theater praktizierte Übung an. Sie bestand darin, Ohrstöpsel zu benutzen, um sich gezielt vom Gesprochenen und Gehörten abzukapseln und andere physische Wahrnehmungsfähigkeiten stärker ins Bewusstsein zu rücken. Alle, die nun an der Führung teilnahmen, bewegten sich nach den Anweisungen von Pietsch über den Campus, der es immer wieder vermochte, verschiedene ungewohnte räumliche Zu- und Durchgänge zu öffnen, die im normalen Gebrauch des Campus nicht genutzt werden. Hintertüren wurden sichtbar, Lagerräume, Keller und versteckte Flure. Wir könnten Pietschs Methode als eine Art Bewusstseinsweiterung für außeralltägliche Raumnutzungen verstehen, als würde er Nietzsches *Unzeitgemäßen Betrachtungen* folgend auf der Suche nach unzeitgemäßen Wegen sein, die außerhalb der alltäglichen verlaufen – eine pädagogische Methode, die Campus-Nutzer*innen aus ihren Bewegungsgewohnheiten wachzurütteln und für sonst Unsichtbares zu sensibilisieren.

Parcours durch tägliche Setzungen und Aneignungen

Nach dieser ersten Führung wurden in kommenden Semestern andere Forschungsansätze auf dem saarländischen Campus ausprobiert. 2014 kam der Künstler Boris Sieverts nach Saarbrücken, um seine Arbeit im Bereich der Stadtforschung zu präsentieren und uns im Rahmen des Tags der offenen Tür über den Campus zu führen (Abb. 3, 4, 5). (Die in diesem Band als Beitrag präsentierte Arbeit

6 Siehe: <https://mitlabor.wordpress.com/about/kontakt/> (01.12.2020).



2| Bilder von dem Tag der offenen Tür mit Boris Pietsch, Universität des Saarlandes, 2013



3



4



5

3-5| Bilder von dem Tag der offenen Tür mit Boris Sieverts, Universität des Saarlandes, 2014

dokumentiert allerdings eine Führung, die er für den Universitäts-campus in Köln konzipiert hat.)

Mit allen seinen *atmosphärischen Parcours* verfolgt Sieverts einen explorativen Ansatz, um den Raum des Campus über die Erfahrungen der Nutzer*innen zu erkunden. Die institutionalisierten Wissensräume werden nicht nach räumlich getrennten Disziplinen und Studienplänen, sondern nach Erfahrungswegen untersucht. Dafür folgt der Künstler den Anweisungen der Nutzer*innen, die ihn auf unvorhergesehene Wege führen. Diese Erfahrungsräume bilden eine parallele Struktur zu den bekannten Lageplänen aller Campusse, als ließen sich zwei verschiedene Pläne nachzeichnen: ein Plan mit den von den Architekten kalkulierten architektonischen Setzungen und ein Plan mit den Markierungen, die die Nutzer*innen alltäglich vornehmen. Deutlich sind diese parallelen Setzungen durch die Trampelpfade visualisiert, also solche Wege, die in der Mitte von Grünflächen dank spontaner, ungeplanter Nutzung wie aus dem Nichts entstehen.

Sieverts künstlerische Projekte ähneln den Ansätzen von Ethnolog*innen und Stadtforscher*innen, die die Alltagskünste der

Raumnutzung analysieren. Bekannt sind unter anderen die Forschungen von Michel de Certeau über die alltäglichen Taktiken des Umgangs mit urbanen Räumen. Es handelt sich dabei um täglich ausgeübte Praktiken der Raumeignung, die die Nutzer*innen oft spontan durchführen, ohne sich dessen bewusst zu sein oder einen konkreten Plan zu verfolgen. Es geht also um ephemere Aneignungen, die sich schwierig erforschen lassen, auch weil sie durch ihre Beobachtung ihre Spontaneität und ihre kreative Gestalt verlieren – als würden diese Taktiken schon verblassen, wenn man sich ihnen annähert oder versucht, sie zu systematisieren. Deswegen spricht de Certeau von „undurchschau- baren und blinden Beweglichkeiten“ (de Certeau 1980: 183).

Ein Beispiel für diese „Beweglichkeiten“ oder auch Handlungskünste sind für den Autor Charlie Chaplins Bewegungen mit seinem Spazierstock (de Certeau 1980: 190). Wie Chaplin mit dem Stock über den Campus zu gehen, wäre demnach eine Verschiebung bei der Nutzung dieses Raumes, eine Art Intervention in seiner alltäglichen Nutzung. Dem mitgeführten Accessoire wird dabei eine alternative, ungewohnte Funktion verliehen, und es entfaltet eine eigene Sprache. Aber wie könnte diese ‚Sprache‘ des Stockes systematisiert werden? Wohin würde eine solche Konzeptualisierung führen? Es gehört zur Eigenschaft derartiger ‚Finten‘ oder ‚Listen‘, dass sie nicht verwaltet werden können. Dementsprechend nehmen auch Sieverts' Parcours stets eine neue Gestalt an – je nachdem, wer daran teilnimmt.

Träume und Archetypen

Andere Alltagskünste (*Arts de faire*) und Raumeignungen, die Michel de Certeau analysiert, breiten sich versteckt aus und sind noch schwieriger zu erfassen als etwa kreative Spazierstock-Performances. Es handelt sich um Praktiken, die sich im Dunklen, im Unterbewusstsein, in flüchtigen Andeutungen oder in den Nachträumen ereignen und sich häufig nicht versprachlichen lassen.

Über diesen vagen, nebulösen Bereich des Geträumten und der im Unterbewusstsein durchgeführten Aneignungen forschte ich in der Zeit, als wir die Tagung in Frankfurt planten.⁷ Im Sommersemester 2014 konzipierte ich ein Seminar, um mit den Studierenden nach Campus-Träumen zu suchen. Ich hoffte auch, mittels dieser Traumbilder transformativen Hinweisen der Studierenden nachspüren zu können. In Anknüpfung an Theorien, die in Träumen die Existenz einer visuellen und symbolischen Sprache verorten, in der sich Wünsche, Emotionen und Aggressionen sowie auch transformative Botschaften äußern (u. a. Benjamin, Bloch, Kracauer, Fromm, Jung, Edgar), führten

⁷ Vor allem im Rahmen meiner Tätigkeit im Graduiertenkolleg *Europäische Traumkulturen* habe ich den Traum zu einem meiner Forschungsthemen gemacht. Der Schwerpunkt lag dabei in der Bedeutung von Träumen in den Künsten und in der Migration (Barboza 2016, 2017).

wir zahlreiche Interviews zu den Träumen der Studierenden durch. Diese erwiesen sich aber leider nicht als sehr ergiebig. Die meisten Studierenden gaben an, kaum zu träumen, und der Campus erschien fast immer nur als Kulisse für Alpträume bezüglich Prüfungsversagen und anderer ‚Misserfolge‘ – ein Ergebnis, das für sich schon eine Aussage über den ‚Lebensraum‘ Campus war, der hier primär als eine Art ‚Bestrafungseinrichtung‘ wahrgenommen wurde.

Parallel zu den Interviews realisierten wir auch verschiedene Übungen, um andere Resonanzen und Emotionen, die die Studierenden mit dem Campus verknüpften, erheben zu können. Eine Übung bestand darin, mit archetypischen Bildern aus der Traumtheorie C. G. Jungs zu arbeiten (Jung 1935). Dafür lud ich die Soziologin und Architektin Tânia da Rocha Pitta ins *Atelier de Recherche* ein (Abb. 6). Sie hatte angelehnt an die Arbeiten von Jung und Gilbert Durand (1960) eine Methode entwickelt, um die Nutzung und Wahrnehmung von Räumen aus der emotionalen und imaginären Perspektive der Nutzer*innen zu analysieren (da Rocha Pitta 2007). Ihr Ansatz besteht



6j Plakat des Ateliers de Recherche mit Tânia da Rocha Pitta, 2014

darin, bestimmte Gefühlszustände mit bestimmten Symbolen (Archetypen) zu verbinden. Diese werden von den Nutzer*innen einer Stadt gezeichnet und auf einem Stadtplan positioniert. Wir übernahmen da Rocha Pittas Ansatz, um Stimmung und Emotionen gegenüber dem Campus hervorzuheben. Die Symbole wurden von den Studierenden

gezeichnet und an bestimmten Orten im Lageplan des Campus positioniert. Zusammen mit den Traumprotokollen ergaben die Platzierungen der Symbole einen aufschlussreichen Einblick in die Stimmungssituation der Nutzer*innen des Campus. Eine Auswahl des Materials wird in meinem Beitrag präsentiert.

Weshalb sind Träume und eine symbolische Sprache, die Emotionen zum Ausdruck bringen, wichtig für eine kritische transformative Wissenspraxis? Weil sie uns visuell zeigen, was sich mit Worten und mit einem rationalen oder bewussten Wissen nicht aussagen lässt.⁸ Und weil durch die Traumbilder sowohl kritische als auch emanzipative Botschaften vermittelt werden, die zur Imagination von Möglichkeitsräumen animieren bzw. aufwecken.⁹ Um diese emotionale und imaginäre Wirklichkeit hervorzurufen, bedarf es verschiedener Strategien: Die visuelle Sprache der Träume eröffnet *einen* Zugang zu diesen unbewussten (oder zumindest nicht explizit bewussten) Reflexionen, aber auch andere Wege können beschritten werden. Der Beitrag von Georg Winter über den Campus und auf dem Campus bietet ein gutes Beispiel dafür.

Teebeutel, Rauschmittel und andere Utensilien

Winter, Professor für Bildhauerei an der Kunsthochschule Saar, realisierte im Jahr 2012 auf dem Campus der Universität des Saarlands eine Arbeit, die sich der ‚Strategie‘ des Zu-Sich-Nehmens verschiedener Kräutertees widmete. Der Beitrag entstand im Rahmen eines Wettbewerbs für Kunst auf dem Campus und bestand zum Hauptteil aus einer sogenannten *Herbal Infusion*: einer Tee-Aktion, die für den Künstler die Funktion hat, den Körper mithilfe von Kräutern zu beeinflussen und auf das Kommende vorzubereiten. Ein tragendes Element von Winters Aktion war eine Installation im Zentrum für Bioinformatik der Universität des Saarlands, zu der nicht nur eine mobile *HI-Bar* gehörte, an der sich Studierende und Mitarbeitende selbst Tee zubereiten konnten, sondern auch ein Kräutergarten. Das Kunstprojekt verwies darauf, dass die Rolle der Kunst einerseits darin besteht, auf bestimmte Zusammenhänge aufmerksam zu machen, vor allem aber, dass die wissenschaftliche Arbeit auch eine körperliche ist, die sich durch bestimmte Mittel beeinflussen lässt. Nicht nur die architektonischen Räume, sondern auch bestimmte Rituale wie das Teetrinken und bestimmte Getränke wie der Kaffee müssten demnach in einer Forschung über den Campus analysiert werden. Andererseits versuchte Winters Intervention auch, die Möglichkeiten dieser Rituale zu erweitern. *Herbal Infusion*, so die Hoffnung des Künstlers, sollte als

⁸ Über das Erkenntnispotential des Traums und die „Erweckung eines noch nicht bewussten Wissens vom Gewesenen“ bei Walter Benjamin siehe: Stalder 2003.

⁹ Über diese visuelle Praxis des Traums siehe: Edgar 2004.

Wahrnehmungsstimulanz wirken, damit die Wissenschaftler*innen und die Studierenden den eigenen Körperzustand in der Wissensproduktion thematisieren oder sogar lenken können – in welche Richtung, wurde von Winter allerdings nicht verraten.

Auch für die Tagung in Frankfurt baute der Künstler eine mobile *Herbal Infusion* auf (Abb. 7). Die Wirkung der Tee-Infusionen wurde hier ebenfalls nicht expliziert, sondern lediglich angekündigt, dass durch die Flüssigkeitseinnahme eine Bewusstseinsänderung eintreten würde. Die Ankündigung versetzte alle in eine Art Erwartungshaltung, ohne zu wissen, worauf sie sich richtete. Die Wirkung der Flüssigkeit hielt mancher vielleicht auch für gefährlich. Auf jeden Fall mussten sich die Workshop-Teilnehmenden die Aufnahme des Tees zutrauen und vor allem dem Künstler vertrauen, dass er nur Gutes vorhatte. Was wäre aber gewesen, wenn wir die Wirkung nicht hätten kontrollieren können, wenn wir beim Trinken ein reales Risiko eingegangen wären? Wie Winter in dem in diesem Band publizierten Text erläutert, ist gerade dies seine Strategie, den geschlossenen Campus in ein Feld potenzieller Katastrophenszenarien und Ausnahmezustände zu verwandeln; man ist nun gleichsam gezwungen, auf dem freien Feld



7| Bild von der Tagung,
Universität Frankfurt,
Georg Winter, 2016

einen Unterschlupf zur Rettung aufzusuchen. Winter imaginiert mit seiner Kunst Dystopien und nötigt uns damit, utopische Refugien und Alternativen zum alltäglichen und normalen Dasein zu ersinnen. Wenn die Normalität des Campus mit ihrem geregelten Leben hingegen nicht durch eine Krisensituation gebrochen wird, setzt sich die Normalität durch – und eine Änderung, ja Erweiterung des Bewusstseins ist nicht möglich.

In seiner Präsentation auf der Frankfurter Tagung führte Winter das Publikum sehr kompakt mittels einer schnellen Fahrt

durch seine zahlreichen Aktionen und Interventionen. Zuerst wurden auf einem Tisch alle Utensilien seiner nomadischen Universität ausgebreitet. Diese *Universität im Koffer* begleitet ihn seit 1994 über unterschiedliche Stationen durch die Kunsthochschulen, an denen er bis jetzt gelehrt hat: die Universität Stuttgart, die Merzakademie Stuttgart, die Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich, die AdBK Nürnberg und die HBK Saar, wo er seit 2007 eine Professur für *Bildhauerei/Public Art* innehat. Alle diese Orte werden zu experimentellen Laboratorien, in denen die *Universität im Koffer* zum Einsatz kommen kann – stets vor allem mit dem Ziel, die funktionalen Gebäude, die sich durch Hierarchien und Ordnung des Wissens kennzeichnen, mit diversen Strategien zu unterwandern. Im Prinzip sind diese alternativen Wissenspraktiken eine explorative Tätigkeit, eine Art fachübergreifende Forschung, die auf bestimmte Zusammenhänge aufmerksam macht, um sie mittels verschiedener Strategien, wie in einem Chemie-Labor, in Bewegung zu bringen. Das Experiment, so die Hoffnung, soll unkonventionelle Wege, neue Horizonte und Spielräume eröffnen. Die Aktionen und Interventionen, die Winter an den Stationen seiner Lehrtätigkeit realisiert hat, vermitteln eine Vorstellung von den kreativen Möglichkeiten, die sich in einem Koffer versammeln und ausbreiten lassen.

Als wir am Ende des Workshops entschieden, das Abschlussgespräch in den Garten zu verlagern (Abb. 8), war dies primär aus der Not heraus entstanden. Die Innenräume waren überhitzt, und man konnte sich nicht mehr konzentrieren. Aber auf der Wiese des Campus wurde schnell deutlich, dass wir tatsächlich dank dieses Ausnahmestands in der Lage waren, uns gedanklich besser einem offen gedachten bzw. möglichen Campus, dem Campus als utopischem Möglichkeitsraum, zu nähern. Folgt Winter vielleicht damit dem Gebot Walter Benjamins: „Unsere Aufgabe [ist] die Herbeiführung des wirklichen Ausnahmestands ...“ (Benjamin 1991: 392, These VIII)? Ungewohnte Zustände werden immer neu hervorgerufen, um sogleich verschiedene Transformationsszenarien imaginieren zu können.

Raumkapsel

Die Strategie, einen mobilen Campus zu konzipieren, um festgelegte Campusstrukturen zu unterwandern, verfolgten auch Iris Dzudzek und Jakob Sturm. Sie reagierten im Jahr 2012 auf den angeordneten Umzug des *Campus Bockenheim* auf den neuen *Campus Westend*, indem sie für Lehrveranstaltungen im Fach *Humangeografie* einen alternativen Raum entwickelten. Ziel dieses ‚mobilen Campusses‘ war es, über den Umzug und den Raumwechsel reflektieren zu können. Sie bauten dafür eine Raumkapsel, die verschiedene Funktionen übernahm und unterschiedliche Ausgestaltungen erfuhr, je nachdem, wie die Studierenden ihre Forschungsfragen und Interessen weiterentwickelten.



8| Bilder von der Tagung, Universität Frankfurt, Campus Westend, 2016

Der Umzug konfrontierte die Studierenden mit neuen Räumen, Strukturen und Gesetzen – sowie auch mit einer neuen Universitätskultur, die sich eher dem Modell der Eliteuniversitäten und dem Prinzip der Exklusion annäherte, im Gegensatz zum Konzept des alten *Campus Bockenheim*, der die Universität als Raum der Öffnung und der Inklusion dargestellt hatte. Deziidiert hatte der Architekt Ferdinand Kramer in seiner Rede zur Eröffnung des *Campus Bockenheim* proklamiert: „Ich übergebe Ihnen heute ein Haus zum Gebrauch ...“ (Kramer 1961: 427). Im Unterschied zu dieser expliziten Aufforderung zur Aneignung ist der *Campus Westend* als eine repräsentative Architektur konzipiert, die sauber und unantastbar bleiben soll. Auch sind keine Plätze für selbstorganisierte Strukturen auf dem Campus Westend vorgesehen – im Unterschied zum Bockenheimer Campus, der von Anfang an mit einem Studienhaus ausgestattet war, weil in diesem, so die Eröffnungsrede von Horkheimer damals, „der Geist der realen und tätigen Demokratie“ von den Studierenden selbst entwickelt werden sollte (Horkheimer 1953: 12). Sogar die Wände, die auf dem Bockenheimer Campus als Kommunikationsträger funktionierten, stehen im neuen Campus dafür nicht mehr zur Verfügung: Alle spontanen Plakatierungen, Zeichnungen oder Klebefolien werden entfernt, und nur an wenigen ausgewählten Wänden ist das Plakatieren erlaubt.

Die Raumkapsel von Dzudzek und Sturm schuf eine Plattform, um über die Gründe dieser Entwicklung zu forschen – wie zum Beispiel die Bologna-Reform, die die Universität in ein Unternehmen verwandelt hat, regiert von Arbeitsmarkt und Drittmittelbeschaffungsdruck. Interessant am *Labor für Raumstrategien* ist, dass Forschung und Aktionismus miteinander verknüpft sind. Zentrale Idee ist, dass bei der Entwicklung alternativer Plattformen die Kenntnis vieler vergangener und existierender Campus-Modelle unerlässlich ist – auch weil scheinbar mobile und offene Formen heute benutzt werden, um der ‚Wachstums‘-Mentalität folgend ‚neue Arbeitswelten‘ zu erschaffen. Diese propagieren scheinheilig ‚neue Freiheiten‘, funktionieren aber eigentlich als Managementkonzepte mit neuen Formen der Kontrolle und Überwachung.¹⁰ Die Raumkapsel entstand nicht nur im Kontext dieser Analyse vorhandener und alternativer Arbeitswelten, sondern vor allem auch in einer partizipativen Form, durch die Mitarbeit der Studierenden, die so an der Konzeption und am Aufbau neuer Strukturen beteiligt waren. Letztlich verdeutlicht der Beitrag von Dzudzek und Sturm, dass transformative Forschung einer alternativen, partizipativen räumlichen Struktur bedarf – entwickelt auf der Basis bereits formulierter Alternativen und der kritischen Selbstreflexion der eigenen Entwürfe.

¹⁰ Siehe den Beitrag von Iris Dzudzek über *Co-Working Spaces*, basierend auf der Analyse von Luc Boltanskis und Ève Chiapellos berühmtem Buch *Der neue Geist des Kapitalismus* (2003) (Dzudzek 2012).

Ausblendungen wieder einblenden

Für die künstlerische Erforschung der Campus-Architektur wählen Sabine Bitter und Helmut Weber einen anderen, gleichsam explorativen Ansatz. Es geht nicht primär darum, der Nutzung gegenwärtiger Erfahrungsräume auf die Spur zu kommen, mögliche freie Felder aufzuspüren oder neue Räume der Nutzung zu konzipieren, sondern darum, ausgeblendete Geschichten in den Blick zu holen. Die offiziellen Geschichten, die über Bauten, auch solche der Bildungsmoderne, geschrieben werden, machen nur ganz bestimmte Narrative öffentlich, die von ideologischen Ausblendungen bestimmt sind oder hinter denen sich verstummte Realitäten verstecken. Wie bei einer Spurensuche sucht das Künstlerpaar nach Informationen, die in die offizielle Historie nicht eingegangen sind, wie zum Beispiel die Geschichte des afroamerikanischen Stadtteils, der für den Universitätsneubau des IIT in Chicago abgerissen wurde. Das Quartier ist gleichsam begraben im Unterbewusstsein des architektonischen und urbanistischen Projekts.

Eine andere Strategie der Wiedereinblendung asynchroner Realitäten besteht darin, Widersprüche aufzudecken, indem der Unterschied zwischen den programmatischen Diskursen und der praktizierten Realität deutlich gemacht wird. Bitter und Weber zeigen z. B., wie die ‚Lichtarchitektur der Moderne‘, die die Gleichheit der Bildung proklamiert, durch ihre vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten verschiedene Immobilienspekulationen begünstigt hat. Diese Aufdeckung von Ausblendungen wird mit verschiedenen künstlerischen Strategien betrieben, vor allem mit Überblendungen, Montagen oder verwandte Techniken. Die Arbeit *Trophäen der Exzellenz* zeigt etwa durch Assemblagen, wie an der Goethe-Universität entgegengesetzte Bildungsmodelle miteinander konkurrieren. Das Wort *asynchron*, das das Künstlerpaar benutzt, um seine Auseinandersetzung mit den *Architekturen der Bildungsmoderne* zu charakterisieren, demonstriert, dass die Arbeiten nicht darauf abzielen, ein neues Campuskonzept oder neue Architekturen zu imaginieren. Vielmehr geht es darum, das Bewusstsein für asynchrone Konzepte zu stärken – als könnten diese Collagen und Assemblagen uns über die ideologischen Verstrickungen aufklären, in die uns die Bildungsräume der Moderne verwickeln.

Neue Architekturen

Schließlich könnte und sollte die Frage gestellt werden: Lässt sich eine andere Architektur entwerfen, die sich nicht den vorhandenen Disziplinierungen, Exklusionen oder Ausblendungen unterwirft, sondern transformative Wissenspraktiken ermöglicht? Die Herausforderung für Architekt*innen besteht wohl darin, die Entwicklung von Räumen nicht nur funktional und anhand objektiv gegebener Strukturen zu konzipieren, sondern sowohl den aktuellen als auch kommenden

Imaginationen und Bedürfnissen der Nutzer*innen zu folgen und Räume für neue und ungeplante Möglichkeiten zu öffnen. Anhand des jüngst entstandenen Komplexes der *La Nouvelle Université Paris III*¹¹ (*Campus Nation*) zeigt Tânia da Rocha Pitta in ihrem Beitrag, wie der Architekt Christian de Portzamparc versucht, eine Architektur zu konzipieren, die verschiedene architektonische Modelle integriert. Darüber erarbeitet er diverse architektonische Formationen, die eine Vielfalt der Nutzung ermöglichen sollen – so als würde er seine Architektur nach dem Gebot der asynchronen Architekturen, die von Bitter und Weber aufgedeckt werden, entwerfen.

Während sich Kramer als Architekt der Moderne für eine funktionale Architektur entschied, die wie eine leere Struktur funktioniert, d. h. in Nutzung und Aneignung variabel sein kann, sucht de Portzamparc einen dritten Weg zwischen modernen und post-modernen Ansätzen – beeinflusst durch die Kritik der Postmoderne an der Ideologie des modernen Funktionalismus. Da Rocha Pitta schildert diesen Weg als einen Versuch, die Eindimensionalität des Funktionalismus zu überwinden, und zwar durch die Annäherung an eine imaginäre architektonische Sprache. Und das nicht ‚erzählerisch‘ und ‚beliebig‘, wie es den Postmodernen vorgeworfen wird, sondern ‚rational‘ und ‚emotional‘ zugleich, vor allem aber basierend auf historischen Vorbildern.

De Portzamparc hat 1962 bis 1969 an der Staatlichen Hochschule der Schönen Künste Paris studiert und im Jahr 1980 das *Atelier Christian de Portzamparc* gegründet, wo da Rocha Pitta bis heute arbeitet. Ohne bewerten zu wollen, inwieweit es de Portzamparc gelungen ist, in *Le Campus Nation* einen idealen Rahmen für die Entfaltung der Studierenden zu entwerfen, zeigt der Beitrag da Rocha Pittas, dass der Architekt sich der Widersprüche oder Ambivalenzen der Architektur bewusst ist. Diese Reflexion wird in einer Zeichnung von Christian de Portzamparc deutlich, in der die architektonische Form als eine Bewegungsbeschränkung und Einengung, aber gleichzeitig auch als Schutz und als nach innen bezogener Konzentrationsraum dargestellt wird. Der Beruf der*des Architekt*in scheint sich zwischen diesen beiden Polen zu bewegen: zwischen dem Funktionieren vorgegebener Forderungen des Auftraggebers und der Ermöglichung neuer Nutzungen oder Umwandlungen. Mit der Anwendung archetypischer architektonischer Formen, die sich der Architekt laut da Rocha Pitta auf Weltreisen aneignet hat, scheint de Portzamparc seinem Glauben an eine universale Sprache Ausdruck zu verleihen, die *alle* Menschen adressiert und gleichzeitig transformative Möglichkeiten zulässt¹² – als

11 Die *Université Paris III – Sorbonne Nouvelle* ist eine Universität für Literaturwissenschaft, Sprachen, Schauspielkunst und Europastudien in Paris.

12 Angemerkt sei aber, dass de Portzamparcs Entwurf nicht auf dieser Vielfalt von Archetypen und Symbolen basiert, sondern vor allem auf dem Modell des abendländischen Klosters, auch wenn diese Modellbindung durch eine polychrome Farbgebung und die gewölbten Formen der Nebengebäude erweitert wird.

könnten diese Archetypen zwischen den festen Strukturen der Institution und dem pulsierenden Leben der Studierenden vermitteln. Da Rocha Pitta vergleicht diese architektonischen Archetypen mit der Sprache der Imagination, die auch in Träumen vorhanden sind und von C. G. Jung sowie Gilbert Durand untersucht wurden (Jung 1935, Durand 1960). Um die Rolle der Architektur und der Künste bei der Ermöglichung transformativer Wissenspraktiken weiterzudenken, würde es sich lohnen, neue Architekturen und Räume aus unseren Nacht-Träumen heraus zu entwickeln – vielleicht mit der Hoffnung, die Walter Benjamin in seinem *Passagen-Werk* den Träumen zutraute: „Die Reform des Bewusstseins besteht nur darin, daß man die Welt ... aus den Träumen über sich selbst aufweckt.“ (Walter Benjamin 1982: 570)

Literatur

- Barboza, Amalia: ‚Soziologische Kunst‘. Bedeutung und Potentiale einer neuen Kunstrichtung. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010, Wiesbaden 2012; zugleich online-Ausgabe, abrufbar unter: [http://www.reinigungsgesellschaft.de/texte/Kunst und Soziologie_Amalia_Barboza_2011.pdf](http://www.reinigungsgesellschaft.de/texte/Kunst%20und%20Soziologie_Amalia_Barboza_2011.pdf) (28.02.2021)
- Barboza, Amalia: Einbruch der Nacht. Zur Bedeutung des ‚Traumraumes‘ bei der Flucht. In: Amalia Barboza/Georg Winter u. a. (Hg.): Räume des Ankommens. Topographische Perspektiven auf Migration und Flucht, Bielefeld 2016, S. 13–28
- Barboza, Amalia: Die mannigfaltigen Wirklichkeiten. Traum- und Phantasiewelt als Experimentierfeld bei Alfred Schütz. In: Patricia Oster-Stierle/Janett Reinstädler (Hg.): Traumwelten. Interferenzen zwischen Text, Bild, Musik, Film und Wissenschaft, Paderborn 2017, S. 133–154
- Benjamin, Walter: Über den Begriff der Geschichte. In: ders.: Gesammelte Werke Bd. I/2, Frankfurt a. M. 1991, S. 690–708
- Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. In: ders.: Gesammelte Werke Bd. V, 1 u. 2 Frankfurt a. M. 1982
- Da Rocha Pitta, Tânia: Promenades imaginables dans le creux de villes contemporaines. De l'imprévisible subversion de la beauté de la forme: Noto, Belleville, Morro da Conceição, Paris 2007
- De Certeau, Michel: Die Kunst des Handelns, Berlin 1980
- Draxler, Helmut: Gefährliche Substanzen. Zum Verhältnis von Kritik und Kunst, Berlin 2017
- Durand, Gilbert: Les Structures anthropologiques de l'imaginaire, Paris 1960

- Dzudzek, Iris: Coworking Space. In: Nadine Marquardt/Verena Schreiber (Hg.): Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart, Bielefeld 2012, S. 70–75
- Edgar, Iain R.: Guide to Imagework. Imagination-based Research Methods, London 2004
- Henning, Christoph: Ästhetische Praxis und kritische Theorie (Philosophische Einleitung), in: Christoph Henning/Dieter Thomä/Franz Schultheis: Über Kreativität als Beruf: Soziologisch-Philosophische Erkundungen in der Welt der Künste, Bielefeld 2019, S. 45–58
- Horkheimer, Max: Traditionelle und kritische Theorie. In: ders.: Gesammelte Schriften Bd. IV, Frankfurt a. M. 1988, S. 162–216
- Horkheimer, Max: Ansprache. In: Otto Lembeck (Hg.): Einweihung des Studentenhauses. Ansprachen gehalten am 21. Februar 1953 beim Akademischen Festakt, Frankfurt a. M. 1953
- Hoß, Dietrich/Steinert, Heinz (Hg.): Vernunft und Subversion, Münster 1997
- Jung, Carl Gustav: Über die Archetypen des kollektiven Unbewussten. Eranos-Jahrbuch 1934, Zürich 1935, S. 179–229
- Kracauer, Siegfried: Aus dem Fenster gesehen. In: ders.: Schriften Bd. 5.2: Aufsätze. 1927–1931, Frankfurt a. M. 1990, S. 399–401
- Kramer, Ferdinand: Seminargebäude der Universität Frankfurt. In: Bauwelt 1961, Heft 15, S. 427–432
- Marx, Karl: Briefe aus den Deutsch-Französischen Jahrbüchern (1843). In: ders.: MEW Bd. 1, Berlin 1976, S. 337–346
- Sonderegger, Ruth: Vom Leben der Kritik, Wien 2019
- Stalder, Helmut: Siegfried Kracauer. Das Journalistische Werk in der ‚Frankfurter Zeitung‘ 1921–1933, Würzburg 2003

Abbildungen

- Abb. 1 Logo des Ateliers de Recherche, Graphikerin: Elena Reiniger
- Abb. 2 Bilder von dem Tag der offenen Tür mit Boris Pietsch, Universität des Saarlandes, 2013. Fotos: Amalia Barboza
- Abb. 3, 4, 5 Bilder von dem Tag der offenen Tür mit Boris Sievert, Universität des Saarlandes, 2014, Fotos: Amalia Barboza
- Abb. 6 Plakat des Ateliers de Recherche mit Tânia da Rocha Pitta, 2014, Foto: Amalia Barboza
- Abb. 7 Bild von der Tagung, Universität Frankfurt, Georg Winter, 2016, Foto: Rainer Harz
- Abb. 8 Bilder von der Tagung, Universität Frankfurt, Campus Westend, 2016, Fotos: Rainer Harz

Der Campus als Architekturlandschaft, atmosphärischer Parcours und heterotopisches Kabinett

Universitätsgebäude werden oft Wissensräume genannt, weil in ihnen Wissen vermittelt wird. Als Gebäude sind sie aber eigentlich Erfahrungsräume. Diese Eigenschaft tritt in der allgemeinen Wahrnehmung weit hinter ihre Funktion als Behälter zur Wissensvermittlung zurück. Der Erfahrungsraum existiert sozusagen parallel oder gleichzeitig und beinahe unbemerkt neben oder im Wissensraum. Ob und wenn ja, in welcher Weise der Erfahrungsraum den Wissensraum dehnt, staucht, einfärbt oder sonst wie verändert, ist weitgehend unerforscht. Steht in Buch *A* das Gleiche, wenn ich es in Raum *B* lese, wie wenn dies in Raum *C* geschieht?

Die Kölner Universität ist ein äußerst heterogenes Konglomerat unterschiedlicher Baustile. Hinzu kommt eine Vielzahl unterschiedlicher Funktionen (Labor, Hörsaal 1, Bibliothek, Hörsaal 2, Mensa, Sekretariat, Hörsaal3, Cafeteria etc.). Das Konglomerat ist weitgehend durchlässig, da seine Bestandteile, bei aller Verschiedenheit, doch Teile einer sich als demokratisch und aufgeklärt verstehenden Universitätsgesellschaft sind. So entsteht ein leicht utopischer Gesamttraum, der, sobald man die Routine der reinen Besorgungswege verlässt und beginnt, sich ihm in seinen atmosphärischen Facetten zu nähern, großartige Sequenzen bietet.

Mit Studierenden der Universität Köln erkundeten wir im Herbst 2015 im Rahmen der *1:1-Seminare für ästhetische Bildung der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft* das räumliche und atmosphärische Potential ihrer Universität. Dabei war jeder Student/jede Studentin aufgefordert, die Gruppe an einen Ort im Universitätsgelände zu führen, von dem sie bereits wussten, dass er ‚etwas mit ihnen macht‘.

Indem wir diese Orte verknüpften und dabei der Maßgabe folgten, keinen Weg zurück zu gehen und auch niemals da aus einem Gebäude hinaus zu treten, wo wir hinein gegangen sind, gelangten wir an zahlreiche Orte innerhalb des Campus', an denen auch die Studierenden noch nie gewesen waren. So wurde der Campus zu einer Art Stadt in der Stadt. Einer Stadt allerdings, deren Überraschungsmomente weniger aus plötzlichen Übertritten von öffentlich zu privat

bestanden (denn an einer Uni ist alles irgendwie gleichermaßen öffentlich oder privat) oder aus allmählichen Milieuveränderungen, sondern aus Setzungen – architektonischen Setzungen zumeist, aber hin und wieder auch der Setzung des Mobiliars und der Dekoration, des Pflegezustands oder der Frequentierung.

„Setzung“ deshalb, weil an einer Universität diejenigen Mechanismen, die der „echten“ Stadt etwas Naturhaftes verleihen (z. B. Spekulation, Milieubildung, Verkehrschaos), außer Kraft gesetzt zu sein scheinen. Im Zusammenspiel mit einer Architektur, der die Ambition, hier für das hohe öffentliche Gut der Wissensvermittlung zu entwerfen, durchaus anzumerken ist, verleiht dies dem Unicampus etwas eigenartig Künstliches und Überhöhtes.

Die folgenden Bilder geben einzelne Momente der Erkundung wieder. (Das Erlebnis von ununterbrochenen Sequenzen solcher Momente ist schwer bis gar nicht dokumentierbar).

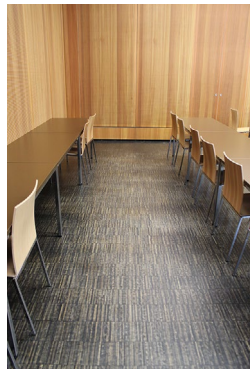
Abbildungen

- Abb. 1 Universität Köln (wie alle folgenden Abbildungen), Container mit Rückriem, Treff- und Startpunkt unserer Exkursion über das Hochschulgelände, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 2 Das nagelneue Seminargebäude, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 3 Das nagelneue Seminargebäude, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 4 Im WiSo-Gebäude (Hörsaal XXV, 1960er Jahre), Foto: https://verwaltung.uni-koeln.de/abteilung54/content/sachgebiet_4/hoersaele/101___wiso_gebaeude/hoersaal_xxv/index_ger.html (02.03.2021), © Uwe Engel
- Abb. 5 Weiher zwischen Hörsaalgebäude und Bibliothek, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 6 Bibliothek, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 7 Zugang zur Bibliothek, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 8 Geusen-(Fremden)-Friedhof hinter der Bibliothek, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 9 Weg vom Geusenfriedhof zur Universitätsklinik, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 10 Hinter dem biologischen Institut, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 11 Zugang zu den ehemaligen Versuchslaboren des biologischen Instituts (in Abriss), Foto: Boris Sieverts
- Abb. 12 Verlassener Laborraum im biologischen Institut, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 13 Verlassen des Labortrakts des biologischen Instituts, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 14 Hörsaal des biologischen Instituts, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 15 „Aquarium“ im Philosophikum, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 16 Gang im zahnmedizinischen Institut, Foto: Boris Sieverts

- Abb. 17 Übungsstuhl im zahnmedizinischen Institut, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 18 Theatergang in der Studiobühne, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 19 Aufgang vom Theatergang zum Foyer der Studiobühne, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 20 Parkplatz vor dem Unicenter, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 21 Blick von Unicenter zurück auf das Universitätsgelände, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 22 Blick von Unicenter auf das Chemische Institut, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 23 Blick vom Unicenter, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 24 Im Chemischen Institut, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 25 Im Chemischen Institut, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 26 Trampelpfad zum Hauptgebäude, Foto: Boris Sieverts
- Abb. 27 Im Hauptgebäude, Foto: Boris Sieverts



1| Container mit Rückriem, Treff- und Startpunkt unserer Exkursion über das Hochschulgelände



2| Das nagelneue Seminargebäude



3| Das nagelneue Seminargebäude



6| Bibliothek



7| Zugang zur Bibliothek



10| Hinter dem biologischen Institut



11| Zugang zu den ehemaligen Versuchslaboren des biologischen Instituts (in Abriss)



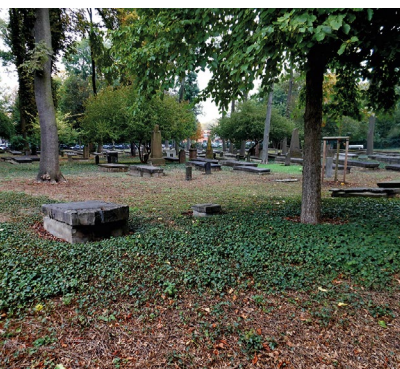
12| Verlassener Laborraum im biologischen Institut



4| Im WiSo-Gebäude (Hörsaal XXV, 1960er Jahre)



5| Weiher zwischen Hörsaalgebäude und Bibliothek



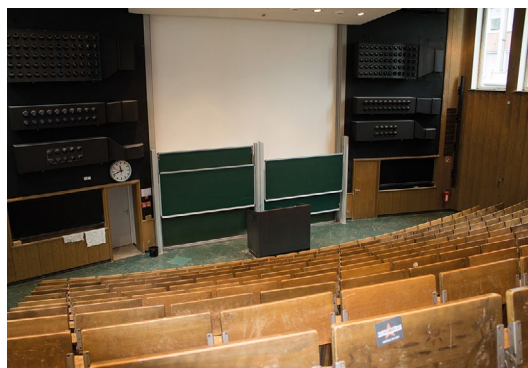
8| Geusen-(Fremden)-Friedhof hinter der Bibliothek



9| Weg vom Geusenfriedhof zur Universitätsklinik



13| Verlassen des Labortrakts des biologischen Instituts



14| Hörsaal des biologischen Instituts



15| ‚Aquarium‘ im Philosophikum



16| Gang im zahn-
medizinischen
Institut



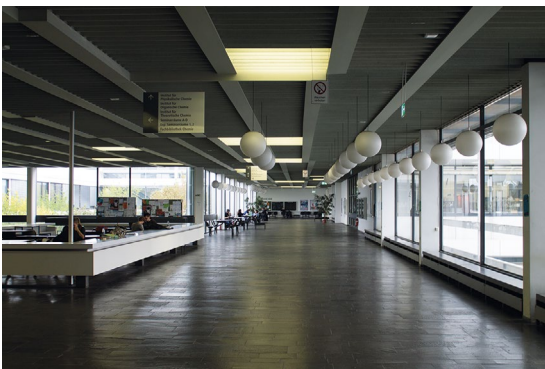
17| Übungsstuhl im
zahnmedizinischen
Institut



20| Parkplatz vor dem Unicenter



21| Blick von Unicenter zurück
auf das Universitätsgelände



24| Im Chemischen Institut



25| Im Chemischen Institut



18| Theatergang in der Studiobühne



19| Aufgang vom Theatergang zum Foyer der Studiobühne



22| Blick von Unicenter auf das Chemische Institut



23| Blick vom Unicenter



26| Trampelpfad zum Hauptgebäude



27| Im Hauptgebäude

Resonanzen. Zwischen Träumen und Archetypen

„Die Reform des Bewusstseins besteht nur darin, daß man die Welt ... aus den Träumen über sich selbst aufweckt.“

Walter Benjamin (Benjamin 1982: 570)

Die Präsenz des Campus in unseren Nachträumen lässt sich schwerlich erforschen. Im Sommersemester 2014 unternahm ich mit Studierenden an der Universität des Saarlands dennoch den Versuch, uns mit Campus-Träumen und anderen Resonanzen der Campus-Nutzer*innen zu befassen. Wir suchten nach Träumen, in denen der Campus in Erscheinung trat. Die Träume wurden protokolliert und oft mit Zeichnungen visualisiert. Da überhaupt nur wenige Personen angaben, sich an entsprechende Träume zu erinnern oder vom Campus zu träumen, suchten wir nach anderen Methoden, um zumindest traumähnliche Erlebnisse aufzuspüren. Eine Vorgehensweise bestand darin, mithilfe neun archetypischer Zeichnungen bestimmte emotionale Erlebnisse und Resonanzen, die mit den Campus-Räumen verbunden waren, zu erheben und auf dem Lageplan zu markieren. Die Methode der neun Archetypen lehnt sich an die Traumtheorie von C. G. Jung an (Jung 1935). Sie wurde vom Emotionsforscher Gilbert Durand und von der Architektin Tânia da Rocha Pitta für die Raumforschung weiterentwickelt (Durand 1960; da Rocha Pitta 2007).

Die gesammelten Traumskizzen und die von Archetypen gebilderten Lagepläne des Campus ergaben ein aussagekräftiges Bild: Vor allem hat sich herausgestellt, dass der Campus der Universität des Saarlands primär als ein disziplinierender oder sogar bloßstellender Ort wahrgenommen wird. Obwohl Teilnehmenden innerhalb des Campus auch manche Zufluchtsorte identifizierten, überwogen Assoziationen wie Straucheln, Bestraft- oder Verurteilt-Werden.

Am Ende des Seminars entschied ich mich, auf dem Infobrett des Lehrstuhls eine bestimmte Auswahl aus dem erhobenen Material zu platzieren. Oft konnte ich beobachten, wie sich Studierende oder Kolleg*innen dem Infobrett näherten und neben den üblichen Ankündigungen und Plakaten diese Traumaufzeichnungen sowie rätselhaften Zeichnungen auf dem Lageplan des Campus anschauten.

Die Aktion auf dem Infobrett fand aber nur eine begrenzte Öffentlichkeit, und ich verfolgte damals keine weiteren Anstrengungen, das Material zugänglich zu machen.

Für diese Publikation habe ich mich entschieden, wie damals auf dem Infobrett eine Auswahl des Seminarmaterials zu präsentieren. Die Motivation dazu kam vor allem aus einer inspirierenden Lektüre. Im Jahr 2019, ich lehrte schon nicht mehr an der Universität des Saarlands, schenkte mir ein Freund, Volker Meja, Robert Seethalers *Der Trafikant* (Berlin 2012). Erzählt wird die Geschichte des 17-jährigen Franz Huchel, der in Wien Lehrling in einem sogenannten Trafik (Tabak- und Zeitungsgeschäft) wird und Sigmund Freud begegnet, als er im Laden seine Zigarren kauft. Der Psychoanalytiker wird zum Lebensberater des Jungen, bis er 1937 wegen der Nationalsozialisten Wien verlassen muss. An einer bestimmten Stelle der Erzählung beginnt der junge Protagonist, seine Träume zu notieren und diese Aufzeichnungen in das Schaufenster des Trafiks zu kleben. Er hofft, so nicht länger alleine mit der Rätselhaftigkeit der Träume leben zu müssen. Mit Freud, der inzwischen schon ins Exil gegangen ist, kann er sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr austauschen. Mit der Veröffentlichung des Geträumten hofft er, eine spontane Wirkung auf die Passant*innen ausüben zu können:

Aber vielleicht, dachte Franz, kommt es ja gar nicht darauf an, sich über Träume und deren möglichen Sinn oder wahrscheinlichen Unsinn auszutauschen, vielleicht geht es einzig und alleine darum, die Träume vollkommen erwartungslos mitzuteilen, sie praktisch wie im Lichtspielhaus einfach vom Kopfinneren auf die leere Leinwand der Außenwelt zu projizieren und damit im zufällig vorbeikommenden oder absichtsvoll herantretenden Betrachter irgendetwas zu wecken, mit ein bisschen Glück sogar etwas von Belang, Bedeutung oder Dauerhaftigkeit. (Seethaler 2012: 175)

Als ich diese Stelle des Romans las, musste ich daran denken, dass auch die Veröffentlichung des Seminarmaterials vom Sommer 2014 eine unerwartete Wirkung entfalten könnte.

Literatur

- Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. In: ders.: Gesammelte Werke Bd. V, 1u. 2, Frankfurt a. M. 1982
- Da Rocha Pitta, Tânia: Promenades imaginables dans le creux de villes contemporaines. De l'imprévisible subversion de la beauté de la forme: Noto, Belleville, Morro da Conceição, Paris 2007
- Durand, Gilbert: Les Structures anthropologiques de l'imaginaire, Paris 1960

Jung, Carl Gustav: Über die Archetypen des kollektiven Unbewussten. Eranos-Jahrbuch 1934, Zürich 1935, S. 179–229.
Seethaler, Robert: Der Trafikant, Berlin 2012

Abbildungen

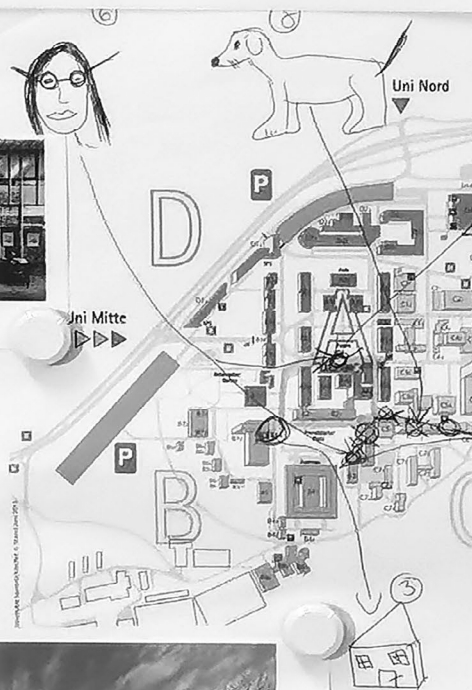
Abb. S. 194–201 Bilder von dem Infobrett der Universität des Saarlandes. Fotos: Amalia Barboza



Gebäude C5.2, der Hund von Frau Nöther



Gebäude B3.1 & Café unique, dort ist diese Person immer



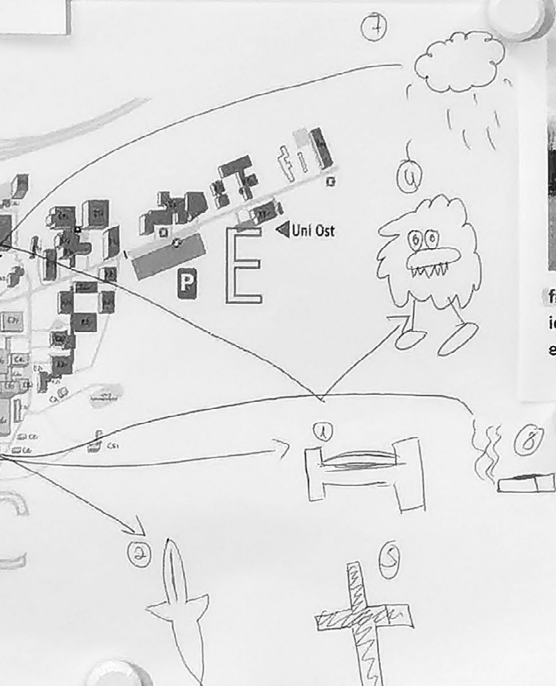
Mein Zufluchtsort: der Lesesaal der SULB, wenn ich meine Ruhe haben will. Denn dort redet niemand



Regenwolke über der Haltestelle Campus-Center, dort ist dann immer das Warthäuschen überfüllt



fressendes Monster: Mensa, denn wegen der Drängelei dort habe ich das Gefühl, daß die Besucher schon lange Zeit nichts mehr zu essen bekommen haben



vor C5.1, dort stehen immer viele Raucher



Schwert: ein Büro in Gebäude C5.2, wegen eines unangenehmen Gangs in dieses Büro



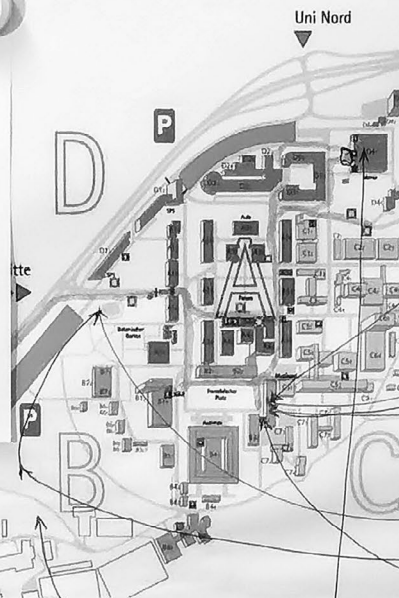
Fallen. Der HoK-Fachschaftsraum in B3.2, da kann man sich auf eine Couch fallen lassen für ein Schläfchen



Fallen: eine bestimmte Person in Gebäude B3.1



Mein Zufluchtsort: der Botanische Garten: schöne Szenerie, Garten ist eine symbolische Kirche, meditativer Rückzugsort



Schwert: Gebäude B3.1 wegen einer bestimmten Person dort





fressendes Monster: Gebäude B3.1, dort möchte ich eine bestimmte Person fressen



Regentropfen im Botanischen Garten wegen des anhaltend schlechten Wetters



eine gute Freundin vor B3.1, denn dort ist die Person oft



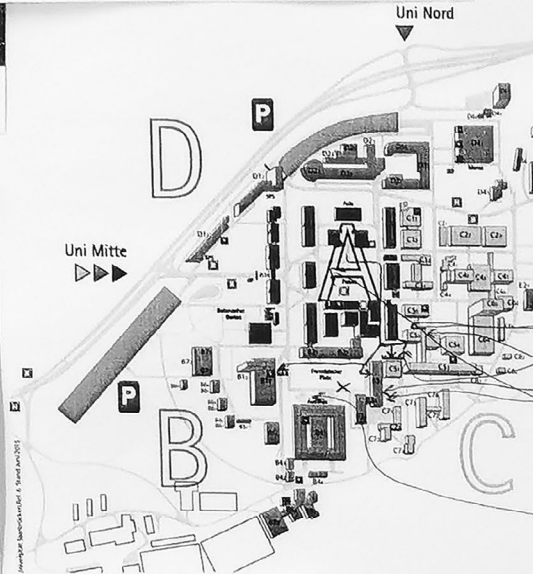
Person: rund um die AC-Wiese, dort sind immer viele Menschen



Fallen: das Präsidium wegen eines Gefühls der ständigen Beobachtung und Unterwerfung



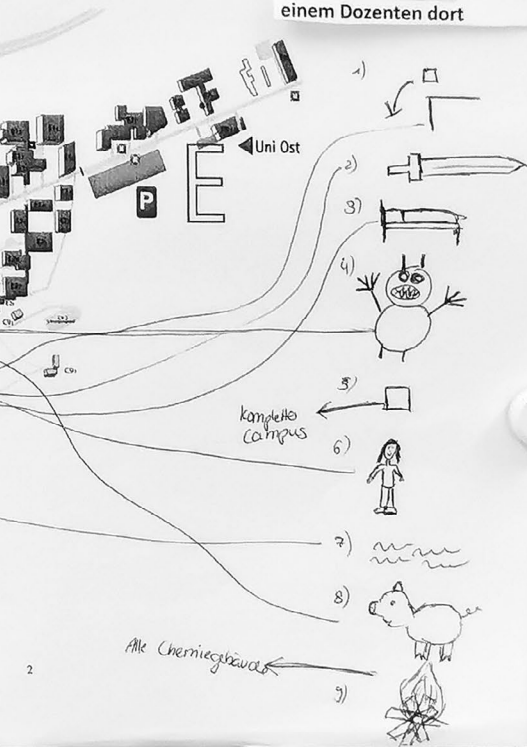
Immer wiederkehrendes Element: ein Viereck, denn der komplette Campus ist von Vierecken dominiert



Schwert: Gebäude B3.1 wegen des Prüfungssekretariats dort



fressendes Monster: Gebäude C5.2 wegen schlechter Erfahrung mit einem Dozenten dort



Wasser: das Gewässer vorm Audimax



die Chemiegebäude, die arbeiten mit Feuer



Mein Zufluchtsort: Der HoK-Fachschaftsraum in B3.2, er lädt zum Entspannen ein



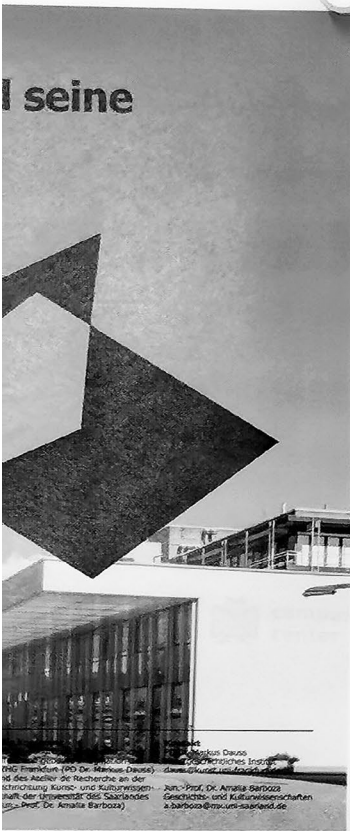
che
wischen dem
ren und Methoden
haften" und dem
plieg "Europäische
sitation:

Kontakt
Jun.-Prof. Dr. Amalia Barboza
Philosophische Fakultät I
Geschichte- und Kulturwissenschaften
Geb. GS 2, Raum 0.19.1
66123 Saarbrücken
www.uni-saarland.de/lehrstuhl/barboza



Atelier
de
Recherche

Design: www.styrisch.at



Michael Davos
Zentralarchiv, Institut
für Geschichte und Kulturwissenschaften
Jun.-Prof. Dr. Amalia Barboza
Geschichte- und Kulturwissenschaften
a.barboza@uni-saarland.de

FORSCHUNGSZENTRUM
HISTORISCHE WISSENSCHAFTEN
RESEARCH CENTRE



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung
www.styrisch.at

Nov. 2016



Traum 07_

Ein Traum hatte ich mit einer Prüfung. Ich hatte das Gefühl, ich lege diese Prüfung ab und dann plötzlich irgendwie, kam so eine Dramatik. Es sind Situationen aufgetaucht, die nicht lösbar waren. Und ich habe dann versucht, irgendwie diese Frage zu lösen. Aber das ging dann halt nie. Also jegliche Menschen, die ich versucht habe zu involvieren, um dieses Problem zu lösen, haben sich verweigert und so bin dann von Einem zum Nächsten. Und es wurde mir dann klar, nachdem das dann immer hektischer wurde, dass das hier nicht real sein kann und dann bin ich wach geworden und hab gemerkt, das war ein Traum.

Seminar

Wissensräume: Die Macht der Räume und die Möglichkeit ihrer Aneignung

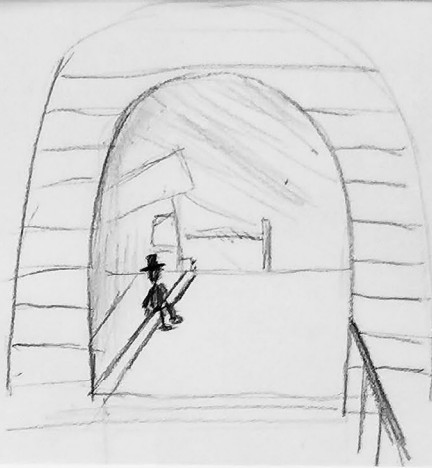
SoSe 2016

Jun.-Prof. Dr. Amalia Barboza
Tutor: Rainer Hartz

Die gebaute Welt konfrontiert uns mit einer Realität, die auf den ersten Blick „unbeweglich“ erscheint. Eine Wand versperrt uns den Weg, wenn keine Tür oder Öffnung vorhanden ist. Eine Treppe zwingt uns nach unten oder nach oben zu laufen. Und nicht nur die Materialität der Architektur, sondern auch der symbolische Gehalt der Gebäude scheinen eine Macht der Subjekterzeugung auszuüben, welcher man sich schwer entziehen kann.

Trotzdem uns die gebaute Welt auf verschiedene Weise ihre Prinzipien aufzwingt, und als eine Art Agent fungiert, lässt sich zeigen, dass es, bei der Nutzung oder bei der Wahrnehmung dieser Räume Möglichkeiten der Aneignung gibt, die diese „Macht“ der Räume wieder relativiert.

In der Übung werden wir uns exemplarisch mit den Räumen des Campus der Universität des Saarlandes beschäftigen. Es soll einerseits untersucht werden, wie diese gebaute Welt eine Macht ausübt, die uns eine vorgeschriebene Nutzung und einen bestimmten symbolischen Gehalt aufzwingt und, andererseits, in wie weit sich Wege der Aneignung und der Imagination von anderen „möglichen Räumen“



Traum 18_

Ich träume oft, dass ich durch das Eingangstor gelaufen bin, in Richtung zu den Ausgängen, und ich muss da sitzen bleiben.



Traum 22

Das kam, glaube ich, durch dieses ganze ISIS-Thema, als sie alles bombardiert haben, und sowas habe ich mal geträumt, daß sie die Uni auch bombardiert haben. Und ich weiß noch, daß es vorne bei den Bushaltestellen war. Ich kann keine Details mehr geben. Ich weiß nur, daß die Uni bombardiert wurde.



Wissensräume. Der Campus und seine Architektur

- ← -
→ Sommersemester Febr. 2012
Küstliche Intervention
in Portbou
→ Akademie der Künste

***Terrain Vague.* Psychotektonisches Kampieren im offenen Campus**

„Alle Körper sind entweder
in Bewegung oder in Ruhe.“

Baruch de Spinoza (Spinoza 1871: 168 f.)

Eine anastrophale Wende der Campus Architektur hin zur offensten, vulnerabelsten, psychotektonischen Universität, die auf Bauten wie die Campus-Gebäude des neuen Campus der Goethe Universität in Frankfurt verzichten kann, gründet sich auf die möglichen Zuspitzungen von Katastrophen-Szenarien der Masseverschiebungen unserer Erde. Hierbei geht es nicht um Alarmismus. Im Gegenteil, wir suchen die Gefahr. Die permanente Kontinentaldrift, die unsere Landschaft und die daraus entstandenen Stadtstrukturen bewegt, nehmen wir lediglich wahr, wenn die Plattentektonik unserer Lithosphäre, meist an den Riftzonen, bebt. Das Beben verlangt, wie bei zahlreichen Übungen der universitären Promenadolog*innen in Tokyo trainiert, ein sofortiges Verlassen der Institutsgebäude. Ein möglichst freies Feld soll aufgesucht werden: Parks, freie Plätze, Friedhöfe, jenseits der möglichen Trümmerschatten. Natürlich ist es möglich eine annähernd erdbebensichere Universität aus Stahl und Beton zu bauen. Aber bleiben wir bei der Erschütterung gebauter Räume durch die Folgen von Massenverschiebungen im Erdinnern und die möglichen Auswirkungen auf die Raum- und Lehrverfasstheiten der Universitäten.

Wenn auf Grund einer dichten Bebauung das freie Feld nicht rechtzeitig erreicht werden kann, empfiehlt Dr. Yuji Ishiyama vom japanischen Institut für Bauforschung: „Der allerbeste Rat besteht meiner Meinung nach darin, die Leute aufzufordern, unter einem Schreibtisch Schutz zu suchen.“ (Erdbeben 1987) Schreibtische können oft mehrere Tonnen Gewicht aushalten. Holzschreibtische sind gewöhnlich stabiler als metallene. Der Rückzug unter den Schreibtisch oder das transfumare Planungsrauchen unter Büschen stellt in den Ausnahmesituationen der erschütterten Universität eine präventative, raumkonstituierende Handlungsform vor, die von den Beteiligten regelmäßig, wie bei der Campus-Konferenz geschehen, geübt werden sollte. „Das Wunder ist eine Frage des Trainings.“ (Einstein 1962: 209)

Die retrograde Dynamik einer Universitätsstruktur im Ausnahmezustand bezieht die menschlichen Körper auf den Boden, unter die tektonische Grundform des Tisches. Hier sind Erfahrungen im psychotektonischen Feld möglich. Zum einen, weil der *Tekton*, der Tischler, über die ursprünglichen Fragestellungen zu Materialisierungen, den Bedingtheiten und der Objektdifferenzierung universelle Handlungsbereiche erfahrbar macht, zum anderen, weil im Ausnahmezustand die scheinbar sicheren Erkenntnisse und Methoden auf den Kopf gestellt werden.

Ein Beispiel des psychotektonischen Ausnahmezustands ist der Holzschreibtisch von Friedrich Schiller in Weimar. Sein Standort im Schiller-Wohnhaus, das auch in Kriegszeiten als Verräumlichung deutscher Geisteskultur besucht wurde, schien durch eine mögliche Bombardierung gefährdet. Im Erschütterungsfall geht es dann paradoxer Weise nicht um das Gebäude, sondern um seine Verdichtung im Schreibtisch als letztem Zufluchtsort. Zwischen 1942 und 1943 war Schillers Schreibtisch im benachbarten Konzentrationslager Buchenwald. In einer Werkstattbaracke des Lagers (*camp*) stellte ein Häftling eine originalgetreue Kopie des Schreibtisches her, damit im Ernstfall die Kopie und nicht das Original mit dem Schillerhaus zerstört werden sollte. Das Original wurde im Nietzsche-Archiv sicher untergebracht. Heute steht der originale Schreibtisch, mit zwei Kerzenhaltern, Globus und Schreibfeder im Schillerhaus. Die maßgetreue Kopie des 1:1 Modells ist eingelagert. Die beiden Tische verkörpern als psychotektonisches Modell die Schizophrenie der deutschen Geistesgeschichte, mit langzeitigen Auswirkungen auf die Campus-Organisation der Universitäten.

Bleiben wir im Lager, dem Feldlager, aus dem sich der *Campus*-Begriff herleitet. Die Offenheit des Feldes, einer Landschaftsform, auf der Verschiedenes angebaut werden kann, die auch brach liegt oder deswegen brach liegt, wie das ungarische *Ugar*, weil zuvor der Krieg die Leute und Tiere verschwinden ließ, die sich mit dem Gelände befassten. Alles in dieser Landschaftsform ist zudem den Witterungseinflüssen ausgesetzt. Den Campus als Feld bezeichne ich mit dem Begriff *terrain vague*, also einem Gelände, das sich in einer vagen Verfasstheit befindet, das sich zum Ferienlager, zum Hochschulcampus oder zum Konzentrationslager entwickeln kann, das beweidet wird und im heterotopischen Sinne über Nacht zum Schlachtfeld wird, Blut und Dung in den Boden einsickern.

Oder wie bei dem Projekt *Planning Unplanned* im Gelände *Seestadt-Aspern* bei Wien, als unter dem ehemaligen Flugfeld ein komplettes Pferdeskelett aus den napoleonischen Kriegen ausgegraben wurde. Außer einer Brachlandschaft mit vielen Kamillen, die Entzündungen heilen, wie die Pflanzen auf Albrecht Dürers Post-Schlachtenlandschaft *Das große Rasenstück*, befand sich die neue Betontrasse eines zukünftigen Bahnanschlusses in der Landschaft. Dromologische Aspekte der Psychotektonik lassen sich von der stillen Erwartungstrasse über die komprimierte Härte des Flugfelds, auf dem sich neben den Flugzeugen der Nazis zahlreiche Maschinen nach oben gedrückt

und die Landschaft gepresst zurückgelassen haben, ablesen. Depression, die sich bis hin zu den Knochen des Pferdes, eingesunken und verbunden hat: mit den Steinen, dem Boden eines Vorgangs, der sich aus heutiger Sicht völlig sinnlos in die Landschaft eingeschrieben hat. Für das S_A_R-Forschungsteam und die Studierenden der TU Wien war die Landschaft mit ihren kargen Bedingungen eine Universität, die es zu lesen gilt, die keine gebaute Leseweise aufzwingt, keine falsche Illusion einer ordentlichen Hochschule vermittelt, sondern eher die Schriften von Edmond Jabès, die ich in der Lehrmitteltasche mitführte: „Während er eine Handvoll Sand aufnahm, sagte der Nomade: ‚Das ist mein Leben‘ und, mit der anderen Hand dieselbe Geste wiederholend: ‚Und das ist mein Tod. Alles andere ist Fata Morgana.““ (Jabès 1989: 129)

Der nomadische Campus lebt und lernt direkt von der Landschaft, beeinflusst die Landschaft, wird aber auch von der Landschaft geprägt. Eine objektive Distanz zu den Forschungsgegenständen ist schwer einzuhalten. Das Erdbeben zwingt uns auch den Aufenthalt unter dem Tisch oder im Freien auf. Die japanischen Behörden empfehlen, ähnlich wie die Taschen der Nomaden einen Beutel bereit zu halten, um in dem komplexen Zustandsraum des *terrain vague* besser zurecht zu kommen: ein Wasservorrat für drei Tage, ein Verbandskasten, eine Taschenlampe, ein Transistorradio, um *genaue* Informationen und Anweisungen zu erhalten, Kleidung, feste Schuhe, Decken, Unterwäsche, Handtücher und Papiertaschentücher.

Die Notlage der nomadischen Campusse im Gegensatz zu den sesshaften drückt sich in folgendem Beispiel aus dem Buch von Klaus-Michael Bogdal *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung* (Berlin 2011:10) wo Johann Heinrich Pestalozzi zitiert wird:

Ich (Lienhard) sollte Förster werden, und also solcherley Zeugs weder glauben noch fürchten; deshalb nahm er (der Vater) mich zur Nacht, wenn weder Mond noch Sterne schienen, wenn die Stürme braußten, auf Fronfasten und Weyhnacht in den Wald; wenn er dann ein Feuer oder einen Schein sah, oder ein Geräusch hörte, so musste ich mit ihm drauf los über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sümpfe, und über alle Kreuzwege musste ich mit ihm dem Geräusch nach; und es waren Zigeuner, Diebe und Bettler – sodann rief er ihnen mit seiner erschrecklichen Stimme zu: Vom Platze, ihr Schelmen! Und wenn's ihrer zehn und zwanzig waren, sie strichen sich immer fort und sie ließen oft noch Häfen und Pfannen und Braten zurück, dass es eine Lust war. (auch: Pestalozzi 1927: 168 f.)

Einen nomadischen Campus zu pflegen ist die Schule der Toleranz, des nomadischen Subjekts, der offenen Form, der interkulturellen, promenadologischen Werkzeuge und Methoden, die in den Mauern

verkümmern. Die sesshaften Universitäten aus der Schule Pestalozzis sehnen sich nach dem offenen Campus, gleichzeitig bekämpfen sie ihn. Ähnlich der Dauercamper, die am Wohnwagen die Räder abschrauben, das *terrain vague* umzäunen und Bedingungen schaffen, für die folgende Hilfsmittel eingesetzt werden:

Camp Feuer / 4 Pers. Tunnelzelt, Quick-Villa 5 Sekunden-Zelt, Wurfzelt 2 seconds, Justcamp Familienzelt, *Wie helfe ich mir draußen?* Camping-Ratgeber, *Aufgebockt und abgemurkst*, Handbuch für Wohnwagen, Omnia Kochbuch, ACSI Camping und Stellplatz-Führer, Goal Zero Nomad 7 Plus Solarpanel, Leki Flexspitze, Primus Kartuschenkocher, Bodendübel Blome Duo Fix, Bodenspieß camp, Gummizelthammer, Klappspaten *Luxus*, Wohnwagen Autarkpaket, Petromax Raketenofen, Hypercamp Ambassador Küchenmultitool, Quechua Camping Bed Air, Schattentuch Euro Trail Campus.

Psychotektonische Werkzeuge könnten helfen, den gedeckten Tisch zu verlassen, auf den Lehrstuhl, ja sogar auf das Lehrcanapé von Annemarie und Lucius Burckhardt zu verzichten, den Schreibtisch umzunutzen. Mit Schlafsäcken, Decken und Teppichen, in Gestrüpp, Gebüsch, im Holz und am Wasser gemeinsame Bewegungen und Tänze studieren. Mit psychoaktiven Teemischungen (*HI - Herbal Infusion*, Tee der Universität des Saarlandes) und Tabak (UGAR) und transfumarem Planungsrauchen den inneren Campus im psychotektonischen Feld zu aktivieren.

„Der menschliche Geist ist geschickt, sehr Vieles aufzufassen, und desto geschickter, auf je mehrere Weisen sein Körper bestimmt werden kann.“ (Spinoza 1877: 56)

Literatur

- Baruch de Spinoza's sämtliche Werke, aus dem Lateinischen mit einer Lebensgeschichte Spinoza's von Berthold Auerbach, 2. Band, Stuttgart 1871
- Bogdal, Klaus-Michael: Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung, Berlin 2011
- Erdbeben — Wie man sich auf das Überleben vorbereiten kann (1987) (<https://wol.jw.org/de/wol/d/r10/lp-x/101987927#h=1>; 03.09.2020)
- Einstein, Carl: Gesammelte Werke, Wiesbaden 1962
- Jabès, Edmond: Die Schrift der Wüste, Berlin 1989
- Pestalozzi, Johann Heinrich: *Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk* (1819) (Sämtliche Werke, Kritische Ausgabe, Bd. 2), Berlin und Leipzig 1927

Abbildungen

S. 207–214 Projekte im öffentlichen Raum. Alle Fotos und Rechte bei Georg Winter/S_A_R Projektbüro, www.sar-projektbüro.de



**Wien Aspern:
Planning Unplanned**

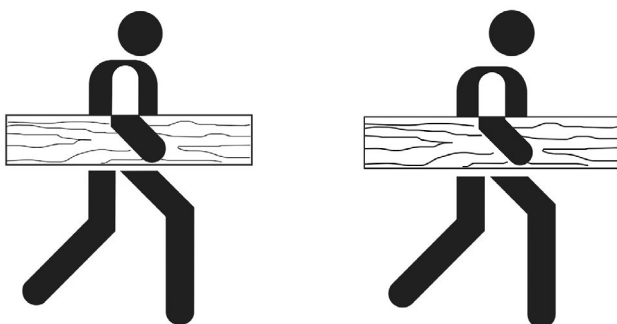
Ein Projekt der TU Wien mit dem S_A_R Projektbüro Völklingen: Das Leben im temporären Campus auf dem Übergangsgelände Flugfeld Aspern, unmittelbar vor der ersten Bauphase der neuen See-Stadt Wien Aspern, führte die Beteiligten hinaus aufs Erwartungsfeld, zu antizipatorischen Meliorationsarbeiten, bei denen das durch Rollbahn-Bewegungen deprimierte Gelände belüftet wurde. Eine psychotektonische Übung mit und für zukünftige Bewohner*innen.

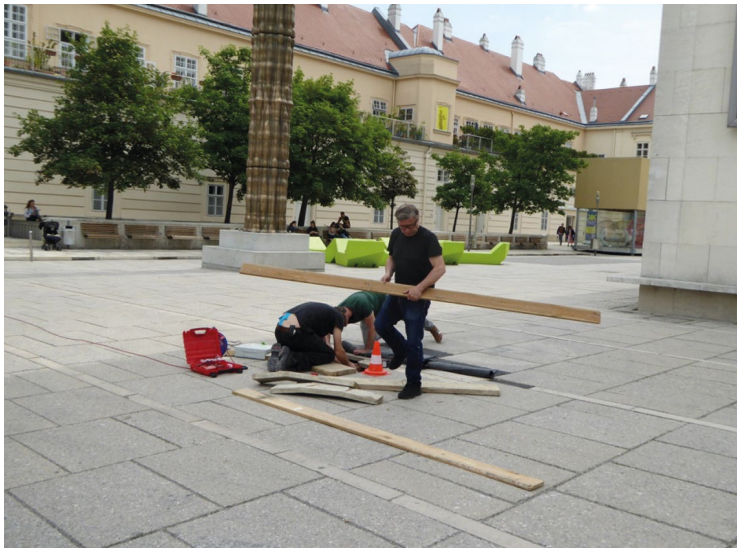


Stadtbrett

„Erinnerung! O du hinschwimmend
Brett, vom längst zerborstenen Schiff,
das Wind und Wellen schleudern,
jäh von Riff zu Riff, dem Strande zu.“
Sándor Petöfi (1823–49)

Das Stadtbrett ist ein bewährtes,
einfaches und nützliches Werkzeug
für Promenadolog*innen. Spazierten
sie am Anfang über die Insel Tahiti,
so surfen heute viele an den Küsten
der Inseln, an den Rändern der Städte
auf einem Stadtbrett. Ein Stadtbrett
findet sich leicht am Strand und in der
Stadt. Es lässt sich gut mitführen und
findet mannigfaltigen Einsatz. Größe,
Materialbeschaffenheit und die Dauer
des Einsatzes ist den Nutzer*innen
überlassen.









Im Körper eingeschrieben: City Crawling

City Crawling ist eine Bewegungsart auf allen Vieren. Mit Hilfe von Körperprotektoren, zum Schutze der Haut und der empfindlichen Gelenke, krabbeln einzelne oder auch ganze Krabbelgruppen (urban crawling groups) durch die Stadt. Diese Art der Fortbewegung schafft es, im Körper gespeicherte Erinnerungen und Erfahrungen der frühkindlichen Raumerkundung zu revitalisieren. City Crawling wird von den Protagonist*innen sehr intensiv wahrgenommen. Die Nähe des Körpers zum Boden und die Differenz zum aufrechten Gehen erinnern auch an die Animal Moves, die gerade die letzten Jahre in den Städten, auch Indoor, in Mode gekommen sind. In einem ähnlichen Feld sind auch die als Urban Mimics bezeichneten Verhaltens- und Bewegungsformen anzusiedeln, Beobachtungen der tierischen Mimikry – verschiedene Arten passen sich farblich und bewegungsdynamisch an ihr Umfeld an. Um nicht erkannt zu werden, werden diese Tiere im Stadtraum nachgeahmt und so auf den urbanen Raum übertragen, dass im Idealfall der Körper mit der Stadt verschmilzt: Körper-Stadt-Campus.





Forschungsgruppe f auf dem fliehenden Campus im See

Mitglieder der Forschungsgruppe f der HGKZ (heute ZHDK Zürich) fliehen aus dem Studien- und Ausstellungskontext der Shedhalle in Zürich (Themenausstellung: Colonialism without Colonies? 2013) über den nächtlichen See, lange bevor das Floss oder das Schlauchboot zur Metapher der Segregation wurde. An Bord wurde die Utopie einer anderen Hochschule trotz widriger Umstände mit einer kleinen Bordbibliothek gepflegt (u. a. Bernhard Waldenfels, Bruchlinien der Erfahrung, 2002). Noch heute ist die kleine Bordbibliothek wasserfest und kommt mit der tragbaren Universität zum Einsatz. Bücher und weitere brauchbare Utensilien sind in der Universität in der Tasche vorhanden.

**Den Campus einnehmen:
HI - Herbal Infusion**

Eine eigens für das Zentrum für Bioinformatik an der Universität des Saarlandes auf dem Campus angelegtes Beet mit fünf Heilpflanzen, die psychoaktiv wirken und aus denen sich ein Tee herstellen lässt, den die Studierenden trinken können, um den tristen Campus von innen heraus zu erheitern. Studierende der Bioinformatik am HI Beet zwischen dem Heilziest (Betonie) und einer Betonwand der nekropolen Campus-Architektur.



**Verschiedene Stationen der
Universität in der Tasche:
Transfumare, Urban Exercise, Utopie
Campus Saarbrücken**



Labor für Raumstrategien. **Ein kollaboratives Projekt** **zur Erforschung neuer** **Arbeits- und Sozialformen**

Das Projekt begann mit einem gewissen Unbehagen und nahm einen unvorhergesehenen Ausgang: Durch den Umzug des Instituts für Geographie aus dem innenstadtnahen und vom Geist der 68er geprägten *Campus Bockenheim* in einen Neubau auf dem *Campus Westend* fanden sich Studierende wie Lehrende 2012 in neuen Räumen wieder: Travertin, Echtholz, Glas und gepflegte Grünflächen lösten Betonbrutalismus und politische Graffitis ab. Cafés und Restaurants mit philosophischen Namen wie *Dasein* oder *Sturm und Drang* ersetzten studentischen Freiraum und selbstverwaltete Räume. Exzellenz statt Demokratie dominierte nun die neuen Formen der Universität. Im Oktober 2013 eröffneten wir zunächst für ein Semester einen Raum der Auseinandersetzung mit dem aus diesen Veränderungen resultierenden Unbehagen, den wir *Labor für Raumstrategien* nannten. Mit dem Ziel, die neuen Arbeits- und Sozialformen an der Universität praktisch zu erforschen, analysierten wir in diesem Projekt die Universität nach der Bolognaform, die Neoliberalisierung von Hochschulen und setzten uns mit den damit einhergehenden Konfigurationen von historischen sowie zeitgenössischen Arbeitswelten und Räumen des Studierens auseinander.

Wir luden dazu ein, gemeinsam und kreativ über alternative Raumkonzepte nachzudenken, die vor Ort – erst im Institut für Humangeographie, dann auf dem gesamten Campus – erprobt werden sollten. So konnten theoretische Konzepte in eine eigene interventionistische Formsprache übersetzt und in einem lokalen Kontext praktisch werden. Das offene, experimentelle Format des Seminars ermöglichte es den Studierenden, sich je nach eigenen Interessen und individuellen Fähigkeiten in verschiedenen Bereichen zu engagieren. Das Seminar förderte das kreative, assoziative Arbeiten jenseits von Disziplingrenzen, ermöglichte es, sich mit Themenfeldern der Architektursoziologie und Kunst auseinanderzusetzen, weckte die Lust, mit (Bau-)Materialien zu experimentieren und regte dazu

an, (digitale) Skizzen und Zeichnungen zu erstellen und Messungen vorzunehmen.

Dieser Prozess materialisierte sich in einer einfachen wie eingängigen Form, die wir in keiner Weise erwartet oder vorhergesehen hatten, in einer ‚Raumkapsel‘. In diesem Prototyp verdichteten sich die vielfältigen Entwurfszeichnungen, so dass unterschiedliche und auf dem Campus fehlende Raumtypen in einem variablen Raumkonzept verbunden und im Atelier des Künstlerhauses *Basis* gemeinsam umgesetzt werden konnten. Stück für Stück setzte sich aus Siebdruckplatten, Aluminiumrohren, Rädern, Filz, Rechner, Monitor und Maus unser vieldeutiger Raum zusammen. Labor? Forschungsstation? Arbeitsplatz? Leseort? Regal?

Die Raumkapsel ist ein Vehikel zur Erforschung selbstbestimmter Austausch-, Lern- und Arbeitsprozesse. Mit ihrem modularen Aufbau bildet sie einen ‚Raum im Schwebezustand‘, der keine klare Nutzungsform vorgibt, sondern zum Experimentieren einlädt und multipel angeeignet werden kann. Sie ist ein Forschungsort und ein sozialer Raum, an dem die Frage, wie wir inmitten und jenseits der gegenwärtigen Formatierungen der Arbeitswelt tätig sein wollen, exemplarisch verhandelbar wird. Die Raumkapsel setzt sich aus verschiedenen Modulen zusammen. Sie ist eine Formenschatzkiste. Der modulare Aufbau dieses plötzlich auf dem *Campus Westend* der Universität Frankfurt aufgetauchten Fremdkörpers befähigt durch einen schnellen und einfachen Umbau zu neuen Nutzungsformen. Die Möglichkeit zur individuellen Raumgestaltung macht eine vielfältige Organisation von Sozial- und Arbeitsformen integrierbar. Es ist aber auch möglich, den Kubus beliebig mit neuen Elementen zu erweitern. Er ist ein Prototyp, der sich stets den Bedürfnissen des Arbeitens anzupassen und sich mit diesen zu entwickeln vermag.

Die Kapsel setzt sich aus drei Elementen zusammen: Erstens ein halber Kubus, der für die Schaffung intimer Räume steht, zweitens ein Zelt, welches uns als politische Technologie der neuen sozialen Bewegungen inspiriert hat, sowie drittens weiteren modularen Elementen, die als Tisch, Tresen oder Sitzmöglichkeit dienen können. Durch die Rollen, die an dem Kubus angebracht wurden, ist es möglich, ihn frei durch Gebäude und Gelände zu bewegen. Er ist dabei so konzipiert, dass er durch jede Tür des Institutes passt. Aber seine Nutzung soll natürlich nicht auf dieses Gebäude beschränkt sein. Der Kubus kann durch eine leichte Demontage und Montage überall auf dem Campus zum Einsatz kommen. Er kann mit wenigen Handgriffen in einen intimen Arbeitsraum für kleine Gruppen, eine Lese-, Entspannungs- oder Kommunikationssituation, ein Kino, eine Agora für Diskussionsveranstaltungen, einen politischen Informationsstand, eine Bar oder ein DJ-Pult verwandelt werden. Durch seine Mobilität und diese Möglichkeiten wohnt ihm eine nomadische Natur inne. Seiner Nutzungsformen sind keine Grenzen gesetzt, nur die unserer Kreativität.

Die Raumkapsel stellt – im Gegensatz zu den meisten Orten auf dem Campus, die sich durch klar definierte Funktionen und

Zwecke auszeichnen – eine zunächst unbestimmte Raumsituation dar. Ihr mobiler, modularer Aufbau lädt ein, unterschiedliche Orte für Arbeits- und Austauschformate zweckzufremden und Selbstorganisationsprozesse zu stärken.

Der Raum bietet ein Forum für alle Projekte und Austauschformen von Menschen, die in der Universität mehr sehen als einen Produktionsort von *Employability*, Wettbewerb und Exzellenz. Wir widersprechen mit dieser Raumkapsel der Ideologie der Flexibilisierung der Arbeit, die durch eine Öffnung der Räume und somit einem permanenten Zugriff eine vollkommene Eingliederung in den Arbeitsprozess organisiert, selbst in Pausen und Phasen der Erholung. Wir setzen ihr einen Fremdkörper entgegen, der mit dieser Logik bricht und in den man sich durchaus zurückziehen kann. Der Kubus ermöglicht eine flexible, bedarfsgerechte, aber auch zeitlich begrenzte Aneignung und Gestaltung des Raumes als Arbeits-, politischer aber auch als Rückzugsraum, der sich der dominanten Logik der Universität entzieht. Innerhalb der kühlen, observierten und starren Strukturen der Universität wird zukünftig eine neue Form der Selbstorganisation möglich sein.

Nicht nur die Struktur der Raumkapsel, sondern auch die Art, wie wir im *Labor für Raumstrategien* zusammenarbeiten, sehen wir als einen Bruch mit den strikten Strukturen des Studierens an unserer Universität. Während die meisten Veranstaltungen durch klare Wochenstunden und Lehrpläne geregelt sind, befreiten wir uns vollkommen von derartigen Rahmenbedingungen. Oft kamen wir außerplanmäßig unter der Woche wie auch am Wochenende zusammen und diskutierten oftmals stundenlang über die Zukunft und die Umsetzbarkeit unseres Projektes. Wir tauchten in Arbeitsorganisationsprozesse ein und begannen damit, sie selbst zu gestalten, anstatt dieses Thema ausschließlich theoretisch zu behandeln. Hierbei gerieten wir auch in Sackgassen, die gedankliche Kehrtwenden nötig machten, jedoch durch die vielfältigen Ideen, die unsere Zusammenarbeit hervorbrachte, möglich waren. Wir begnügen uns also nicht nur mit Kritik an den bestehenden Verhältnissen des Studierens und Arbeitens, sondern präsentieren hier erste Elemente einer Utopie alternativer Sozial- und Arbeitsformen. Zwischenzeitlich waren unsere Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnisse so unterschiedlich, dass der Prozess fast gescheitert wäre. Wollen wir eher einen Rückzugsraum, einen Arbeitsraum oder einen politischen Raum? Wir sehen es als Qualität dieses Prozesses an, dass er Differenzen aushalten kann, ohne sie im Ergebnis aufzuheben und einen Konsens zu präsentieren. Diese Veranstaltung stellt somit für uns eine Alternative zu den Prozessen und Strukturen anderer Seminare dar. Unser erstes Ziel, eine Kapsel zu schaffen, die unsere Wünsche vereint und sich unseren Bedürfnissen anpassen kann, die verschiedene, fehlende Raumtypen in sich vereint, sich nach außen hin jedoch vollkommen von den neoliberalen Strukturen des universitären Raumes abhebt, ist also erreicht.



Die erste Projektphase endete mit einer Vernissage, in der unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten präsentiert und Möglichkeitsräume des Arbeitens, Lernens und des gemeinsamen Austauschs an der Universität im wahrsten Sinne des Wortes vorgestellt wurden. Am Ende stand der Wunsch, die Möglichkeiten der Kapsel weiter praktisch zu erforschen. Ein Raum ist nur so gut wie die soziale Praxis, die ihn immer wieder hervorbringt.

Hieraus entstanden eine zweite und später noch eine dritte Projektphase. Im Sommersemester 2014 haben wir die Raumkapsel in verschiedenen Aktionen an unterschiedlichen Orten als mobiles Vehikel zur Erforschung neuer Sozial- und Arbeitsformen sowie zur Initiierung eigenständiger Lernprozesse an der Universität eingesetzt und ästhetisch-praktisch weiterentwickelt. Dabei diente sie beispielsweise zum Lernen im Freien, als Hörstation, als Kommunikationszone zum Austausch mit anderen Studierenden und als ‚Uni-Rummel‘, der die Bedingungen des Studierens und Arbeitens an der Universität reflektiert. In diesem Zusammenhang haben sich eine Vielzahl positiver Rückmeldungen, überraschende neue Nutzungs- und Gestaltungsmöglichkeiten sowie zahlreiche neue Kontakte ergeben. Im konkreten Umgang mit der Kapsel zeigten sich aber auch die Grenzen des selbstgefertigten Prototyps, der aufgrund seiner schweren Handhabung nicht die Flexibilität, Mobilität und Einsetzbarkeit aufwies, den wir uns für spontanere Aktionen auf dem Campus gewünscht hätten.

Im Sommersemester 2015 diente die Kapsel als Ausgangspunkt und Vehikel einer Reise der Studierenden zu eigenen Fragen der Erkenntnis, ihrer wissenschaftlichen und ästhetischen Erforschung sowie praktischen Umsetzung. Die Kapsel, die als offene Form und durch ihre funktionale Unbestimmtheit für neue, noch unbekannt Zwecke angeeignet und weiterentwickelt werden kann, wurde in diesem Seminar für die Studierenden zu einem ästhetischen Prinzip der Anschauung und des praktischen Umgangs mit eigenen Fragen. Die Studierenden waren aufgefordert, Themen, Methoden und Fragen zu finden, die für sie im wahrsten Sinne ‚Sinn ergeben‘ und einen Bezug zu ihrem Alltag herstellen. Somit waren sie angehalten, die eigenen Fragen und Themen aus mindestens einer anderen ästhetischen Perspektive als der wissenschaftlichen zu bearbeiten und damit ‚selbst-tätig‘ zu werden. Die Ergebnisse wurden in einer Vernissage präsentiert und der Erkenntnisprozess kritisch reflektiert. Im Fokus der Auseinandersetzungen im Seminar standen vor allem der Umgang mit der eigenen Freiheit, Offenheit von Projekten, ihr Prozesscharakter sowie die Qualität des Umgangs mit Neuem.

Die offene Herangehensweise an das Projekt erhoben wir zu seiner Form: Wir verfolgten eine performative Ästhetik. Diese geht erstens davon aus, dass sich gesellschaftliche Widersprüche im Raum artikulieren und entsprechend nur an konkreten Orten bearbeitet und aufgehoben werden können (Lefebvre 2016). Zweitens beruht sie auf der Annahme, dass Raum performativ ist, d. h. durch *enactments* hervorgebracht wird und durch diese seine gesellschaftliche Wirkung

entfaltet. Räume und Realität entstehen also durch Praxis. *Enactment* bezeichnet den Prozess, in dem Realität immer wieder durch Praktiken der Produktion und Reproduktion hervorgebracht wird. Ihm liegt die Annahme zugrunde, dass Realität und Raum nicht außerhalb ihres Hervorbringungsprozesses existieren (Law 2008: 159). In alltäglichen Handlungen wird Raum in der Regel in einer Weise *enacted*, die die geltenden gesellschaftlichen Verhältnisse reifizieren. *Enactments* aber bieten auch das Potential, hegemoniale räumliche Ordnungen zu durchkreuzen und alternative Räume hervorzubringen. Solche Rauminterventionen oder künstlerischen Interventionen sind immer konkrete Auseinandersetzungen mit abstrakten Verhältnissen. Sie weisen in ihrer Konkretion immer über sich selbst hinaus, in dem sie gängige Ordnungen in Frage stellen. „Der eigentliche politische Akt (die Intervention) ist nicht einfach etwas, was innerhalb der existierenden Verhältnisse gut funktioniert, sondern etwas, was gerade den Rahmen verändert, der festlegt, wie die Dinge funktionieren. [...], Sie ist die Kunst des Unmöglichen: Sie verändert gerade die Parameter dessen, was in der existierenden Konstellation als ‚möglich‘ betrachtet wird“ (Žižek 2010: 273, Hervorheb. i. O.). Das *Labor für Raumstrategien* interveniert in die hegemoniale Produktion von Raum, indem es ihn mit anderen Praktiken durchkreuzt und somit andere Arbeits- und Sozialformen Wirklichkeit werden lässt.

Online: <http://labor-raumstrategien.aphoc.org/> (19.01.2021)

Literatur

- Law, John: *After method. Mess in Social Science Research*, London u. a. 2004
- Lefebvre, Henri: *Das Recht auf Stadt*. Deutsche Erstausgabe, hg. v. Birgit Althaler und Christoph Schäfer, Hamburg 2016
- Žižek, Slavoj: *Die Tücke des Subjekts*, Berlin 2010

Abbildungen

- S. 218–221: *Labor für Raumstrategien*, 2013/2014, Iris Dzudzek und Jakob Sturm, Fotos: Iris Dzudzek und Jakob Sturm



Architekturen der Bildungsmoderne. Asynchrone Räume des Wissens

Asynchrone Räume sind Räume, in denen sich Konflikte festmachen lassen (Bitter/Weber 2017). In denen Reibungen zwischen Fortschritt und Restauration stattfinden. In denen Ausgrenzungen basierend auf Rassismus, Klassismus, Geschlecht getätigt werden. Aber in denen auch überraschend widerständige Handlungsweisen möglich werden. In denen Selbstorganisation auf hierarchische Ordnung trifft. In denen Aneignung und Selbstermächtigung unerwartete Möglichkeiten finden. Räume, die von unterschiedlichen Formen des Wissens hergestellt werden.

In unseren künstlerischen Arbeiten zu Universitätsarchitekturen und Campusanlagen aus unterschiedlichen geografischen, sozialen und kulturellen Kontexten wie Chicago, New York und Frankfurt stehen diese asynchronen Räume im Zentrum unseres Interesses.

Mit dem Titel *Architekturen der Bildungsmoderne: asynchrone Räume des Wissens* schlagen wir eine Art *framing* vor, mit dem wir Überlegungen zu den Arbeiten vorstellen, die uns für den Schwerpunkt *Methoden und Künste der Raumforschung* relevant erscheinen.

Methodisch fragen wir danach, wie unsere eigene fotografische Recherche eines gegenwärtigen Blicks auf Campus- und Bildungs-Architekturen der Nachkriegsmoderne (1950er/1960er Jahre) mit Bildern, Dokumenten und medialen Repräsentationen aus der Geschichte dieser Institutionen verschränkt werden kann. Wir arbeiten daran, Bilder zu produzieren, die unterschiedliche Zeitlichkeiten und fallweise auch einander widersprechende, gegenläufige institutionelle Interessenlagen ins Bild setzen und nach einer heterogenen, nicht-linearen, kritischen Geschichte dieser Architekturen fragen.

Was waren je nach Zeit und Ort die vorherrschenden Ansprüche und Versprechen dieser Bildungs-Moderne? Wie bildeten sich Schlagwörter wie *Demokratisierung des Bildungswesens*, *Zugang zur Bildung für breite Bevölkerungsschichten*, *soziale Aufstiegsmöglichkeiten*, *Bildung als öffentliches Gut* usw. sowohl in der Architektur selbst als auch in ihrem Verhältnis zur Stadt wie zum urbanen, sozialen Umfeld ab?

Aus unserer künstlerischen Praxis heraus liegt es nahe, danach zu fragen, welche Bilder von Architektur und urbanen Situationen die Argumente und Beweggründe dafür liefern, welche Geschichte der Bildungsmoderne mit ihnen erzählt wird und wie Bilder dazu beitragen, bestimmte Narrative auszublenden.

Mit dem Blick auf asynchrone Räume des Wissens stellen wir die Frage, wie derartige Ausblendungen in den sozialen und politischen Zusammenhängen von Universität und Gesellschaft in einer künstlerischen Bild- und Raumproduktion trotz unterschiedlicher Zeitlichkeiten wieder eingeblendet und sichtbar gemacht werden können.

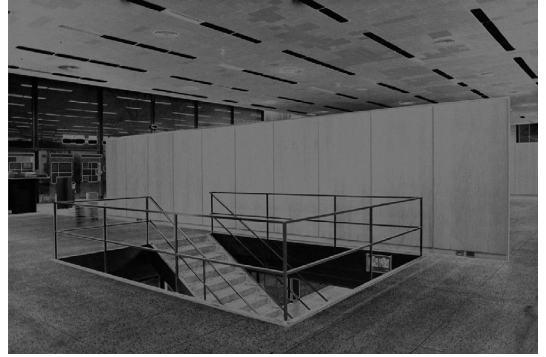
Unsere 2005 realisierte, mehrteilige fotografische Arbeit *Bronzeville über das Gelände des IIT-Campus' (Illinois Institute of Technology)* ist ein erstes Beispiel dafür, wie durch Architekturfotografie verdrängte urbane Konflikte wieder in die Bilder hineingetragen werden können. Der Universitätscampus wurde zwischen 1942 und 1958 im Zuge eines umfassenden Stadterneuerungskonzeptes für den Süden Chicagos errichtet und gilt als Meilenstein in der Architekturgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.

Der in die USA emigrierte Architekt Mies van der Rohe machte Chicago mit seiner Campus- und Universitätsarchitektur zum wichtigen Zentrum einer aus Europa übernommenen und vom Bauhaus beeinflussten Moderne. Speziell die Bilder der *Crown Hall*, die die Architekturfakultät beherbergt, zirkulieren bis heute als Symbol für den in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg beobachtbaren Siegeszug von Funktionalität, Transparenz und lichtdurchfluteter Rationalität der Moderne (Abb. 1 und 2).

Was in den Beschreibungen und Bildern zur Geschichte des Campus nur am Rande erwähnt wird ist, dass ein großer Teil des afroamerikanischen Stadtviertels *Bronzeville* für die Errichtung der Universität dem Erdboden gleichgemacht wurde. Als letztes Gebäude wurde *The Mecca Flats* nach langen und heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Universität und den letzten verbliebenen afroamerikanischen Bewohner*innen 1951 dem Abriss preisgegeben (Altshuler 2018). Der 1892 errichtete mehrstöckige, innovativ durch überdachte Innenhöfe erschlossene Wohnkomplex war der letzte Zeuge einer dynamischen schwarzen Gemeinde, die unter der Bezeichnung *Black Metropolis* im Chicago der 1920er Jahre berühmt war. Die afroamerikanische Schriftstellerin und Pulitzer-Preisträgerin Gwendolyn Brooks lässt 1968 in ihrem Gedicht *In the Mecca* fiktive Bewohner*innen des Gebäudes zu Wort kommen und erinnert an die politisch umstrittene Geschichte und den Niedergang dieses für die schwarze Gemeinschaft signifikanten Stadtviertels in Chicago. In den ersten Zeilen des Werkes benennt sie den Konflikt zwischen den architektonischen Versprechen der Moderne wie Transparenz und Fortschritt und der gelebten, verdrängten Geschichte vor Ort (imaginiertes Fortschrittsversprechen *versus* reale Geschichte der Bewohner*innen).



1



2

1+2| Bronzeville, 2005

*Sitzen, wo das Licht dein Gesicht korrumpiert,
Mies van der Rohe die Anmut verliert.
Und die weißen Fabeln fallen.*

Um diesen Konflikt der Verschleierung und Verdrängung, der durch die repräsentativen Bilder einer transparenten und lichtdurchfluteten Architektur der Moderne verstellt wird, im Bild zu verhandeln, haben wir eine elfteilige Serie von solarisierten Architekturaufnahmen des Campus produziert und die ersten Zeilen des Gedichts als Teil der Serie eingebaut. Der Prozess der Solarisation destabilisiert die dominante Repräsentation der von der Moderne geprägten ‚Lichtarchitektur‘ des IIT und verweist auf die Verwendung der Begriffe *hell* und *dunkel* im Rassendiskurs in der Geschichte von *The Mecca* und Chicagos Moderne (Abb. 3).

Einen etwas anders gelagerten Bezug auf die Moderne greifen wir mit der installativen Foto-Wandarbeit *From Our House to Bauhaus* auf (Abb. 4). Anhand der *Silvertowers*, der markanten, in den 1960er Jahren von I. M. Pei erbauten Wohntürmen der *New York University* (NYU) in Greenwich Village, Lower Manhatta, thematisieren wir den Zusammenhang zwischen Bildungs-Moderne und Wohnungsfrage, der in der Auseinandersetzung mit Campus und Räumen des Wissens häufig vernachlässigt wird. Darüber hinaus ist *From Our House to Bauhaus* ein Beispiel dafür, wie Räume einer vielfach kritisierten Moderne unerwartet angeeignet und modernistische Raumkonzepte zu einem widerständigen Argument gegen aktuelle Logiken urbaner Verwertungsprozesse gewendet werden können. Wir haben die Arbeit 2011 anlässlich der Ausstellung *Our Haus* zum 10-jährigen Jubiläum des vom österreichischen Architekten Raimund Abraham entworfenen Gebäudes des *Austrian Cultural Forum* (ACF) in New York realisiert.

Ein Bezugspunkt für unsere großformatige Foto-Wandarbeit war die Publikation Tom Wolfes *From Bauhaus to Our House* (New York, 1981). Wolfe hat in seinem populären Pamphlet die Architekturen und Architekten der Moderne und des *International Style* heftig für ihren abstrakten Formalismus, der keine Rücksicht auf die regionale und lokale Baugeschichte nimmt, kritisiert.

Eine weitere Referenz war der Protest einer Bürgerinitiative, die sich um 2010 herum formierte und sich gegen Bebauungspläne der NYU auf dem Gelände der *Silvertowers* richtete. In einer Phase von Gentrifizierung, Verwertung von Grünflächen, Privatisierungen von sozialen und öffentlichen Wohnbauten und einer allgemeinen Finanzialisierung des Wohnungswesens wurde die NYU als Immobilieneigentümerin in öffentlichen Debatten mit dem realisierten und originalen Bebauungsplan, der von zwei Wohntürmen für die NYU und einem Wohnturm für sozialen Wohnbau bestimmt ist, konfrontiert. Bereits 2008 wurden die drei Türme mit dem zentralen Platz unter Denkmalschutz gestellt. Die großzügigen grünen Freiflächen der *Silvertowers*, die dem von Wolfe so sehr kritisierten Konzept der Moderne mit ihren *solids and voids* verpflichtet waren, wurden zum Argument der Bürger*innen, mit dem sie die Nachverdichtung der

4| *From Our House to Bauhaus*,
2011





Sit where the light corrupts your face.
Miës Van der Rohe retires from grace.
And the fair fables fall.



3| Bronzeville, 2005



NYU auf einem der teuersten Grundstücke Manhattans zu verhindern suchten.

Die ungewöhnliche Allianz aus einer *bottom-up-Initiative*, die in der Nachbarschaft der Universitätswohntürme einen *community garden* angelegt hat, Lehrenden der NYU und eine Reihe von Architekturtheoretiker*innen, die architekturhistorische Argumente in die öffentliche Diskussion einbrachten, blockiert bislang das Bestreben der privatwirtschaftlich geführte Universität, den urbanen Raum für ihre bauwirtschaftlichen Interessen maximal zu nützen.

Diese unerwartete Aneignung von formalen Elementen der funktionalen Moderne als Argumentation in der medial überaus heftig geführten Auseinandersetzung über das Verhältnis von Universitätsarchitektur und urbanem Umfeld, von Universität und Stadt/Gesellschaft führte uns zu Überlegungen, diese Wende in unserer Arbeit zu thematisieren: Wir verkehrten den Titel von Wolfes Pamphlet *From Bauhaus to Our House* zu *From Our House to Bauhaus* als Benennung unserer Arbeit. Für eine formale Wende im Bezug auf das Verhältnis von Bild und Text (Kontext) haben wir das Gesamtlayout der Publikation von Wolfe als Hintergrundstruktur für die Wandarbeit genommen und die Textstellen der Publikation mit Bildern der *Silvertowers* aus unserem Archiv ersetzt. Dem entsprechend haben wir bildpolitisch die Bildflächen der Fotografien freigehalten, mit denen Wolfe gegen die internationale Moderne argumentierte. Seinen großenteils menschenleeren Architekturaufnahmen, die klischeehaft Anonymität und Unwirtlichkeit darstellen, stellen wir Fotografien entgegen, die den sozialen Gebrauch und einen gelebten Alltag zeigen (Abb. 5 und 6).

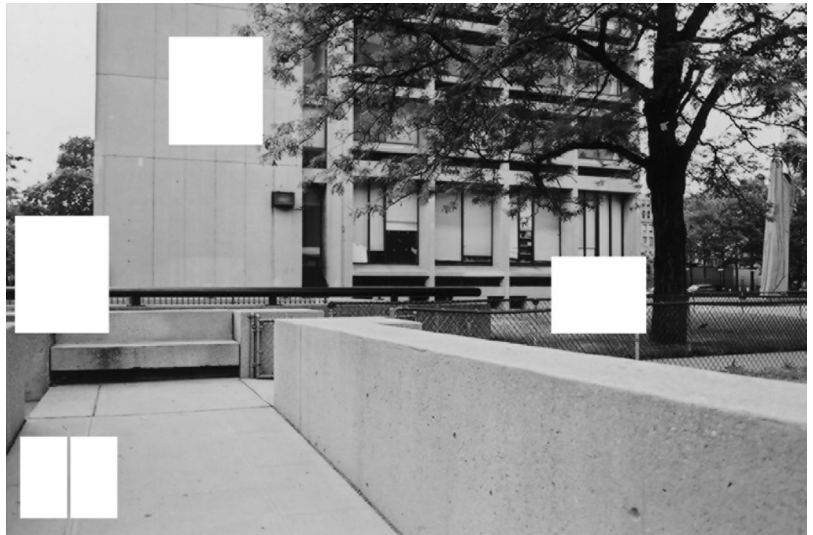
Die Problematik der Interpretation von Architekturabbildungen und der instrumentalisierende Gebrauch von Bildern bei konkurrierenden Raumproduktionen sind bei unseren künstlerischen Untersuchungen zu Kernfragen der Bildpolitik geworden: Wie wird die vermeintliche Stabilität zwischen gebauter Umwelt und zirkulierenden Bildern hergestellt?

In unserem Beitrag zur Publikation und Ausstellung *Das Wiener Modell. Wohnbau für die Stadt des 21. Jahrhunderts* (Bitter/Weber 2016) beziehen wir unser Verständnis von instabilen Repräsentationen auf Beobachtungen der Architekturhistorikerin Anne Kockelkorn zur Problematik instabiler Verhältnisse von Architektur und Repräsentation in ihrer Arbeit *Atlas* zum Ausstellungsprojekt *Wohnungsfrage* in Berlin 2015 (Kockelkorn 2015).

In ihrer Zusammenstellung von internationalen Beispielen von Wohnbauprojekten, die die Geschichte des sozialen Wohnbaus im Zuge der neoliberalen Wende seit den 1970er Jahren markieren, definiert sie sozialen Wohnbau einerseits als gesellschaftliches Wohnungswesen und als Wohnform, die einen Raum für die grundlegenden sozialen Bedürfnisse herstellt. Andererseits spricht sie von einem sozialen Wohnbau, der für öffentliche Wohnbauobjekte und Architekturen steht, die ortsbezogen nach den jeweiligen sozialen



5| From Our House to Bauhaus, 2011



6| From Our House to Bauhaus, 2011

Normen und technischen Möglichkeiten, je nach Ort und Zeit, produziert wurden.

Was für sie allerdings dabei so schwierig zu fassen war, und, wie sie hervorhebt, auch meist übersehen wird, ist die Tatsache, dass sowohl die Architekturen und entsprechenden Wohnformen durch deren Repräsentationen und Vorstellungen verdoppelt werden, sei es diskursiv, kollektiv oder individuell. Kockelkorn meint, es wäre ein gängiges Missverständnis, dass das Verhältnis zwischen dem, was als gesellschaftliche Umgebungen der Architektur ‚da draußen‘ ist, und dem, was davon repräsentiert, dargestellt und vorgestellt wird, eine Art natürliche, stabile Einheit bildet. Ganz im Gegenteil beobachtet sie, dass diese vermeintliche Stabilität umso instabiler wird, je mehr ein Wohnbauobjekt instrumentalisiert und ins Kreuzfeuer von unterschiedlichen Interessen gerät, z. B. von Staat, Kommune, Investoren, Baugenossenschaften und Wohnbauvereinigungen.

Wir referieren Kockelkorns Beobachtungen deshalb ausführlich, weil sich ihre Überlegungen zu instabilen Repräsentationen von Wohnformen und Räumen des Wohnens und Lebens methodisch und inhaltlich auf unsere Untersuchungen zu Bildungsmoderne, Bildungswesen und Universitätsbauten in unserer Arbeit *Trophäen ihrer Exzellenz* umlegen lassen (Abb. 7).

In der Arbeit und gleichnamigen Ausstellung *Trophäen ihrer Exzellenz* (2016) verhandeln wir die Komplizenschaften von Repräsentation, Architektur und sich ändernden Herrschaftsverhältnissen im Zuge der Transformation der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

In unserem Rechercheprojekt *Der Universitätskomplex. Von der kritischen Theorie zum Exzellenzcluster*, das wir seit Ende 2013 gemeinsam mit dem deutschen Stadtsoziologen Klaus Ronneberger zur Übersiedlung der Goethe-Universität unternommen haben, gingen wir den Spuren der Umwandlung der Hochschule von einer Bürgerstiftung zur modernistischen Massenuniversität mit ihrer Frankfurter Schule und schließlich zur Präsidialuniversität mit neoliberaler Exzellenzcluster nach.

In seinen Ausführungen im Text *Wissens-Räume – Architektur und Hochschulpolitik in Frankfurt* (Ronneberger 2015) beschreibt Ronneberger die Verlagerung der Goethe-Universität im Laufe des letzten Jahrzehnts vom Stadtteil Bockenheim in das Westend von Frankfurt als eine beispielhafte gesellschafts- und wissenschaftspolitische Transformation: Während der alte Campus in Bockenheim als *Campus in der Stadt* noch die fordistisch-demokratische Massenuniversität verkörperte, sind die repräsentativen Architekturen am neuen Campus im Westend ein Paradebeispiel für eine Universität als *Campus-Stadt mit Exzellenzcluster*, die sich im globalen Wettkampf neoliberaler Wissensökonomien in den vordersten Reihen positionieren will.

Mit fotografischen Objekten versuchen wir in *Trophäen ihrer Exzellenz* eine künstlerische Bild- und Raumproduktion zu entwickeln, in der Asynchronitäten – rückläufige, gegenläufige oder auch vorwegnehmende Prozesse und Interessen – in der Geschichte der



7 | Trophäen ihrer Exzellenz, 2016

Universität Frankfurt markiert werden und zum Teil auch in den Architekturen zum Ausdruck kommen.

Trophäen sind dabei Objekte und Bilder von Situationen und Räumen, an denen Ablagerungen, Überlagerungen, Einlagerungen und Schichten von unterschiedlichen konkurrierenden Zeitlichkeiten an der Architektur und am Campus lesbar werden. Zugleich sind diese Trophäen auch Agenten der architektonischen und urbanen Aneignungsprozesse im Laufe der sich ändernden Interessenslagen und Machtverhältnissen an der Universität.

Ein markantes Beispiel ist das Eingangsportal des Jügelhauses, das 1914 im Stil einer neobarocken Schlossarchitektur gebaut wurde und die Bürgeruniversität Frankfurt repräsentierte. Obwohl diese als Stiftungsuniversität der Frankfurter Bürgerschaft gegründet wurde, referiert ihre architektonische Form noch immer auf Feudalismus und Kaiserreich. In unmittelbarer Nachbarschaft zur hierarchisch und autoritär strukturierten Bürgeruniversität entstand etwa zeitgleich (1923) das progressive Institut für Sozialforschung, das eine marxistische grundrierte Sozialwissenschaft betrieb, und die damit verbundene Frankfurter Schule. Während des Nationalsozialismus musste das Institut um Max Horkheimer in die USA emigrieren. Das monumentale Gebäude mit seiner burgartigen Form, 1924 vom Architekten Franz Roedle errichtet, dem eine frühe Nähe zum



8| Trophäen ihrer Exzellenz, 2016

aufkommenden Nationalsozialismus nachgesagt wird, war im Stil eines späten Expressionismus gehalten; es wurde im Krieg zerstört.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Max Horkheimer eingeladen, als Rektor am Wiederaufbau einer demokratischen Universität mitzuwirken. Auf seine Initiative – und maßgeblich unterstützt von Friedrich Rau (Kurator der Universität) – wurde die Universität vom ebenfalls aus dem Exil zurückgekehrten Architekten Ferdinand Kramer modernisiert. Als eine seiner ersten baulichen Maßnahmen ersetzte Kramer 1953 das neobarocke, mit einer Treppenanlage versehene schlossähnliche Portal durch einen erweiterten Eingangsbereich. Das transparente, auf Straßenniveau tiefergelegte (also ebenerdig zugängliche) Portal öffnete das Gebäude real und auch symbolisch zur Straße hin, ganz im Sinne einer Demokratisierung der Universität. Kramer verlegte dabei auch das Rektorat auf die Erdgeschossenebene, um die Enthierarchisierung räumlich manifest zu machen.

Den medialen Kampf um diese architektonische Maßnahme illustriert eine kurze Anekdote: Kramer wurde aufgrund der Zerstörung des alten Portals als Barbar bezichtigt. Als Antwort schickte er seinem Kritiker den Fuß der Figur über dem Eingang mit folgendem Zitat: „Dem Empörten zum Trost! vom Barbar. Dieser Stein fiel mir vom Herzen am 17.5.53 17 Uhr nachmittags.“ (Nickel 2015)

Das Fuß-Objekt steht hier beispielhaft für das Aufeinandertreffen unterschiedlich gelagerter gesellschaftspolitischer Interessen und für die Konflikte um die Ausrichtung und Rolle der Universität in der Nachkriegszeit, die im Zuge der Modernisierung des Eingangsbereichs direkt an der Architektur lesbar werden (Abb. 8).

Wir entdeckten das Objekt in der Ausstellung *Linie Form Funktion. Die Bauten von Ferdinand Kramer* im Deutschen Architektur Museum (DAM) (November 2015–Mai 2016). Das metaphorische Sprachspiel in der Replik von Kramer inspirierte auch die Formulierung *Trophäen ihrer Exzellenz* als Titel für unsere Arbeit. Weitere Bildobjekte wie *Turm*, das sich auf die Sprengung des legendären Wissensturms (AfE-Turms) am *Campus Bockenheim* bezieht, und *Straße*, das die Benennung der Straßen nach den Vertretern der Kritischen Theorie am neuen *Campus Westend* thematisiert, repräsentieren als Trophäen (Objekte oder Residuen) den jeweils triumphalen Übergang von einer Form der universitären Raumproduktion zur nächsten (Abb. 9).

Mit der Transformation der Fotografien in Bildobjekte und deren Anordnung als ein räumliches Ensemble stellen wir in *Trophäen ihrer Exzellenz* die Universität als umkämpftes Terrain vor, auf dem die vorherrschenden Räume immer wieder in Frage gestellt werden. Dabei kann das Nebeneinander verräumlichter sozialer Praktiken, die miteinander konkurrieren, sich widersprechen und zugleich von unterschiedlichen Zeitlichkeiten und Interessen bestimmt sind, eine Möglichkeit eröffnen: nämlich dass in und durch asynchrone Räume des Wissens eine Auseinandersetzung mit dem jeweils Gegebenen einer Universität und den ‚Räumen des Wissens‘ auch widerständig,



9| Trophäen ihrer Exzellenz, 2016

un-universitär geführt werden kann. Für eine räumliche Erfahrung dieser Auseinandersetzung erscheint es uns notwendig, eine Multiplikation von Perspektiven in den Vordergrund zu rücken, in denen das Universitäre und seine Architekturen jeweils anders denk- und vorstell- und nicht zuletzt auch machbar erscheint (Abb. 10).



10| Trophäen ihrer Exzellenz, 2016

Literatur

- Altshuler, Joseph: Six Feet Under. Historic Mecca Flats Apartment Building Unearthed in Chicago. In: The Architect's Newspaper, July 20 2018 (<https://www.archpaper.com/2018/07/mecca-flats-chicago-crown-hall/>; 03.09.2020)
- Bitter, Sabine/Weber, Helmut: Asynchrone Räume des Wissens. In: Ricarda Denzer/Jo Schmeiser (Hg.): Un_Universität/Un_University. Art Education Research 13 (2017) (<https://blog.zhdk.ch/iaejournal/>; 19.01.2021)
- Bitter, Sabine/Weber, Helmut: Eine Stadt sieht sich selbst. In: Wolfgang Förster/William Menking (Hg.): Das Wiener Modell, Berlin 2016, S. 224 (https://blog.zhdk.ch/iaejournal/files/2017/03/AER13_bitter_weber_20170329.pdf; 03.09.2020)
- Kockelkorn, Anne/Martin, Reinhold (Hg.): Housing After the Neoliberal Turn. A Sample Atlas, Berlin 2015
- Nickel, Eckhardt: Ornament und Versprechen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (30.11.2015), S. 17
- Ronneberger, Klaus: Wissens-Räume – Architektur und Hochschulpolitik in Frankfurt. In: derive 59 (2015), S. 22–31
- Trophäen ihrer Exzellenz, Ausstellung im Schauraum, die Angewandte, 2016, quartier 21, MuseumsQuartier Wien, kuratiert von Ruth Schnell und Tommy Schneider
- Wolfe, Tom: From Bauhaus to Our House, New York (NY) 1981

Abbildungen

- Abb. 1–3 Sabine Bitter und Helmut Weber, *Bronzeville*, 2005
- Abb. 4–6 Sabine Bitter und Helmut Weber, *From Our House to Bauhaus*, 2011
- Abb. 7–10 Sabine Bitter und Helmut Weber, *Trophäen ihrer Exzellenz*, 2016

L'Université Paris 3. L'imaginaire bâti

Le renouvellement du vocabulaire et de la grammaire

Avant le mouvement de Mai 68, en France, les jeunes gens qui étudiaient l'architecture, bénéficiaient d'un double enseignement, celui de Rome et de la Grèce à l'École des Beaux-Arts et celui de la Charte d'Athènes dans les agences d'architecture, lieu où les étudiants faisaient leurs classes aux côtés des architectes qui dessinaient les villes nouvelles dans l'esprit du mouvement moderne de Le Corbusier. Leur formation était binaire, classique et moderne à la fois. Lorsqu'en Mai 68, le système des Beaux-Arts fut mis à bas, et que les premières études sociologiques menées dans les banlieues parisiennes démontrèrent la faillite de cette forme d'urbanisme préconisée par le mouvement moderne, les étudiants de cette génération (Portzamparc, Nouvel, Castro, Valode & Pistre etc.) durent entièrement renouveler leur vocabulaire et leur grammaire architecturale.

Paradoxalement, et alors que ces deux courants avaient montré leurs limites, les architectes sortis des écoles au début des années 70 furent mis dans l'obligation de se positionner par rapport au mouvement moderne et au retour à l'antique, quand en 1980, la vague du postmodernisme divisa les architectes en deux camps et que les débats incessants entre modernes et postmodernes nécessita que chacun se positionna. Cette obligation de se positionner pour l'un de ces deux mouvements conduisit la plupart des jeunes architectes à refuser ce sectarisme et à trouver une troisième voie.

En matière d'urbanisme Portzamparc opta pour une solution médiane et novatrice entre la rue et l'îlot fermé de la ville antique et le refus de la rue pour le plan libre de Le Corbusier. Entre ces deux extrêmes il propose l'îlot ouvert, qu'il expérimente dans le quartier Massena à Paris, mais aussi dans les projets des institutions publiques qui occupent un îlot, comme celui de l'Université Sorbonne Nouvelle Paris 3 (ill. 1, 2 et 3). Pour lui «la ville est le résultat d'une lutte entre la règle imposée par une autorité représentant la collectivité orchestrant une grande ambition, une organisation productive et la vitalité, le désordre et l'inventivité des aspirations individuelles et leurs pulsions



1| Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014



2| Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014

anarchiques. La beauté des villes, quand elle existe, est le résultat de ce perpétuel conflit» (Portzamparc 2016 : 21).

Les sources

S'agissant du vocabulaire et de la grammaire architecturale, Christian de Portzamparc dut créer de toute pièces les éléments fondateurs de ses projets. Il puisa donc à plusieurs sources très différentes. La première était celle qui lui avait été enseigné à l'École des Beaux-Arts. Même s'il avait participé à la chute de son enseignement, il conserva, en mémoire les grands principes édictés par Vitruve, Quatremère de Quincy et Viollet-le-Duc. Parmi ces concepts structurants et ces espaces archétypes, on retrouvera dans beaucoup de ses projets, les principes de la *symmetria* de Vitruve qui établit l'accord convenable des parties séparées et de chaque partie avec son ensemble. Un autre principe est la structure anthropomorphe que l'on retrouve dans la partition socle/fut/chapiteau des colonnes de l'antiquité et que Vitruve et Alberti évoquent en disant que « tout édifice est un corps ».



3| Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2021

La plupart des projets portzamparciens possèdent un pied, un corps et une tête. C'est encore le cas, ici à l'Université de Paris.

La seconde source des outils de son processus de conception est celle des théoriciens plus récents comme Robert Venturi et de son livre *De l'Ambiguïté en architecture* (1999) qui influença énormément les architectes de cette génération. Dans le cas de l'Université on remarquera que le bâtiment de la bibliothèque et celui des classes d'enseignement situé sur l'avenue n'avaient rien à se dire. Leurs façades sont très différentes et sur le front bâti de l'avenue, la Bibliothèque présente une proue, un pignon à la forme acérée, tandis que le second présente une façade en long pan. Tout cela installait une dualité très difficile à résoudre, sinon par l'emploi du tiers dominant, concept cher à Venturi. Une passerelle jetée entre les deux bâtiments au 5^e étage dessine une grande porte à l'échelle urbaine qui fait dialoguer et unifier deux bâtiments distincts sans simplifier ou exclure. La dualité est résolue dans la lecture de cette porte urbaine dont la perception est puissante et permet également de dire que là est l'entrée de l'université, car le hall est situé dans l'encadrement de cette grande porte. C'est la différence d'échelle de la porte urbaine et de celle de l'édifice qui crée une tension dans le sens symbolique de l'image de la porte – porte qu'ici invite avec générosité l'étudiant à entrer. Sa localisation et l'image symbolique qu'elle dégage lui donne sa raison d'être et font oublier qu'elle est dessinée deux corps de bâtiments très différents.

La troisième source des outils conceptuelles est celle des grandes figures admirées dans les années 60, même si leurs codes formels sont très différents. C'est celle de Le Corbusier, de Mies van der Rohe, de Niemeyer, de Frank Lloyd Wright et d'Alvar Aalto. Dessiner la maison sur la cascade de Wright était interdit aux étudiants qui étaient aux Beaux-Arts, car seul les chapiteaux ioniques dessinés par Vignole devaient être copiés. Les courbes contemporaines de Niemeyer furent donc un souffle d'air pour ces étudiants qui découvrirent les images de Brasilia en 1963. Les courbes ondulantes de l'Université, accusées par les horizontales des brise soleil ne sont pas sans rappeler *l'Edificio Copan* (1953) de Niemeyer à São Paulo.

La quatrième source d'inspiration, fut ses voyages et les images qu'ils imprimèrent dans l'inconscient de cet architecte. De Portzamparc ne fit pas le Grand Tour, mais partout où il se rendit, il dessina les édifices, les places et les paysages marquants. Le voyage, comme nous le savons, a une dimension initiatique et est au cœur de la dialectique sédentaire et nomade. Le voyage relie l'ici et le là-bas, notre monde englobe le reste du monde, tout en unissant des pôles contradictoires, le foyer et l'aventure, Hestia et Hermès.

A l'école des Beaux-Arts, les étudiants dessinaient le corps humain, non pas pour le représenter, mais pour le comprendre. Naturellement les dessins de voyages des étudiants des années 60 furent les outils de compréhension des architectures qu'ils parcouraient. En dessinant l'objet devant soi, il y a d'abord le regard, puis la compréhension de la structure, des volumes, des textures et leur une transcription sur

la feuille par le biais du poignet qui tient le crayon. Cet apprentissage d'une autre culture apporte une dimension universelle à l'architecture, et une plénitude que le rationalisme et le positivisme ne lui accorde pas (Maffesoli 2003).

Des années plus tard, le même poignet fera renaitre des formes emmagasinées dans le cerveau, pour en retranscrire au travers du projet ce qui nous marqua si fortement. La représentation symbolique de l'architecture et sa complexité donne place à l'imaginaire, car tout symbole est une image chargée de sens et d'émotions. S'identifier à l'architecture est essentiel pour que le projet dégage une émotion, car la faculté essentielle de l'homme est son incontournable pouvoir de symboliser, son imagination est symbolique.

Comment ne pas voir dans la citation architecturale du cloître de l'Université, la marque indélébile que nous confère les visites que fit l'architecte des grandes abbayes cisterciennes. L'image est fondatrice et notre relation au monde passe par elle. Pour créer l'Université Sorbonne Paris 3, Christian de Portzamparc a puisé dans cette complexité du réseau des images qu'il avait capté. La porte urbaine, le cloître, la façade ondulante du *Copan*, la structure anthropomorphe de ses bâtiments, il les avait tous dessinés, plusieurs années auparavant, donc compris et intériorisé. Les images qu'il en donne aujourd'hui dans ce projet, sont donc des images palimpsestes qui viennent recouvrir les formes qui l'ont marqué, parce que dessinées dans sa jeunesse et soigneusement conservées pour constituer sa grammaire architecturale.

Pour de Portzamparc «la beauté est toujours l'expérience d'un étonnement, un retour à l'adolescence, une <volonté de chance>, la pensée fait son chemin sans se fixer dans tel ou tel choix et elle reconnaît le faux hasard heureux qui s'offre. Peut-être que le plus important dès la conception est là, dans cette pensée qui avance en dehors de la formule. La pensée : rien de grave, rien de prétentieux avec ce mot, presque une légèreté» (Portzamparc 2016 : 67). Toute pensée repose sur des images, conscient et inconscient sont solidaires. Nous retrouvons ce que Gilbert Durand, décrit à propos du trajet anthropologique, où «l'inconscient et le <ça> (<es>) sont plutôt au bout inné du trajet conscient, [et le] moi et surmoi se situent au bout éduqué» (Durand 1994 : 61).

Le site et le projet

L'architecte de la nouvelle université s'est d'abord longtemps imprégné du site, le parcourant en tous les sens et par tous les temps. La parcelle est bordée par des logements contemporains, une tour issue des années 70 et un ancien séminaire de l'Institut des Sacrés-Cœurs construit en 1804. Derrière un long mur bordant le terrain se découvrent le couvent des dames des Sacrés-Cœurs et le cimetière de Picpus, unique nécropole privée de Paris. Ce grand jardin sous lequel reposent 1.600 guillotins de la place du Trône exsude un *genius loci* dont s'empreint l'architecte qui emprunta les pas de Zweig.

Dans *Le Monde d'hier*, Stefan Zweig parle de sa visite avec Rainer Maria Rilke dans ce Cimetière et au Couvent de Picpus : « je lui décrivit [à Maria Rilke] cette petite prairie émouvante avec ses tombes éparses [...] il fallait absolument qu'il voit cela, la tombe d'André Chénier et le couvent. Accepterais-je de l'y emmener ? Nous nous y rendîmes dès le lendemain. Il resta dans une sorte de ravissement silencieux devant ce cimetière isolé et l'appela «le plus poétique de Paris»» (Zweig 1992, p. 185). Ensuite ils montèrent, sous les conseils d'une des sœurs chamoises, jusqu'à la maison du jardinier pour pouvoir voire le cloître, car l'accès était interdit.

Chargé d'histoire, le site de la nouvelle université fut un facteur important pour la création du projet qui se devait d'allier le symbole et la nécessité. Portzamparc choisit de couturer ce tissu bordé par des corps de bâtiments issus de siècles différents.

Quoi de plus naturel alors que de concevoir des corps de bâtiments dialoguant chacun avec les bâtiments riverains et de faire le «tout» en les réunissant, comme dans les abbayes de Silvacane, du Thoronet, de Sénanque ou dans le couvent voisin parisien qui intriguait Rilke, autour d'un déambulatoire et d'une cour.

En référence à la scolastique, à l'enseignement des universités des XIII^e et XIV^e siècles, Portzamparc redessine le cloître qui était l'élément central dans la composition des grands projets du moyen âge. Le cloître fait le liant. Il réunit l'intérieur et l'extérieur, le minéral et le végétal, la pénombre et la forte lumière, la voute gothique et la voute céleste, le scriptorium et la salle capitulaire. C'est un ciment formidable qui fait ici la cohésion d'objets divers, la bibliothèque, le restaurant, les salles d'enseignement et le grand hall, version moderne du Narthex.

Le *claustrum* est de forme quadrilatérale dans le passé ; il renvoie à un lieu clos, car seuls les moines avaient le droit de le fréquenter et la vue sur l'extérieur était celle du ciel. Il possède également la fonction de circulation et de desserte des différents espaces des monastères. Il était donc au centre de la composition architecturale mais aussi au centre de la vie quotidienne des moines qui y méditaient, y priaient, et y lisaient, mais aussi se lavaient, se rasaient, lavaient et faisaient sécher le linge.

Pour l'Université Sorbonne Paris 3, le cloître est postmédiéval. Surtout pas un pastiche, il joue à se démarquer de son modèle. Ouvert sur la cour plantée à certains endroits et fermé par de hauts vitrages à d'autres, courbe plutôt que quadrilatérale, il veut dire le cloître et lui insuffler une puissance fabuleuse. Celle que Heidegger suggère quand il dit que « Par le temple, le Dieu peut être dans le temple » (Heidegger 2003 : 31 : traduction de : « *Durch den Tempel west der Gott im Tempel an* »).

Son déambulatoire ondule, s'ouvre et se referme. Il se fond dans le hall puis rétrécit, puis s'élargit à nouveau. Il fait une séquence de sensations inégales, de découvertes et de surprises qui ponctuent le parcours et modulent nos mouvements. Bien sûr tout autour les lieux

seront câblés et les tribus pourront se connecter à l'infini monde, mais là, dans la pénombre du cloître, à la fois lieu de rencontre, d'échange, de circulation, et de contemplation, chacun sera mis en condition d'être connecté, plus tout à fait dehors, mais pas encore dedans, plus tout à fait seul mais pas encore regroupé. Le cloître nous tient encore en dehors du lieu où l'on séjourne (en latin *vestibulum*). Il nous rappelle que nous ne sommes pas encore prêts, et il se doit de nous préparer.

Lieu communautaire, à la place de la théologie, épistème du moyen âge, nous vivons dans cette université, dont l'architecture propose un enracinement dans la tradition, pour reprendre un concept de Michel Maffesoli, le «sacral postmédiéval» (Maffesoli 2020).

Panofsky parle d'«habitude mentale» lorsqu'il constate une relation de cause à effet entre la pensée scolastique et l'architecture gothique (Panofsky 1957 : 51-52). Cette «habitude mentale» renvoyait à la scolastique, où l'axe de réflexion était basé sur la philosophie de Saint Thomas d'Aquin qui raccordait le rationalisme aristotélicien aux vérités de la foi. Elle vient ici apporter une dimension platonicienne en acceptant d'autres «vérités», en intégrant les multiples éléments de la vie et de l'architecture postmoderne.

Comme nous l'avons vu, quatre bâtiments composent l'université, les fragments créent de la diversité, des lieux de rencontre et des sources d'émotion. Les formes sont paradoxales, contraires, et ambiguës, le sens est incertain, équivoque. Distincts ils dialoguent et conservent une unité. Ce dialogue est complexe car il tient compte de tout, des formes hybrides qui composent l'environnement et de celles des bâtiments qui forment l'université, puis des différents étudiants qui viennent ici étudier.

Le postmodernisme architectural des années 80 faisait un usage excessif et outrancier du vocabulaire de l'antique et de l'ornementation dans la dénonciation qu'il faisait du style moderne. Il s'appuyait donc sur le détournement d'un vocabulaire. Dans cette tentative actuelle de tracer sa voie entre modernisme et postmodernisme, Portzamparc revient lui à la grammaire. Il n'y a pas le simple collage de l'image cloître, mais un retour au schème du cloître, pour structurer l'espace et lui conférer une charge émotionnelle. Dans l'utilisation du plan cinématographique, de la phrase musicale ou de la citation architecturale, le concepteur cherche à dire la complexité du monde non par des emprunts aux images, aux notes ou aux lieux, mais à ce qui indiciblement les relie. Cette grammaire qui relie les images, de Portzamparc la met au service d'un parti architectural évident. Comment dire qu'une université doit renvoyer deux images, celle de l'institution, et celle de la vie intérieure, du délicieux chahut de ses étudiants.

Refusant l'exclusion, l'architecte juxtapose les deux formes d'ordre qui représentent l'institution et la vie intérieure. Comme dans tous ses projets il superpose l'ordre géométrique et l'ordre vitale. Les horizontales marquées, la grille orthogonale des façades, et la teinte monochrome des fronts bâtis sur les rues disent la solennité de

l'institution universitaire. Les formes ondulantes et les teintes polychromes des façades, autour du cloître, disent la vie foisonnante que se cache derrière les hauts murs des bâtiments. Entre ces deux formes d'ordre, son architecture est tiraillement, celui de l'équilibre fragile et instable entre ce qui unit et ce qui divise.

Bibliographie

- Durand, Gilbert : L'Imaginaire. Essais sur les sciences et la philosophie des images, Paris, Hatier, 1994.
- Maffesoli, Michel : La Nostalgie du sacré, Paris, Cerf, 2020.
- Maffesoli, Michel : Le Voyage ou la conquête des mondes, Paris, Dunod, 2003.
- Martin Heidegger : Holzwege (1935–46), ed. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Francfort sur le Main, Klostermann, 2003.
- Panofsky, Erwin : Gothic Architecture and Scholasticism, Cleveland, New York (NY), World Publishing, 1957.
- Portzamparc, Christian de : Les dessins et les jours, Paris, Somogy, 2016.
- Venturi, Robert : De l'Ambigüité en architecture, Paris, Dunod, 1996.
- Zweig, Stefan : Le Monde d'hier. Souvenirs d'un Européen, trad. nouv. de Serge Niémetz, Paris, belfond, 1992.

Illustrations

- Ill. 1 Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014, Christian de Portzamparc, rendu architectural numérique, <https://www.christiandeporzamparc.com/en/projects/campus-universitaire-sorbonne-nouvelle/> (24.03.2021), avec l'autorisation de Christian de Portzamparc
- Ill. 2 Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014, Christian de Portzamparc, plan, <https://www.christiandeporzamparc.com/en/projects/campus-universitaire-sorbonne-nouvelle/> (24.03.2021), avec l'autorisation de Christian de Portzamparc
- Ill. 3 Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2021, Christian de Portzamparc, entrée principale, photo: Tânia da Rocha Pitta

Die Universität Paris 3. Das gebaute Imaginäre

Die Erneuerung des architektonischen Vokabulars und der Grammatik

Vor der 68er-Bewegung vom Mai 1968 genossen junge Architekturstudenten in Frankreich eine doppelte Ausbildung: an der Hochschule für Bildende Künste (*École des Beaux Arts*) jene im Geiste des antiken Roms und Griechenlands sowie in den Architekturbüros jene gemäß der Charta von Athen; hier absolvierten die Studierenden ihre Ausbildung an der Seite jener Architekten, welche die neuen Städte im Geiste der modernen Bewegung Le Corbusiers entwarfen. Ihre Ausbildung war somit binär, klassisch und modern zugleich. Als im Mai 1968 das Hochschulsystem der Bildenden Künste zusammenbrach und die ersten, in den Pariser Vorstädten durchgeführten Sozialstudien das Scheitern der Stadtplanung aus dem Geiste der modernen Bewegung aufzeigten, waren die Studierenden dieser Generation (Portzamparc, Nouvel, Castro, Valode & Pistre usw.) gezwungen, ihr architektonisches Vokabular und ihre Grammatik von Grund auf zu erneuern.

Paradoxerweise und obwohl die beiden Strömungen hinsichtlich der Bedürfnisse und Erfordernisse der Epoche an ihre Grenzen kamen, sahen sich die Architekturabsolvent*innen vom Anfang der 70er Jahre in der Pflicht, sich gegenüber der modernen Bewegung und der Rückkehr zur Antike zu positionieren. Als dann 1980 dann die Welle der Postmoderne die Architekt*innen in zwei Lager aufteilte, verlangten die endlosen Debatten zwischen Modernen und Postmodernen jedem eine Positionierung ab. Die Verpflichtung, sich für eine der beiden Bewegungen zu entscheiden, brachte die Mehrheit der jungen Architekt*innen dazu, sich diesem Sektierertum zu verweigern und eine dritte Möglichkeit zu finden.

In der Stadtplanung entschied sich Portzamparc für eine innovative Mittellösung zwischen der Straße mitsamt dem geschlossenen Baublock der antiken Stadt und der Ablehnung der Straße, d. h. er optierte für den freien Plan von Le Corbusier. Als Alternative zu diesen

beiden Extremen schlug er eine offene Blockbebauung vor, welchen er im Pariser Massena-Viertel erprobte, aber auch bei privaten Projekten für öffentliche Einrichtungen, welche auf derartigen Parzellen untergebracht sind, so etwa beim Campus der *Université Sorbonne Nouvelle Paris 3* (Abb. 1–3). Für ihn „ist die Stadt das Ergebnis eines Kampfes zwischen der von einer Autorität auferlegten Norm, welche den Ehrgeiz einer instrumentalisierten Gemeinschaft repräsentiert, einer schöpferischen Organisation sowie der Vitalität, dem Chaos und dem Erfindungsreichtum der individuellen Bestrebungen und anarchistischen Triebe. Die Schönheit der Stadt, wenn es sie denn gibt, ist das Ergebnis dieses ständigen Konfliktes“ (Portzamparc 2016: 21).

Die Ursprünge

Hinsichtlich des architektonischen Vokabulars und der Formensprache musste Christian de Portzamparc völlig neue Grundelemente für seine Projekte erschaffen. Dazu schöpfte er aus vielen verschiedenen Quellen. Die erste war jene, welche an der Hochschule für Bildende Künste gelehrt worden war. Auch wenn er selbst am Umsturz ihres Curriculums beteiligt gewesen war, hatte er doch die Erinnerung an die großen verbindlichen Prinzipien von Vitruv, Quatremère de Quincy und Viollet-le-Ducs bewahrt. Zwischen diesen strukturierenden Konzepten und archetypischen Räumen findet man in vielen seiner Projekte die Prinzipien der Symmetrie nach Vitruv, welche den angemessenen Zusammenklang der einzelnen Elemente und aller Elemente im Zusammenspiel festlegen. Ein weiteres von ihm angewandtes Prinzip ist die anthropomorphe Struktur, welche man in der Aufteilung in Sockel/Schaft/Kapitell der antiken Säulen findet und das Diktum Vitruvs und Albertis aufgreift, dass das ganze Bauwerk ein Körper sei. Die meisten Projekte von Portzamparc verfügen über einen Fuß, einen Körper und einen Kopf. Auch hier an der Universität von Paris ist dies der Fall.

Die zweite Quelle als Werkzeug für seinen Gestaltungsprozess besteht in neuen Theoretikern wie Robert Venturi mit seinem Buch *Über die Mehrdeutigkeit in der Architektur* (1999) welches die Architekt*innen jener Generation immens beeinflusst hat. Im Fall des Universitätscampus' bemerkt man, dass die an der Avenue befindlichen Bibliotheks- und Unterrichtsgebäude nicht miteinander kommunizieren. Ihre Fassaden unterscheiden sich sehr stark. Die Gebäudefront der Bibliothek in Richtung der Avenue stellt einen Schiffsbug, also die Form eines spitzen Giebels dar, wohingegen das Unterrichtsgebäude auf der anderen Seite eine lange Mauerwerksfassade aufweist. All das konstituiert eine schwer aufzulösende Dualität. Sie kann höchstens durch ein dominantes drittes Bauelement vermittelt werden, ein von Venturi entliehenes Konzept. Eine Verbindungsbrücke zwischen den beiden Gebäuden in der fünften Etage bildet ein großes Tor von urbanen Dimensionen. Es ermöglicht einen Dialog und eine Vereinigung



1| Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014



2| Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014



3| Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2021

zweier unterschiedlicher Gebäude – und dies ohne zu simplifizieren oder zu stark zu vereinfachen oder ausschließend zu wirken. Die Dualität wird durch eine Lektüre hergestellt, die das Stadttor als Bild der Stärke deutet. Diese urbane Pforte bezeichnet ebenso eindeutig den Eingang der Universität, denn ihre Lobby befindet sich innerhalb des Rahmens dieses großen Tores. Es ist der Maßstabsunterschied zwischen Tor und Gebäude, welcher eine Spannung im symbolischen Sinngehalt des Tores kreiert. Dieses Tor lädt mit großer Geste Studierende dazu ein, einzutreten. Sein Ort und seine symbolische Bedeutung setzen seine wahre Bestimmung frei und lassen vergessen, dass es einst mithilfe zweier sehr unterschiedlicher Baukörper entworfen worden ist.

Die dritte Quelle der konzeptionellen Hilfsmittel stellten die großen und bewunderten Persönlichkeiten der 60er Jahre dar, auch wenn deren Formensprachen sehr unterschiedlich sind. Gemeint sind jene von Le Corbusier, Mies van der Rohe, Niemeyer, Frank Lloyd Wright und Alvar Aalto. Das Nachzeichnen von *Fallingwater* Wrights war den Studierenden der Hochschule der Bildenden Künste untersagt, denn nur die ionischen Kapitelle nach Vignola durften kopiert werden.

Die zeitgenössischen Kurvaturen Oscar Niemeyers empfanden die Studierenden wie eine frische Brise, als sie staunend die Bilder Brasílias (1963) entdeckten. Die wellenförmigen Kurven der Universität Paris 3, welche von den waagerechten *Brise Soleils* geprägt sind, erinnern entfernt an das *Edificio Copan* (1953) von Oscar Niemeyer in São Paulo.

Die vierte Inspirationsquelle waren die Reisen Portzamparc und die Bilder, welche sich in das Unterbewusstsein des Architekten eingepägt hatten. Er machte zwar keine *Grand Tour*, aber wohin er sich auch begab, zeichnete er markante Gebäude sowie Plätze und Landschaften. Die Reise, wie wir sie kennen, ist ein Grad der Initiation und ist von einer Dialektik von Sesshaftigkeit und Ruhelosigkeit geprägt. Sie verbindet das Hier und Dort. Unsere Welt enthält auch die übrige Welt, vereint in sich eigentlich widersprüchliche Extreme, das Heim und das Abenteuer, Hestia und Hermes.

An der Hochschule für Bildende Künste zeichnen die Studierenden ebenfalls den menschlichen Körper, jedoch nicht, um ihn wiederzugeben, sondern um ihn zu verstehen. Natürlich waren die Zeichnungen und Entwürfe, welche die Studierenden der 60er Jahre während ihrer Reisen anfertigten, Werkzeuge zum Verständnis der Architektur, die sie besichtigt hatten. Während des Zeichnens und des Studiums eines Originals kommt zunächst die Betrachtung, darauf folgt das Verständnis von Struktur, Volumen und Texturen und schließlich die Transkription auf dem Blatt Papier vermittels der Hand, welche den Bleistift hält. Diese Lehre einer ‚anderen Kultur‘ bringt eine universelle Dimension der Architektur und Fülle mit ein, welche Rationalismus und Positivismus nicht liefern (Maffesoli 2003).

Jahre später wird dieselbe Hand die im Geist gespeicherten Formen wiedererstehen lassen, um sie in Projekte einzufügen, welche uns so sehr beeindruckten. Die symbolische Repräsentation und Komplexität von Architektur geben der Vorstellungskraft Raum, da jedes Symbol ein mit Empfindungen und Emotionen aufgeladenes Bild darstellt. Sich mit Architektur zu identifizieren ist essenziell, damit ein Projekt Emotionen freilegen kann, da die fundamentale Fähigkeit des Menschen seine unumgängliche Kraft des Symbolisierens ist und sein Vorstellungsvermögen symbolisch funktioniert

Wie sollte man in der Universität nicht ein architektonisches Zitat des Klosters sehen, jenes Zeichen, das sich unvergesslich bei unseren Besuchen einprägt und von Architekten der großen Zisterzienserabteien geschaffen worden ist? Dieses Bild ist ein ursprüngliches und prägt unsere Sicht auf die Welt. Um die *Université Sorbonne Paris 3* zu entwerfen, hatte de Portzamparc aus der Komplexität dieses Bildernetzwerks geschöpft, welches er selbst geschaffen hatte. Das urbane Tor, das Kloster, die wellenförmige Fassade des *Copan*-Gebäudes, die anthropomorphe Struktur seiner Gebäude: Dies alles hatte er viele Jahre zuvor gezeichnet, sich also angeeignet und verinnerlicht. Die Bilder, die er uns heute in diesem Projekt zeigt, sind gleichsam Palimpseste, welche die Formen wiedergeben, die ihn geprägt haben,

denn er hatte sie in der Jugend gezeichnet und sorgsam konserviert, um seine architektonische Grammatik aufzubauen.

Für de Portzamparc „ist die Schönheit immer die Erfahrung von Staunen, eine Rückkehr zur Jugend, ein ‚Wille zur Chance‘. Denn der Gedanke sucht sich seinen Weg, ohne sich auf die eine oder andere Option festzulegen, und er weiß die angeblich ‚glücklichen Zufälle‘, die sich ihm bieten, kritisch einzuordnen. Vielleicht liegt das Wichtigste ab der Konzeption genau in diesem Denken, das außerhalb der regulären Verfahrensweise entsteht. Der Gedanke ist nichts Gravierendes, nichts Anmaßendes in diesem Sinn, vielmehr eine Leichtigkeit.“ (Portzamparc 2016: 67) Das ganze Denken basiert auf Bildern, in denen Bewusstes und das Unbewusste miteinander verbunden sind. Wir finden dies bei Gilbert Durand wieder, der bezüglich der anthropologischen Wechselbeziehung („*trajet anthropologique*“) erklärte, dass „das Unbewusste und das ‚Es‘ auf der unteren Innenseite des Bewusstseins liegen, [und das] ‚Ich‘ und ‚Über-Ich‘ auf der Seite der Erziehung“ (Durand 1994: 61).

Der Standort und das Projekt

Der Architekt der neuen Universität beschäftigt sich zunächst eingehend mit dem Standort, den er mit all seinen Bedeutungen und durch alle Zeiten hindurch abschreitet. Der Baugrund wird von zeitgenössischen Bauwerken gesäumt. Es gibt einen Turm am Eingang aus den 1970er Jahren und ein altes Seminargebäude des *Sacré-Cœur*-Instituts aus dem Jahre 1804. Hinter einer langen, das Terrain säumenden Mauer entdeckt man den Damenkonvent von *Sacré-Cœur* und den Friedhof von Picpus, die einzige private Nekropole von Paris. Dieser große Garten, in dem 1600 Enthauptete von der *Place du Trône* ruhen, ist durch einen *genius loci* gekennzeichnet, der den Architekten inspiriert hat, sich auf die Spuren von Stefan Zweig zu begeben.

In seinem Werk *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* spricht Stefan Zweig über seine Besichtigung des Friedhofs und des Konvents von Picpus zusammen mit Rainer Maria Rilke: „Ich beschrieb ihm [Maria Rilke] diese kleine rührende Wiese mit ihren verstreuten Gräbern [...] er müsse das sehen, das Grab André Chéniers und das Kloster. Ob ich ihn hinführen wolle? Wir gingen gleich am nächsten Tag. Er stand in einer Art verückter Stille vor diesem einsamen Friedhof und nannte ihn den ‚lyrischsten von ganz Paris.“ (Zweig 1981: 145) Danach gingen sie unter der Begleitung einer der Karmeliterinnen zum Haus des Gärtners zurück, um das Kloster sehen zu können, in dem Besichtigungen untersagt waren.

Dieser mit Geschichte aufgeladene Standort der neuen Universität war ein bestimmender Faktor für die Errichtung dieses Projekts, welches Symbolisches und Funktion verbinden musste. Portzamparc entschied sich, die in den verschiedenen Epochen entstandenen Gebäude gleichsam wie Stoff zusammenzunähen.

Was liegt also näher, als Baukörper zu entwerfen, die jeweils mit den angrenzenden Gebäuden in Dialog treten, und ein Ganzes herzustellen, indem man sie, wie in den Abteien von Silvacane, Thoronet, Senanque oder dem benachbarten Pariser Kloster, das Rilke so faszinierte, um einen Kreuzgang oder einen Hof zu gruppieren?

In Anlehnung an die Scholastik, die Lehre der Universitäten des 13. und 14. Jahrhunderts, entwarf Portzamparc also wieder einen Kreuzgang, welcher ein zentrales Element bei den Großprojekten des Mittelalters war. Der Kreuzgang ist ein Verbindungsglied. Er vereint das Innere und das Äußere, das Gestein und das Gewächs, das Licht der Dämmerung und die Pforte des Lichts, das gotische und das himmlische Gewölbe, das Skriptorium und den Kapitelsaal. Es ist gleichsam ein großartiger Kitt, welcher hier den Zusammenhalt vielfältiger Elemente wie der Bibliothek, des Restaurants, der Unterrichtsräume und der großen Halle, einer modernen Version des Narthex, gewährleistet.

Das *claustrum*, eine alte, viereckige architektonische Form, verweist auf einen geschlossenen Ort, da die Mönche als einzige das Recht besaßen, ihn regelmäßig zu nutzen, und der Blick nach außen war jener in den Himmel. Es bestimmte zudem ihre Wege und verband die verschiedenen Orte des Klosters miteinander. Das *claustrum* war somit das Zentrum der architektonischen Komposition, aber auch dasjenige des täglichen Lebens der Mönche, die dort meditierten, beteten und lasen, sich dort jedoch auch wuschen, sich rasierten sowie ihre Wäsche reinigten und trockneten.

Die *Université Sorbonne Paris 3* stellt eine postmittelalterliche Version des Klosters dar. Sie ist keine einfache Kopie, denn sie spielt mit der Distanzierung von ihrem Modell. Geöffnet durch eine stellenweise bepflanzten Innenhof auf der einen Seite, geschlossen durch eine hohe Glasfront auf der anderen Seite, mehr gewellt als viereckig, lehnt sich das Universitätsgebäude an das Modell des Klosterkreuzgangs an und bezieht daraus seine mythische Kraft. Jene Kraft, welche Heidegger suggeriert, als er sagte: „Durch den Tempel west der Gott im Tempel an“ (Heidegger 2003: 31).

Sein gekrümmter Chorumgang öffnet und schließt sich zugleich. Dieser geht in eine sich verengende Halle über und vergrößert sich dann aufs Neue. So entsteht eine Serie von einzigartigen Wahrnehmungen, von Entdeckungen und Überraschungen, welche den Gang durch das Gebäude begleiten und unsere Bewegungen determinieren. Natürlich sind die umgebenden Räume eigentlich alle an das Netz angeschlossen, und die Nutzer*innen können sich so mit der unendlichen Welt vereinen, doch im Dämmerlicht des Klosters, das gleichzeitig Ort der Begegnung, des Austausches, der Zirkulation und der Kontemplation ist, wird jeder in einen Zustand des Verbundenseins versetzt – nicht ganz draußen, aber auch noch nicht drinnen, nicht mehr einzeln, aber auch noch nicht zur Gruppe zusammengefasst. Der Kreuzgang hält uns immer noch außerhalb eines Ortes, an dem wir verweilen könnten (im Lateinischen das

vestibulum). Es erinnert uns daran, dass wir noch nicht bereit sind und dass es uns vorbereiten muss.

Die Universität als gemeinschaftlicher Ort anstelle der Theologie, der Episteme des Mittelalters, sie ist der Ort, an dem wir leben werden und wo uns die Architektur auffordert, in der Tradition Wurzeln zu schlagen, einem Konzept Michel Maffesolis entsprechend, demjenigen des ‚postmittelalterlichen Sakralen‘ (Maffesoli 2020).

Panofsky spricht von einem „mentalens Habitus“, als er eine Beziehung in der Kausalität zwischen der scholastischen Anschauung und der gotischen Architektur entdeckt (Panofsky 1957: 51–52). Dieser „mentale Habitus“ verweist auf die Scholastik, in der die Reflexion auf der Philosophie von Thomas von Aquin basierte, welcher den aristotelischen Rationalismus mit der christlichen Glaubenswahrheit verband. Sie bringt hier eine platonische Dimension ein, welche andere ‚Wahrheiten‘ akzeptiert und viele Elemente des postmodernen Lebens und der Architektur miteinbindet.

Wie wir bereits wissen, besteht diese Universität aus vier Gebäuden, und die Einzelteile erschaffen aus der Vielfalt einen Ort der Begegnung und eine Quelle der Emotion. Die Formen sind dabei paradox, gegensätzlich, mehrdeutig und ihr Sinn unsicher und unklar. Als getrennte Einheiten unterhalten sie zugleich einen Dialog und bewahren eine Einheit. Dieser Dialog ist komplex, da er doch alles umfasst, die hybriden Formen, welche die Umgebung prägen, aber auch die Gebäude, welche die Universität bilden, und zudem die unterschiedlichen Studierenden, welche zum Lernen hierher kommen.

Die architektonische Postmoderne der 1980er Jahre betrieb einen übermäßigen, exzessiven Gebrauch des antiken und ornamentalen Vokabulars, gespeist aus ihrer Kritik am modernistischen Stil. Sie basiert also auf der Entwendung eines alten Vokabulars. Portzamparc kehrt in seinem aktuellen Versuch, einen Weg zwischen der Moderne und der Postmoderne zu finden, zur Grammatik zurück. Er stellt keine simple Kollage eines Klosterbaus zusammen, sondern findet zum Schema des Klosters zurück, um den Raum zu strukturieren und ihm eine emotionale Aufladung zu verleihen.

Mit der Verwendung einer filmischen Einstellung, eines musikalischen Satzes oder von architektonischen Zitaten versucht der Architekt, die Komplexität der Welt auszudrücken, und zwar nicht durch Anleihen bei Bildern, Notizen oder Orten, sondern bei ihrer unaussprechbaren Verbindung. Diese Sprachlehre, welche die Bilder miteinander verbindet, stellt de Portzamparc in den Dienst eines evidenten architektonischen Vorgehens. Wie kann man die zwei Seiten einer Universität zeigen, jene der offiziellen Institution und jene des Innenlebens, des liebenswerten Trubels ihrer Studierenden?

Der Architekt, der das Ausschließen ablehnt, setzt zwei Formen nebeneinander, welche sowohl die Institution als auch das Leben im Innern der Universität repräsentieren. Wie in all seinen Projekten legt er eine geometrische und eine vitale Ordnung übereinander. Die markanten Horizontalen, das orthogonale Gitter der Fassaden und

die monochrome Farbgebung der Gebäudefront in Richtung Straße verdeutlichen die Würde der universitären Institution. Die gewölbten Formen und die polychrome Farbgebung um das ‚Kloster‘ herum zeigen wiederum das vielfältige Leben, welches sich hinter den hohen Mauern des Bauwerks verbirgt. Der Architekt ist zwischen diesen beiden Ordnungsformen hin- und hergerissen und bringt das fragile Gleichgewicht zwischen dem, was trennt und was vereint, zum Ausdruck.

Literatur

- Durand, Gilbert: *L'Imaginaire. Essais sur les sciences et la philosophie des images*, Paris 1994
- Maffesoli, Michel: *La Nostalgie du sacré*, Paris 2020
- Maffesoli, Michel: *Le Voyage ou la conquête des mondes*, Paris 2003
- Martin Heidegger: *Holzwege (1935–46)*, hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a. M. 2003
- Panofksy, Erwin: *Gothic Architecture and Scholasticism*, Cleveland (OH)/New York (NY) 1957
- Portzamparc, Christian de: *Les dessins et les jours*, Paris 2016
- Venturi, Robert: *De l'Ambigüité en architecture*, Paris 1996
- Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern (Gesammelte Werke in Einzelbänden, Bd. 6)*, Frankfurt a. M. 1981, S. 145

Abbildungen

- Abb. 1 Christian de Portzamparc, Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014, Rendering, <https://www.christiandeportzamparc.com/en/projects/campus-universitaire-sorbonne-nouvelle/> (24.03.2021), mit Genehmigung von Christian de Portzamparc
- Abb. 2 Christian de Portzamparc, Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2014, Grundriss, <https://www.christiandeportzamparc.com/en/projects/campus-universitaire-sorbonne-nouvelle/> (24.03.2021), mit Genehmigung von Christian de Portzamparc
- Abb. 3 Campus universitaire Sorbonne Nouvelle, Paris, 2021, Christian de Portzamparc, entrée principale, Foto: Tânia da Rocha Pitta

Die Autor*innen

Amalia Barboza ist Professorin für künstlerische Forschung an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz (kunst universität linz). 2013–19 war sie Juniorprofessorin für Theorie und Methoden der Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes, 2005–12 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig. Amalia Barboza hat Bildhauerei an *der Escuela de Artes Aplicadas y Oficios Artísticos*, Madrid, und der Hochschule für Bildende Künste Dresden studiert. Parallel hat sie ein Studium der Soziologie an der *Universidad Complutense*, Madrid, Spanien, absolviert, 2002 dann bei Karl-Siegbert Rehberg an der TU Dresden mit einer Arbeit zur Stilanalyse in der Soziologie Karl Mannheims (*Kunst und Wissen. Die Stilanalyse in der Soziologie Karl Mannheims*, Konstanz 2005) promoviert. Zahlreiche weitere Publikationen sind der Kunst- und Kulturosoziologie gewidmet und thematisieren nicht nur Schnittstellen von Künsten und Wissenschaften, sondern auch Migration, Exil und Interkulturalität. In ihrer künstlerischen Arbeit thematisiert sie Raumstrategien und die Funktion der Alltagsästhetik für transformativen Prozessen.

Helen Barr ist seit 2011 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Nach einem Studium der Europäischen Kunstgeschichte, Romanistik und Germanistik an den Universitäten Kiel, Lyon und Heidelberg war sie 1995–99 Mitarbeiterin am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg, ab 1999 dann als freiberufliche Kunsthistorikerin in Frankfurt am Main und Florenz tätig. Studien- und Forschungsaufenthalte in Venedig und Florenz wurde durch Stipendien der *Fondazione Giorgio Cini*, Venedig, des DAAD und des italienischen Außenministeriums unterstützt. Sie ist Mitglied im Deutschen Werkbund Hessen und im wissenschaftlichen Beirat von *arthistoricum*. Ihre Dissertation von 2007 an der Universität Heidelberg wurde 2008 unter dem Titel *Lektionen. Bronzino, Allori, Naldini. Studien zum Lehrer-Schüler-Verhältnis in der Florentiner Malerei des mittleren Cinquecento* (Heidelberg) veröffentlicht. Weitere Publikationen sind der italienischen Kunst des 16. Jahrhunderts, der grafischen Gestaltung und visuellen Narration in illustrierten Zeitschriften des frühen 20. Jahrhunderts sowie dem Neuen Frankfurt gewidmet.

Sabine Bitter und Helmut Weber leben in Vancouver und Wien und arbeiten seit 1993 an Projekten, die sich mit Städten, Architektur und der Politik der Repräsentation und des Raums befassen. Hauptsächlich in den Medien Fotografie und Video arbeitend, beschäftigen sie sich in ihrer forschungsorientierten Praxis mit spezifischen Momenten und Logiken des global-urbanen Wandels, wie er sich in Stadtquartieren, in Architektur und Alltag vollzieht. Seit 2004 sind sie Mitglieder des Kulturkollektivs *Urban Subjects US* (Bitter/Derksen/Weber). Jüngste Projekte und Ausstellungen sind u. a. 2017: *Strechting the Boundaries*, FLUCA: Österreichischer Kulturpavillon, Plovdiv, Bulgarien, *Phantastischer Kapitalismus*, Galerie GPLcontemporary, Wien, *So wie sich ein Text von einem Buch unterscheidet, so unterscheidet sich ein Bild von einem Archiv*, Mackey Garage Top, MAK Center Los Angeles und *The Vienna Model. Housing for the 21st Century City*, Museum of Vancouver.

Markus Dauss ist Privatdozent am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main. 2019–20 war er Gastprofessor für Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin, 2018–19 an der Universität Augsburg. Auch an der Goethe-Universität hat er mehrfach Professuren für Kunst- und Architekturgeschichte vertreten. Derzeit forscht er mit Mitteln der DFG zur Geschichte und Theorie Transitorischer Orte. Seine Habilitation (2012) rekonstruiert die Geschichte der architektonischen Schrift- bzw. Sprachmetaphorik, seine Dissertation (2004; *École Pratique des Hautes Études Paris*, Technische Universität Dresden) untersucht in vergleichender Perspektive die Rolle öffentlicher Bauten des Historismus bei der kollektiven Identitätsstiftung in Berlin und Paris. Publiziert hat er nicht nur zur Geschichte und Theorie der Architektur sowie der Gartenkünste in Früher Neuzeit und Moderne, sondern auch zur Kunst- und Medientheorie sowie zu Bildkonzepten der Moderne.

Iris Dzudzek ist Juniorprofessorin für Kritische Stadtgeographie an der Universität Münster. Ihre aktuellen Forschungsinteressen liegen im Schnittfeld von Stadt, Globalisierung und Gesundheit. Im Fokus steht, wie Krankheit und Gesundheit in global-lokalen Strukturen hervorgebracht werden und wie medizinische Wissenssysteme entgegen hegemonialer Routen reisen. Die 2016 publizierte Arbeit über die Kreative Stadt (*Kreativpolitik. Über die Machteffekte einer neuen Regierungsform des Städtischen*, Bielefeld) wurde als beste humangeographische Dissertation in Deutschland ausgezeichnet. Hier stand die Frage im Vordergrund, welche Machteffekte das global zirkulierende Politikmodell der ‚kreativen Stadt‘ auf der städtischen Ebene zeitigt, wenn es dort als Rationalität des Regierens hervorgebracht wird.

Bettina Marten ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im seit 2018 bestehenden DFG-Projekt *Globale Gotik – Neugotische Sakralarchitektur im 20. und 21. Jahrhundert* an der Technischen Universität Dresden. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Promoviert wurde sie 1995 an der Universität Hamburg mit einer Studie zu den Festungsbauten Vespasiano Gonzagas unter Philip II von Spanien. Sie hat zahlreiche Studien zur Fortifikationsarchitektur, vor allem ihrer Wissensgeschichte, zum Städtebau sowie zur spanischen Kunst vor allem des Mittelalters vorgelegt. Sie ist Mitherausgeberin (mit Ulrich Reinisch und Michael Korey) von *Festungsbau. Geometrie – Technologie – Sublimierung* (Berlin 2012).

Reinhold Martin ist Professor für Architektur an der *Columbia University Graduate School of Architecture, Planning and Preservation*. Er ist Mitglied des *Center for Comparative Media* und *Committee on Global Thought*, und Mitbegründer und Mitherausgeber der Zeitschrift *Grey Room*. Zahlreiche seiner Publikationen beschäftigen sich mit der Geschichte und Theorie der modernen und zeitgenössischen Architektur: So ist Reinhold Martin Autor der Bücher *The Urban Apparatus: Mediapolitics and the City* (Minneapolis 2016), *The Organizational Complex: Architecture, Media, and Corporate Space* (Cambridge/MA 2003), *Utopia's Ghost: Architecture and Postmodernism, Again* (Minneapolis, 2010) und *Knowledge Worlds: Media, Materiality, and the Making of the Modern University* (New York 2021).

Stefan Muthesius ist ein Spezialist für die Geschichte der Architektur, des Städtebaus, der angewandten Kunst und des Designs vom 18. bis 20. Jahrhundert. Er hat von 1968 bis zu seiner Pensionierung an der *University of East Anglia* (UEA) gelehrt und ist Honorarprofessor an der dortigen *School of Art, Media and American Studies*. Er studierte an den Universitäten München, London (*Courtauld Institute of Art*) und Marburg, wo er auch promoviert wurde. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen wurde *The English Terraced House* (New Haven 1982) mit dem *Sir Banister Fletcher Prize* ausgezeichnet, für den sein jüngstes Buch *The Poetic Home: The Poetic Home: Designing the 19th-century Interior* (London 2009) ebenfalls in die engere Wahl kam. Sein Buch *Tower Block: Modern Public Housing in England, Schottland, Wales und Nordirland* (New Haven 1994), das er zusammen mit Miles Glendinning geschrieben hat, gewann 1995 die *Alice-Davis-Hitchcock-Medaille* der *Society of Architectural Historians*. Stefan Muthesius ist ferner der Co-Autor (zusammen mit Peter Dormer) von *Concrete and Open Skies. Architektur an der University of East Anglia 1962–2000* (London 2001), einer Studie über den UEA-Campus. Kürzlich hat er *Towers for the Welfare State: An Architectural History of British Multi-storey Housing, 1945–1970* (Edinburgh, 2017) veröffentlicht.

Tânia da Rocha Pitta ist Architektin und Soziologin. 1999 hat sie ihr Architekturstudium an der Architekturschule von Grenoble (*École Nationale Supérieure d'Architecture de Grenoble*) abgeschlossen, nachdem sie zuvor auch Architektur und Stadtplanung an der *Universidade Federal do Rio Grande do Sul* in Porto Alegre (Brasilien) studiert hatte. 2007 hat Tânia da Rocha Pitta an der *Université de Paris V* bei Michel Maffesoli eine sozialwissenschaftliche Dissertationsschrift vorgelegt (*Promenades imaginables dans le creux de villes contemporaines. De l'imprévisible subversion de la beauté de la forme: Noto, Belleville, Morro da Conceição*). Seit 2006 arbeitet sie als Architektin im Büro von Christian de Portzamparc (Paris).

Boris Sieverts lebt in Köln und betreibt seit 1997 das *Büro für Städtereisen*, das *Expeditionen in Terra Incognita* ermöglicht. Die von ihm konzipierten ein- und mehrtägigen Reisen führen durch Grauzonen unserer Ballungsräume, die uns häufig so fremd sind wie ferne Kontinente. Die Touren verknüpfen Brachflächen und Siedlungen, Parkplätze, Einkaufszentren und Wälder, Wiesen und Autobahnen, Schulen, Fabriken und Asylantenheime, Tiefgaragen und Hotels, Manöverplätze und Deponien, Flughäfen und Trampelpfade zu ungewöhnlichen Raumfolgen. Das Image der Stadt wird dabei bis zur Unkenntlichkeit relativiert. Die Orientierung an Bauwerken und Verkehrswegen löst sich auf, und landschaftliche Zusammenhänge werden in ansonsten als disparat geltenden Umgebungen sichtbar. Aus seinen Erkenntnissen entwickelt das *Büro für Städtereisen* – neben dem touristischen Angebot der Reisen – Visionen und weiterführende Interpretationen der erforschten Umgebungen und speist diese in die Raumplanung und den Kulturbetrieb ein. Boris Sieverts hat Kunst in Düsseldorf studiert, anschließend einige Jahre als Schäfer sowie in Architekturbüros in Köln und Bonn gearbeitet.

Jakob Sturm ist freischaffender Künstler, Buchautor sowie Mitbegründer und künstlerischer Leiter der *Produktions- und Ausstellungsplattform „basis“* in Frankfurt am Main. Er hat Philosophie und Soziologie in München und Frankfurt am Main sowie *Experimentelle Raumkonzepte* an der Hochschule für Gestaltung (HfG) Offenbach studiert. Einen Kern seiner Auseinandersetzung bildet die künstlerische Erschließung und reale Entwicklung von Räumen im sozialen und urbanen Kontext. In diesem Zusammenhang ist er Initiator und Berater unterschiedlicher Projekte, die sich mit der Neudefinition, Formierung und Nutzung bestehender, z. T. leerstehender Architekturen und Räume beschäftigen. Ab 2011 leitete er die von der Stadt Frankfurt beauftragte Leerstandsagentur „RADAR – Kreativräume für Frankfurt“. Seit 2015 ist er Mitglied der Fach-AG Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Frankfurt. 2016 wurde er als landesweiter Berater im Zuge der Entwicklung von Kreativräumen bzw. der Bereitstellung von Räumen für die Kultur- und Kreativwirtschaft durch das Land Hessen beauftragt. 2020 erschien sein autobiographisch-essayistisches Buch „Orte

möglichen Wohnens“ (Verlag Axel Dielmann). Seit 2021 berät er die Hessische Landesregierung in einem Fachgremium im Zuge eines Innenstadt-Förderprogramms angesichts von Strukturwandel und der bis jetzt nicht abzusehenden Folgen der Corona-Pandemie.

Lil Helle Thomas hat Kunstgeschichte und Germanistik an den Universitäten Frankfurt am Main und Wien studiert. 2013–18 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Fachrichtung Kunst- und Kulturwissenschaft an der Universität des Saarlandes. Danach war Sie im Ausstellungsbüro am Institut Mathildenhöhe tätig. Seit 2019 ist sie am Kunsthistorischen Institut Frankfurt als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Promoviert wurde Lil Helle Thomas in Frankfurt mit einer Studie, die 2017 unter dem Titel *Stimmung in der Architektur der Wiener Moderne. Josef Hoffmann und Adolf Loos* (Wien, Köln, Weimar) erschienen ist. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Architektur der klassischen Moderne und der Nachkriegszeit.

Georg Winter lebt in Saarbrücken, Stuttgart und Budapest. Kennzeichnend für Georg Winters künstlerische Praxis sind temporäre Laboratorien, urbane Situationen, *Self Organizing Performances*, Forschungsprojekte in einem fächerübergreifenden Arbeitsfeld. Mit „UKIYO CAMERA SYSTEMS“ zählt der Künstler seit den 1980er Jahren zu den Aktivisten des „*Expanded Media*“ und der raumbezogenen Experimentalkunst. Ausgehend von der „Universität im Koffer“ lehrt Georg Winter seit 1994 unter anderem an der Universität Stuttgart, der Merzakademie Stuttgart, 1999–2003 an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich 2003–07 als Professor für Kunst und Öffentlicher Raum an der AdBK Nürnberg, und seit 2007 an der HBK Saar als Professor für Bildhauerei/Public Art. Er ist Gründer der „forschungsgruppe_f“ in Zürich, der „Arbeitsgemeinschaft Retrograde Strategien“ Berlin, des „*Urban Research Instituts*“ Nürnberg, des „S_A_R Projektbüros“ in Völklingen sowie der AG AST (Arbeitsgemeinschaft anastrophale Stadt) und Volume V, Völklingen, Mannheim. „Ich beschäftige mich sowohl mit der Konzeption und Herstellung von Störungen als auch mit der Reflexion und Behebung von Störungen in Betriebssystemen. Exkursionen, -peditionen, -hibitionen, -perimente kommen zur Durchführung mit den Beteiligten und anderen. Verwerfungen und aktive Formen der Unterlassung folgen. Ambulante Lehrtätigkeiten, Professuren und Revolten wechseln mit Übungen zur Objektdifferenzierung, betreutem Schlaf und der Verabreichung von Sedativa an ‚architoxischen‘ Stellen. Einfache Grundübungen wie Drehen, Wenden, Aufheben werden täglich geleistet. Der menschliche Körper kann, nach Spinoza, die anderen Körper auf viele Arten bewegen und auf viele Arten disponieren.“

Die Inhaber von Bildrechten wurden mit hoher Sorgfalt recherchiert. Dennoch ließen sich nicht in allen Fällen die Urheberrechte ermitteln.

Wenn die Herausgeber feststellen oder von anderen darauf hingewiesen werden, dass ein konkreter Inhalt, zu dem sie einen Internet-Link bereitgestellt haben, eine zivil- oder strafrechtliche Verantwortlichkeit auslöst, werden sie den Verweis auf diese Inhalte aufheben.

















ELFEMERIN









Druck und Bindung
Books on Demand GmbH
In de Tarpen 42, 22848 Norderstedt

Die Räume, in denen Forschung und Lehre stattfinden, gelten häufig als Nebensache. Zumeist erfahren sie erst bei einschneidenden Veränderungen Aufmerksamkeit. Dabei wird dann deutlich, dass der Campus stets Raum für ganz unterschiedliche Entwürfe geboten hat.

Die Beiträge dieses Bandes thematisieren historische und gegenwärtige Transformationen des Konzepts Campus. Diskutiert werden markante architektonische Beispiele aus Deutschland, aber auch aus dem angelsächsischen und französischen Kontext. Sichtbar gemacht werden politische Programme, ideologische Aufladungen und kritische Wahrnehmungen von modernen Hochschulräumen. Untersucht wird auch die mediale Dimension des Gebauten. Was vermag die Rolle künstlerischer Forschungen und Interventionen dabei zu sein? Können Sie die dominanten Logiken des Konzepts Campus aufdecken, unterlaufen oder gar brechen und es damit für neue An eignungen öffnen?

